3 1761 06991185 7

Der Moderne Mensch

Von

Carneri

Verlag von Emil Strauss, Bonn

Zwischen uns sei Wahrheit!
(Goethe, Iphigenie.)

Nimm dies Buch, mein lieber Freund und treuer Kamerad, als Zeichen meiner herzlichen Zuneigung, gegeben mit dem Wunsche, es deinem Leibe ein wenig beizutragen.

In treuer Freundschaft

Sommer 1903. Elsa.

L. Lavarai

Der moderne Mensch.

Versuche über Lebensführung.

Von

B. Carneri.

Siebente Auflage.

Mit einem Bildnisse des Verfassers.

Bonn.
Verlag von Emil Strauß.
1902.

BT
1573
C3
1902

Was nicht zu verhüten ist, hat nothwendigerweise gestattet zu werden, wenngleich oft Schaden daraus erfolgt.

Spinoza.

LIBRARY
MAR 11 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

Kein Baum wird mit einem Hieb gefällt. Ist aber auch der Hieb, den ich hier gegen eine uralte Denkgewohnheit führe, durchaus nicht der erste: nie könnt' es mir in den Sinn kommen, ihn für den letzten zu halten und zu meinen, daß ich diesen Baum werde fallen sehen. Sollt' es mir gelingen, andere und mächtigere Aexte nach derselben Richtung in Bewegung zu setzen: meine kühnsten Wünsche gingen in Erfüllung. Daß eines Tages dieser Baum fallen und die Sittlichkeit an der Einheitlichkeit des Menschen einen zweckentsprechenderen Hort finden wird, als den die Vorstellung einer Doppelnatur bislang ihr geboten hat, bezweifle ich keinen Augenblick.

Nicht so sicher bin ich meiner Sache betreffs der hier entwickelten Weise, dem Leben Lichtstrahlen abzugewinnen. Es konnte dieser Theil der Arbeit nur subjectiv ausfallen, und nichts liegt mir ferner, denn als allgemeingiltig ihn aufstellen zu wollen. Bei der Lebensführung läßt sich wohl ein Ziel bezeichnen: den Weg dahin nimmt Jeder in Gemäßheit seiner Eigenart. Ich bin diesen Weg gegangen. Daß ich — von Leiden über das gewöhnliche Maß heimgesucht — das Leben schön gefunden habe und es heute, im siebzigsten Jahr, noch schön finde, spricht für diesen Weg. Freilich spricht es nicht weniger für ein günstiges Naturell. Aber hoffentlich sinkt dadurch nicht allzusehr im Werth die Thatsache,

daß das hier Gebotene kein Phantasiestück, sondern der pochenden Brust des Lebens entnommen ist.

Dieses Buch, in das ich mein ganzes Herz, recht und schlecht, wie es ist, niedergelegt habe, der Oeffentlichkeit zu übergeben, hätte ich ohne diese paar empfehlenden Worte nicht über's Herz gebracht.

Marburg a. Dr., den 3. November 1890.

Vorwort zur fünften Auflage.

Dem Vorwort zur ersten Auflage hab' ich nichts beizufügen; ich kann nur nicht der Versuchung widerstehen, der Freude Ausdruck zu geben über den Anklang, den diese Schrift gefunden hat. Er beweist mir die rasche Zunahme der Anhänger einer einheitlichen Weltanschauung und nicht weniger der Erkenntniß, daß in ihr allein die idealen Güter der Weisheit einen unerschütterlichen Hort finden. Nur unter diesem Zeichen giebt es von nun an einen Fortschritt auf den Gebieten des Denkens.

Marburg a. Dr., den 1. März 1901.

Der Verfasser.

Einleitend.

Die vorliegenden Blätter handeln von der Lebensführung und sind dem modernen Menschen gewidmet. Was wir unter diesem letzteren verstehen? Den vorherrschenden Menschentypus unserer Zeit, gekennzeichnet durch einen energischen Individualismus. Energisch ist vielleicht ein etwas zu milder Ausdruck. Wir wählen ihn, weil wir nicht dem Individualismus als solchem entgegentreten, sondern der Form, zu der er jetzt sich ausgestaltet hat. Wir werden zeigen, daß der Individualismus durch die Erziehung nicht zu unterdrücken, sondern ethisch zu pflegen sei. Dem Individuum hat sein Recht zu werden, soll es gemeinnützig sein können. Dieser Gedanke ist in unserer Zeit völlig zum Durchbruch gekommen, und keine Moral der Welt drängt ihn mehr zurück. Aber zur Klarheit hat er's noch nicht gebracht. Das Recht wird geltend gemacht, während die Gemeinnützigkeit als Eigennutz sich entpuppt. Wir schreiben dies der herrschenden Erziehung zu, deren widernatürliches Ziel die Unterjochung des Individualismus ist. Mißlingt der Versuch, so sprengt der mißhandelte Sklave die Ketten, um sich mit seiner ganzen Verwegenheit und List durch die Welt zu schlagen; gelingt der Versuch, so zieht er unnütze Halbmenschen heran oder nichtsnutzige Heuchler, welche von allen die schlechtesten sind. Die diesem trostlosen Dilemma durch günstige Verhältnisse Entrinnenden bilden weitaus die Minderzahl, und was die Regel sein sollte, die ethisch erhobene Natur, wird zur Ausnahme. Wir bestreiten nicht, daß man dabei das Wohl der Menschheit im Auge hat; allein die Menschheit ist eine Abstraction: die einzelnen Menschen bilden sie, und in Wahrheit ist es jederzeit der vorherrschende Mensch, der die Menschheit ausmacht.

Als ein unübersteigliches Hinderniß stellt sich jeder radicalen Aenderung der Erziehungsmethode für unabsehbare Zeiten die Kirche entgegen. Wir werden nicht ermangeln, anzudeuten, wie der Staat, wenn er seine Schuldigkeit thut, dieser Thatsache in sehr werthvoller Weise begegnen kann. Mehr fordern wir nicht von ihm; nicht bloß, weil es gegen unsere Art ist, nach Unmöglichem zu verlangen, sondern weil es uns mit dem Grundsatz der modernen Ethik: „Größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl" — voller Ernst ist. Die Religionsbedürftigen können eben nur im Wege des Gefühls zu einem versöhnenden Erfassen des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge gelangen. Darum haben die Gläubigen in ihrer Weise selig zu werden, aber ohne die Glückseligkeit der Nichtgläubigen zu beeinträchtigen.

Die Erziehung, in welche sich unserer Ansicht nach Staat und Familie zu theilen haben, ist die eigentliche Ermöglichung der Moral. Nimmt man keinen kategorischen Imperativ, keinen moralischen Sinn, keinerlei intuitive Begründung der Sittlichkeit an: so ist nach logischen Gesetzen alles „Sollen", dem wir aus einem angeborenen innern Triebe zu gehorchen hätten, machtlos, wie es überhaupt, sobald man die Willensfreiheit als absolute Wahlfreiheit fallen läßt — eine unabweisbare Forderung der Causalität — nur mehr ein „Müssen" giebt. Aufgabe der Erziehung ist es daher, den Menschen derart heranzubilden, daß er das Gute thun muß. Daß darunter die Menschenwürde nicht leidet, daß vielmehr die harmonische Entwicklung eines Wesens, das seiner Natur nach freudig das Edle und Große vollbringt, eine ethische Erscheinung ist, die schöner nicht gedacht werden kann, haben die vorliegenden Blätter zu zeigen.

Möglich wird die Lösung dieser herrlichen Aufgabe durch das Glückseligkeitsstreben, zu dem sich im Menschen der Selbsterhaltungstrieb läutert, sobald sich die Intelligenz voll entwickelt. Das Denken beruht auf Empfindung und ist nur die andere Seite des Gefühls, weshalb alles Denken, das nicht an der Wärme des Gefühls zur Reife gelangt, wie alles Fühlen, das nicht am Lichte des Denkens sich klärt, einseitig ist. Sache der Erziehung ist es, durch die übereinstimmende Entwicklung des Denkens und Fühlens das Streben nach Glückseligkeit zu läutern, so daß das Ich im Du seine natürliche Erweiterung, im Wir seine nothwendige Vollendung erblickt, der Egoismus den Altruismus als seine höhere Wahrheit erkennt.

Auf diesem Wege gelangen wir zu einer vernünftigen Würdigung des Nützlichkeitsprincips. Wir suchen nämlich naturgemäß unsern Nutzen, müssen aber darum nicht außer Acht lassen, daß, was auch einem Andern nützlich, das uns Nützlichere, und das Allgemeinnützliche uns das Allernützlichste ist. Auf diesem Princip beruht der Utilitarismus, der mit gutem Fug und Recht allgemeine Normen aufstellen kann, weil ihnen, insofern sie den Interessen der Gesammtheit Rechnung tragen, die allgemeine Anerkennung zu Theil wird. Die Anerkennung ist aber noch nicht die Befolgung. Trotz seiner Bekämpfung des Intuitionismus steht der Utilitarismus auf der intuitiven Stufe des „Sollens". Er legt den Nachdruck auf den Nutzen, weil sich dieser berechnen und das zu verbreitende Glück uns zum Bewußtsein bringen läßt. Allein dieses Bewußtsein reicht nicht aus; entscheidend ist das eigene Glückseligkeitsgefühl des Einzelnen, das allein zur Erhöhung des fremden und allgemeinen Wohles thatsächlich ihn bestimmt. Streng genommen, ist der Utilitarismus die von der Seite des Verstandes aufgefaßte Glückseligkeitslehre. Es liegt daher in ihm eine Halbheit: der bloße Verstand sieht zu genau auf die Vergeltung und ist nicht nur leicht geneigt, ein fremdes und selbst ein allgemeines Interesse als seinem eigenen Interesse zuwiderlaufend zu betrachten, sondern sogar im Stande, sich zu weigern, große Opfer zu bringen, bei welchen für ihn von einem eigentlichen Nutzen keine Rede sein kann. In diesen Fällen kann nur das Herz aushelfen. Nur vom Standpunkte des Glückseligkeitstriebes ist es erklärlich, daß Einer für ein geliebtes Wesen oder einen erhabenen Zweck sein Leben hingiebt: er sieht eben darin sein höheres Glück. Sein wahres Glück suchend, gelangt der Mensch zur Sittlichkeit; allein er hat dazu erzogen, so erzogen zu sein, daß er gar nicht anders kann. Er findet im beseligenden Gefühl des Adels seiner That den schönsten Lohn und verlangt nicht nach mehr.

Es läßt sich gewiß Vieles einwenden gegen diese Auffassung der Sittlichkeit; aber keine Einwendung wird stichhaltiger sein als unsere Behauptung, daß nur diese Auffassung widerspruchslos allen Consequenzen der Entwicklungslehre gegenübersteht. Nichts liegt uns ferner, als die Sittlichkeit aus den Gesetzen des „Kampfs um's Dasein" ableiten zu wollen. Die Sittlichkeit ist ein Ergebniß der civilisirten Menschennatur. Unser Darwinismus besteht darin,

daß wir die aus der Entwicklungslehre mit Nothwendigkeit erfolgenden Consequenzen, anlangend Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, rückhaltlos acceptiren und ihnen gemäß die Stellung des Menschen beurtheilen. Diese Consequenzen schwirren in der Luft; Wenige können sich ihnen entziehen, Keiner kann sie bezwingen; mit ihnen nicht rechnen, heißt nicht, sie aus der Welt schaffen. Ueberdies wird Jeder zugeben, daß eine durch diese Grundsätze nicht zu erschütternde Sittlichkeit von unberechenbarem Nutzen für die Menschheit wäre und deren Fortentwicklung ganz außerordentlich fördern müßte. Mehr brauchen wir nicht. Welcher Art die Sittlichkeit ist, die uns da vorschwebt, werden die folgenden Essays klarlegen. Wir haben hier nur für Jene, die mit unsern Schriften nicht bekannt sind — es dürften deren viele sein, falls überhaupt dieses Buch viel Leser finden sollte —, in wenig Worte die Grundanschauung zusammen gefaßt, von der wir bei allem Folgenden ausgehen, und werden darauf wie auf unsere sonstigen philosophischen Ueberzeugungen nur in jenen Fällen zu sprechen kommen, in welchen jedem Leser unwillkürlich ein Wieso sich an die Lippen drängt.

Die Lebensführung ist es, mit der wir hier hauptsächlich uns beschäftigen wollen. Wir gehen dabei nicht von extremen Tugendbegriffen aus, welche nur in Verbindung mit einem bessern Jenseits einen Sinn haben. Die mit uns überzeugt sind, nur dieses Eine Mal zu leben — und für sie allein schreiben wir —, die sind schon auf dem Wege, uns zu verstehen. An einzelnen Vorstellungen, Affecten und Lebenslagen werden wir zeigen, wie es Sache des Fühlens und Denkens sei, zu einer edlen Glückseligkeit sich zu erheben, daß aber dazu die Selbständigkeit des Individuums eine maßgebende Bedingung ist. Der Weg, den wir dem Einzelnen andeuten, ist derselbe, den die Gesammtheit gegangen ist, und auf dem sich ihr der Begriff der Sittlichkeit erschlossen hat. Dieser Begriff ist da; bei allen civilisirten Nationen ist er im Großen und Ganzen derselbe. Um was es daher, wie gesagt, sich handelt, ist: wie der Einzelne diesen Begriff sich aneignet, ihn zu seiner zweiten Natur macht.

Bei unserm Bilde von dem allgemeinen moralischen Fortschritt haben wir nicht die sogenannte Gesellschaft als etwas für sich Bestehendes im Auge. Wie uns der gebildete Mensch als identisch gilt mit dem Menschen im Staatswesen: so gilt uns die Gesell-

schaft als unzertrennlich vom Begriff des Staates, mit dem sie steht und fällt. Die bequemste Widerlegung unserer Auffassung des Staates ist, als eine dogmatische sie zu bezeichnen; uns ist aber dieser Satz kein Dogma, sondern ein Erfahrungssatz. Durch den Staat ist der Mensch zu dauernden sittlichen Zuständen gekommen, und neben dem Staate hat dabei die Religion wesentlich mitgewirkt. Diese rückhaltlose Anerkennung des Werthes der Religion erschüttert aber in nichts unsere Ueberzeugung, daß der Rechtsstaat nur in dem Maße zur Wahrheit werden kann, in welchem er von der Kirche sich emancipirt. Es liegt in der Natur der Kirche, nicht wie der Staat dem Fortschritt sich anpassen zu können. Diese Emancipation wird ein ebenso langwieriger als schwieriger Proceß sein, den man nicht ungestraft überstürzt. Die Erklärung liegt in der Geschichte der Staaten und Kirchen. Der Stiftung aller Staaten und wirklichen Kirchen lag, wie selbstsüchtig auch in erster Linie ihr Zweck sein mochte, ein gemeinnütziges Moment zu Grunde, durch das allein sie sich festsetzen konnten und das nach und nach an Bedeutung gewinnen mußte, wenn sie auf die Länge sich erhalten wollten. Die daraus erfolgende Schädigung des Interesses der leitenden Personen führte zu Verschmelzungen, bei welchen die Energie weltlicher Macht und der Nimbus göttlicher Herkunft wechselseitig sich unterstützten. Da konnte es nicht ausbleiben, daß diese großen Factoren menschlicher Entwicklung bald als heilig verehrt, bald als hassenswerth verabscheut wurden. Was ihre Macht erhöhte, führte zu ihrer Erniedrigung, und oft war es an allen ihren Leistungen das einzig Dankenswerthe, daß sie die Gesellschaft, welche, in ihre Atome zersplitternd, nur verwildern kann, zu einem geordneten Ganzen zusammenhielten.

Sie hätten auch schließlich in allem Uebrigen mehr geschadet als genützt — und der unbefangene Denker verargt es ihnen nicht, weil an der Spitze irdischer Institution nur Menschen stehen können, deren Grundtriebfeder der Egoismus ist, und welche der Reiz der Macht nur zu leicht verblendet — sie hätten verderblich wirken müssen, gäbe es nicht eine Kraft, welcher kein Staat und kein Gott gewachsen ist, die Kraft des unaufhaltsam fortschreitenden Wissens. Sie haben oft genug diese Macht bekämpft, geheim und offen. In Banden haben sie sie geschlagen, zum Widerruf sie gezwungen. Aber mit der Unverletzlichkeit einer Unsterblichen hat sie

immer wieder alle Fesseln gesprengt, um größer dazustehen denn je und im Glanz der Freiheit die Herren der Erde zu verdunkeln. Dem Wissen verdankt der Mensch den Schlüssel zu Allem, was er geworden ist und sein eigen nennt. Dieses Bewußtsein ist Gemeingut der Menschheit geworden; und hat selbst das Wissen seine Schattenseiten und Gefahren: es trägt sein Correctiv in sich durch seinen unaufhaltsamen Fortschritt.

Ueberblicken wir von diesem Standpunkte aus die Leistungen der Menschheit, so fühlen wir uns von Bewunderung ergriffen. Was sie auf den verschiedenen Gebieten des Gewerbes, der Technik, der Kunst und Wissenschaft geschaffen hat, ist riesig; und ist auch der Kreis derer, für die das Leben wahrhaft wohnlich eingerichtet ist, verhältnißmäßig noch ein sehr enger: das Augenmerk der Neuzeit ist mit Ernst auf dessen Erweiterung gerichtet, und nur, was dahin zielt, wird von nun an als wahrer Fortschritt betrachtet. Wäre dies immer in diesem Maße geschehen, so würden wir schon viel weiter gekommen sein. Es gehört jene Engherzigkeit dazu, die eines umfassenden Blickes nicht fähig ist, um darum die große Bedeutung des Fortschritts, den die Weltgeschichte aufweist, leugnen zu wollen. Der mit sehendem Auge zurückblickt — wir denken da nicht an primitive Zustände, sondern an Perioden sehr weit gediehener Civilisation —, kommt hin und wieder auf so gänzlich zerrüttete Verhältnisse der Gesellschaft, in welchen aller sittliche Halt derart verloren war, daß man nur von einem Wunder Rettung erwarten zu können meinte. Es ist kein Wunder geschehen, und es ist besser geworden. Nur den vom Schicksal besonders Begünstigten ist es gegeben, des Guten überdrüssig zu werden: die breitern Schichten des Volkes werden des Bösen überdrüssig, und wo sie mit Recht reagiren, reagiren sie nie ohne Erfolg. Ein paar Generationen mußten überwunden werden, und der menschenunwürdige Zustand hatte ein Ende. Der die Weltgeschichte studirt, sehnt nie sich zurück nach der sogenannten guten alten Zeit, die nur gut war für wenige Privilegirte; er fürchtet aber auch nicht einen allgemeinen Rückfall in barbarische Zustände, weil er die solide Basis des modernen Fortschritts zu würdigen weiß.

Vom Standpunkt der Schöpfungstheorie, welche Alles aus der Hand der Allmacht hervorgegangen sein läßt, mag der Mensch immerhin ein elendes Wesen sein, das von seiner ursprünglichen

Vollendung immer mehr sich entfernt, wie auch diese Erde, gegenüber dem Paradies, nur als ein Jammerthal betrachtet werden kann. Von dieser Trostlosigkeit weiß die Entwicklungslehre nichts. Der von ihr ausgeht, kann vielmehr nichts Staunenswertheres sich vorstellen als diese aus organischen Anfängen gewordene Welt, an ihrer Spitze den Menschen mit seinem Geist und seinem Herzen. Wir werden zeigen, daß dem Menschen nichts ferner liegt denn ein Gefühl der Verlassenheit, sobald er sich erkennt als eins mit der ihn umgebenden Natur; daß seine Selbständigkeit ihm gestattet, seinen ganzen Mann einzusetzen, wann es gilt, sein eigenes oder fremdes Wohl zu fördern; daß er tolerant ist gegenüber seinen Mitmenschen, deren Schwächen er versteht, ohne darum aufzuhören, von ihnen zu fordern, was er mit Recht von ihnen fordern kann; daß er Ideale sich zu schaffen vermag, die ihm sichere Führer sind auf den schwierigsten Pfaden und ein Aufblick in jeder Lage des Lebens. Nicht ein idealer Mensch schwebt uns da vor: wir entnehmen ihn der Wirklichkeit, recht und schlecht, wie sie ihn bietet, fehlhaft, aber immer bereit, gethanes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen, frei von allem Verlangen nach eingebildeten Gütern und dafür mit den Gaben dieser Welt zufrieden. An sich selbst stellt er nicht die unmöglichen Anforderungen einer übermenschlichen Tugend; aber was er sich und seinen Mitmenschen schuldig ist, ist ihm heilig wie nichts, weil dessen Heilighaltung seine Glückseligkeit vollendet. Seine Gefühle sind klar wie sein Denken; und kann auch Alles ihm geraubt werden: keine Macht der Erde raubt ihm seinen Seelenfrieden, denn für ihn gilt das Wort des Apostels: „Selig ist, der sich selbst kein Gewissen macht in dem, das er annimmt."

Dieses Wort kennzeichnet mit dem Menschen, den wir da meinen, unsern Sittlichkeitsbegriff überhaupt. Statt an Normen, die wir auf kalten Steintafeln vor uns lesen und die wir im Kampf mit einer bösen Natur zu befolgen haben, um nicht verdienstlos in ein ewiges Leben überzutreten: denken wir an Normen, die, tief in unser warmes Herz geschrieben, zu unserer eigenen Natur uns geworden sind, und welchen gemäß wir nach Kräften leben, weil es sonst kein wahres Glück auf dieser Erde giebt, über welche hinaus unser Streben nicht geht. Man wird uns sagen, bis auf das Moment der Jenseitigkeit sei dies eins und dasselbe.

Die Sache mag dieselbe sein; allein von einer andern Seite ist sie gesehen und von der Seite angefaßt, die zur Jenseitslosigkeit stimmt. Anstatt Normen aufzustellen und zu begründen, die längst aufgestellt und schon nur zu vielfach begründet sind, fassen wir vor Allem das Verhalten des Individuums zu den sittlichen Normen in's Auge und legen das Hauptgewicht auf seine Erziehung. Unser Empfinden hat den ethischen Grundsätzen entgegen zu kommen, und diese dürften von uns nicht mehr fordern, als wofür unser Empfinden herangebildet werden kann. Sidgwick hat Recht: eine Moral, welche uns das Leiden als eine heilige Pflicht aufbürdet, ist wirkungslos, wenn sie keinen Ersatz in einem andern Leben uns verbürgt, in welchem unfehlbar der Böse bestraft und der Gute belohnt wird. Darum giebt es für den Glaubenslosen nur Einen Weg zur Sittlichkeit: daß sein gesammtes Empfinden und Erkennen allmählich durchdrungen werde vom Begriff des wahrhaftigen Glücks. Was allein ihn leiten und vorwärts bringen kann, ist sein Glückseligkeitstrieb, und da gilt's vor Allem, diesen zu entwickeln und zu veredeln. Wir nehmen den Standpunkt Leslie Stephen's ein: nicht das „Sollen", das „Können" ist das Entscheidende, und das „handle so" der herrschenden Moral hat in ein „sei so" sich zu verwandeln. Der Einheitlichkeit seines Wesens gemäß hat für dieses Leben der Mensch erzogen zu werden. Auf dieser Erde können wir die Hölle finden, aber auch den Himmel.

Dankbarkeit.

Beginnen wir mit einem Begriff, der so klar aussieht, daß man auf den ersten Blick meinen könnte, jede Auseinandersetzung sei überflüssig. Ein undankbarer Mensch ist vielleicht der schlechteste. Er ist gemüthlos, und seine Unfähigkeit, den Wohlthäter zu würdigen, erweist ihn als unzugänglich allen edleren Empfindungen. Es giebt kein Verbrechen, daß nicht von mildernden Umständen begleitet sein könnte. Für den Undankbaren giebt es nie eine Entschuldigung, welche in einem günstigern Licht ihn uns darzustellen vermöchte. Der Fehler liegt im Herzen. Gar viele Verbrechen würden unter andern Verhältnissen von demselben Menschen nicht begangen worden sein. Der Undankbare ist immer undankbar. Damit ist nicht gesagt, daß Undankbarkeit unbegreiflich und folglich unverzeihlich sei. Der unbefangene Beurtheiler begreift und verzeiht Alles. Es ist sogar sehr leicht zu verstehen, wie ein ganz verwahrlostes Gemüth dahin kommen mag, von der Verpflichtung zur Dankbarkeit gar keine Ahnung zu haben. Allein, was die erste Erziehung versäumt und die Schule des Lebens in den ersten Jahren nicht nachgetragen hat, ist später nicht mehr gut zu machen, und an das Herz des Undankbaren wird kein Herz freiwillig und auf die Dauer sich anschließen.

Aus diesen wenigen Worten dürfte zur Genüge hervorgehen, von welcher Wichtigkeit dieser Begriff für die wahre Glückseligkeit des Menschen ist. Diese Wichtigkeit nachzuweisen, ist leicht, während es sehr schwierig ist, einen Begriff, von dem wir soeben ungescheut erklärt haben, daß er eine Verpflichtung voraussetzt, mit der Unfreiheit des Willens in Einklang zu setzen. Mit der Auseinandersetzung der Bedeutung, von der die Dankbarkeit für die Glück-

seligkeit des Menschen ist, werden wir daher diese Erörterung schließen und vorerst die Verpflichtung selbst und die besondere Form des Dankbarkeitsgefühls, um die es uns hier vor Allem zu thun ist, in das richtige Licht zu setzen suchen.

Mit dem Causalgesetz, auf welchem die Weltanschauung der Neuzeit beruht, ist die Freiheit des Willens als unbedingte Wahlfreiheit unvereinbar. Das schließt aber nicht aus, das ein zur Selbständigkeit erzogener Charakter so klar sich bewußt sei, durch seine Eigenart der Thäter seiner Thaten zu sein, daß er die Verantwortung für sein Thun und Lassen niemals ablehnen wird. Gerade die Ueberzeugung, daß er so vorgehen mußte, wie er vorgegangen ist, und daß nur ein Anderer anders hätte vorgehen können, beweist ihm, daß er Eins ist mit seinen Thaten, daß mit deren Verantwortung seine Selbständigkeit steht und fällt, daß er mit der Ablehnung dieser Verantwortung als Individuum abdiciren würde. Der Zusammenhang der Verpflichtung mit der Verantwortung ist klar, aber nur insofern es sich um eine bestimmte Verpflichtung handelt, die Einer eingegangen ist, und die der ehrliche Mensch überhaupt nur eingeht, wenn er weiß, sie einhalten zu können. Ebenso bedarf es nur einer harmonischen Bildung des Herzens und des Verstandes, damit uns die Verpflichtung, einem Wohlthäter dankbar zu sein, vollkommen klar werde. Anders verhält sich's mit dem Dankbarkeitsgefühl bei einer Wohlthat, die nicht unserer Person erwiesen worden ist, und die einen doppelten Widerspruch in sich zu schließen scheint, weil wir den Wohlthäter nicht einmal zu nennen wüßten. Dieses Dankbarkeitsgefühl ist aber unserer Ueberzeugung nach zur Erlangung wahrer Glückseligkeit so unerläßlich, daß wir nicht umhin können, seine Quelle aufzudecken.

Hiermit gelangen wir zu einer Schwierigkeit, die so kritischer Art ist, daß wir uns in sie vielleicht gar nicht einlassen können, ohne im ersten Moment den Unmuth der Gläubigen und Ungläubigen in gleichem Maße gegen uns herauf zu beschwören. Es ist die Frage: inwieweit es wünschenswerth sei, daß der Religionsunterricht in der Volks- und Bürgerschule ertheilt werde? Wir werden uns dafür aussprechen und damit den Widerspruch der Glaubenslosen hervorrufen. Während wir aber mit Bestimmtheit erwarten, mit Ausnahme der extremern Elemente, in der Folge ihre

Zustimmung zu erlangen, wagen wir es nicht, von der Kirche ein Gleiches zu hoffen. So erfreulich ihr unsere obige Erklärung, so unerfreulich wird ihr deren Begründung sein. Wie mächtig aber auch die Kirche heut zu Tage noch sein mag: was wir vorschlagen, würde unter Allem, was sonst ersonnen werden mag, bei den Gläubigen selbst auf den geringern Widerstand stoßen, daher für den modernen Staat keine allzuschwere Aufgabe bilden.

Bevor wir zur Auseinandersetzung unserer Anschauung schreiten, müssen wir vorausschicken, daß wir die Ertheilung eines Religionsunterrichts in der Mittelschule als zweckwidrig erachten. Der noch darnach ein Bedürfniß empfindet, mag dieses privatim befriedigen; allein der moderne Staat kann, wenn er anders seiner Pflichten sich bewußt ist, nicht zugeben, daß an Schulen, welche der Wissenschaft vorarbeiten — um eines Ausdrucks des für die Einführung eines Moralunterrichts in der Volksschule so rüstig thätigen Ludwig Fleischner uns zu bedienen — zweierlei Wahrheit gelehrt werde. Es war dies selbst dem Absolutismus klar, und er half sich damit, daß er der Wissenschaft Gewalt anthat und nichts lehren ließ, das mit den Satzungen der Kirche in Widerspruch gerathen wäre. Das ist aber in der Neuzeit glücklicher Weise nicht mehr möglich; dazu ist die Wissenschaft zu selbständig geworden, ihr Geist zu sehr Gemeingut der Gebildeten. Bei dem jetzt unvermeidlichen Lehrplan der Mittelschule ist die Beibehaltung des Religionsunterrichts ein Verbrechen am Geiste der Jugend. Eine correcte Ausbildung des Denkens ist die Hauptbedingung echter Bildung. Statt dessen werden die wichtigsten Begriffe verwirrt, die Grundlagen der Gesinnung unterwühlt. Es werden Mythen höher gestellt als die werthvollsten Errungenschaften der Naturwissenschaft und durch kirchliche Darstellungen geschichtliche Thatsachen gefälscht. Und was ist die Folge, wenn Einer lernen soll, dasselbe Ding sei zugleich weiß und schwarz, derselbe Mann ehrenhaft und nichtswürdig? Für den, der's annimmt, Verdummung; für den, der's nicht annimmt, aber dergleichen thut, Heuchelei; für den, der's nicht annimmt und offen der Wahrheit die Ehre giebt, Unmöglichkeit des Fortkommens. Nur die Gedankenlosigkeit, mit der man althergebrachte Zustände betrachtet, ohne sie der leisesten Prüfung zu unterziehen, macht es erklärlich, daß nicht alle Vernünftigen Protest erheben gegen eine so widersinnige Einrichtung. Ueber gänzlich

einander aufhebende Lehren hat da der Jüngling einer Prüfung sich zu unterziehen, und als Vorzugsschüler geht er nur dann hervor, wenn er das diametral Entgegengesetzte gleich gut zu vertreten weiß. Es ist dies so haarsträubend, daß dem Staate kaum etwas Anderes übrig bleibt, als zu Lehrbüchern zu greifen, welche die wissenschaftliche Wahrheit abschwächen, wodurch seine Pflichterfüllung erst recht vom Regen unter die Traufe geräth. Durch das Entfallen des Religionsunterrichts — erweiterter Katechismus, Lithurgik, Dogmatik, Kirchengeschichte, lauter Gegenstände, die nur für Theologen angemessen sind — ließe sich auf den Gymnasien, wenn gleichzeitig das Lateinische und Griechische, anstatt wie für Philologen, praktisch, d. h. hauptsächlich als Vermittler der classischen Cultur gelehrt würden, so viel Zeit gewinnen, daß Raum bliebe, nicht nur zur Erlernung einer vom Schüler zu wählenden modernen Sprache und Förderung der heute noch sehr vernachlässigten körperlichen Entwicklung, sondern auch zu einer derartigen Pflege der Mathematik und des Zeichnens, daß mit einer einzigen Mittelschule ausgelangt werden könnte. Es würde dies den zweifachen Vortheil bieten, daß Allen das gleiche Maß an Bildung zugänglich wäre, und daß erst der Jüngling, welcher die Mittelschule absolvirt hat, und nicht schon der Knabe, welcher sie betritt, die Entscheidung über seinen künftigen Beruf zu treffen hätte. Und ganz würde eine solche Mittelschule ihren Zweck erfüllen, wenn am Schluß des vierten Jahres eine Fortgangsprüfung stattfände, die nur die wahrhaft Befähigten weiter emporsteigen ließe, die minder Begabten dagegen bestimmte, einer Fachschule sich zuzuwenden, die sie für sich selbst wie für Andere zu nützlichen Menschen heranbildet.

In der Volks- und Bürgerschule braucht nichts, und schon gar nicht in einer Form etwas gelehrt zu werden, die in einem unlösbaren Widerspruch stände mit der Christenlehre. Und ein von Staats wegen eingeführter Moralunterricht könnte da derart ertheilt werden, daß das kindliche Gewissen keinen Anstoß nehmen würde an der doppelten Unterweisung. Der ganze Unterschied wäre der, daß dem jungen Herzen eingeprägt würde, nicht allein Gott, sondern auch der Staat fordere von uns eine sittliche Lebensführung, weil es ungezählte Lebensverhältnisse giebt, die er im Wege der Gesetzgebung nicht bewältigen kann. Das Kind hat heranzuwachsen mit dem immer mehr sich klärenden Bewußtsein, daß es nur dem

dauernd wohlergehen kann auf Erden, dem das Wohl seiner Mitmenschen so heilig ist als das eigene. Es ist von der höchsten Wichtigkeit für das Gedeihen der Gesellschaft, daß das Kind von Anfang wisse, die Moral stütze sich nicht allein auf den Glauben; denn sonst gäbe es für jene, die später den Glauben verlieren, keine Moral mehr. Dagegen hätte das reine Christenthum nichts einzuwenden. Nur die Kirche befreundet sich schwer mit einer weltlichen Begründung der Moral; sie fühlt ganz richtig, daß sie dadurch betreffs des wichtigern Theils ihres Wirkungskreises allmählich überflüssig werden könnte. Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, auf welche diese Neuerung stoßen müßte, halten jedoch diesen Schritt für unerläßlich, besonders bei der raschen Ueberhandnahme der Glaubenslosigkeit, und sind überzeugt, daß mit dem richtigen Takt und der nöthigen Energie jede Regierung siegreich aus diesem Kampf hervorgehen würde.

Viele meinen, das Einfachste und Richtige wäre, den Religionsunterricht auch aus der Volksschule auszuscheiden. Dazu gehören vor Allem jene, die für ihre Kinder gar keinen Religionsunterricht wünschen, und durchschnittlich sind die Lehrer für diese Ausscheidung, weil sie dadurch all' den Collisionen entgehen würden, welche aus dem Zusammenwirken mit der Geistlichkeit sich ergeben. Letzteres ist natürlich, aber ein nebensächlicher Grund, der nicht den Ausschlag geben darf. Gegen die Ausscheidung spricht der sehr gewichtige Umstand, daß das Volk in seiner weit überwiegenden Mehrheit den Religionsunterricht will und in der Volksschule ihn will, weil es immer so gewesen ist, ein Grund, der überall, wo das Bildungsniveau ziemlich nieder ist, zu den zwingendsten gehört. Hingegen darf die Kirche nicht unter die principiellen Gegner dieser Maßregel gezählt werden. Die Verbindung mit der Schule ist für sie nur so lange wünschenswerth, als sie hoffen kann, den ganzen Unterricht unter ihre Leitung zu bringen. Der Weg dahin wäre die confessionelle Schule, die kein Staat zugeben wird, der nicht für alle Zukunft dem Fortschritt sich verschließen und auf seinen eigentlichen Zweck nicht verzichten will. Ueberzeugt sich die Kirche, daß der Staat die Leitung des Unterrichts und Ueberwachung des ihr zugewiesenen Theils desselben nie aus der Hand geben wird, so werden wir sie immer bereit finden, auf eigene Faust ihres Amtes zu walten. Die Parole würde dann lauten: Freie Kirche im

freien Staate. Es ist dies ein sehr schöner, aber ebenso unpraktischer Grundsatz, dem man nur huldigen kann, so lange man nicht sich überzeugt hat, daß Religion und Kirche zwei ganz verschiedene Dinge sind, und daß der letztern die Herrschaft über Alles geht. Wir brauchen nur auf Belgien zu blicken, wenn wir mit Augen sehen wollen, wie die Kirche allmählich ein ganzes Volk ihren Zwecken dienstbar macht, sobald sie ihren Unterricht ohne alle Ueberwachung von Seiten des Staates ertheilt und, von den Frauen unterstützt — wir bedauern es herzlich, diesen Vorwurf nicht unterdrücken zu können —, die Kinder in dem für alle Eindrücke des Lebens empfänglichsten Alter ganz in ihre Gewalt bekommt.

Und damit gelangen wir zum wesentlichen Punkt, zur Frage nach dem Nutzen eines allgemeinen Religionsunterrichts. Setzen wir voraus, daß der Staat seine Schuldigkeit thue und diesen Unterricht derart überwache, daß alles Fanatische ferngehalten und die Nächstenliebe in ihrer vollen Reinheit gelehrt wird; so kann nicht nur Keinem daraus ein Nachtheil erwachsen, sondern der Vortheil nur als ein allgemeiner sich erweisen. Abgesehen von der Ausnahmsstellung, welche ganz religionslos heranwachsende Kinder einnehmen, und durch die sie zum Schaden der Gemüthsentwicklung aus der natürlichen Gemeinschaft mit ihresgleichen gerissen werden, übersehen die Eltern, welchen dies als wünschenswerth erscheint, daß ein Theil der Menschen mehr für das Denken, der andere Theil mehr für das Fühlen organisirt ist, und daß sich an dieser Grundstimmung des Einzelcharakters nichts ändern läßt. Ob einer mehr nach dieser oder nach jener Seite hinneige, ist anfänglich nicht zu unterscheiden. Ist einer vornehmlich für das Fühlen organisirt, so bleibt dieses auch in der Folge bei ihm vorherrschend und ergiebt, im Gegensatz zu der vor Allem nach Wissen lechzenden, die glaubensbedürftige Natur. Für eine solche ist es der Raub von etwas Unersetzlichem, wenn der Keim einer vernünftigen Religion nicht im frühesten Alter gelegt und gepflegt wird. Ein solches Wesen wird unglücklich, weil es später, unfähig, zu einem starken Glauben sich emporzuschwingen, bald von Zweifeln, welchen sein Verstand nicht gewachsen ist, sich zerrissen fühlt, bald dem krassesten Aberglauben anheimfällt und lieber die absurdeste Vorstellung einer andern Welt acceptirt, als mit dieser Welt sich zufrieden zu geben.

Was hat aber — wird man hier fragen — der zum Denken

Organisirte von dem Ballast, den er später abwerfen muß, will er anders zu den Sphären des Wissens emporsteigen? Das ist eben dasjenige, dem gemeinhin das richtige Verständniß nicht entgegengebracht wird. Es liegt etwas Naturgesetzliches darin, daß die Heranbildung des Einzelnen den Entwicklungsgang der ganzen Art durchmache. Der Glaube ist die primitivere Form des Wissens, und mit dieser hat der Naturmensch sich beholfen, bis er sich zum Culturmenschen hinangearbeitet hat. Würde ihm plötzlich das Wissen fertig angeboten worden sein, zu nichts wäre es ihm nütze gewesen, weil er es nicht erfaßt hätte. Oder wäre es nicht der helle Wahnsinn, wollten wir dem kleinen Kinde, das, erstaunt über die Mannigfaltigkeit der es umgebenden Natur, nach deren Herkunft fragt, die Evolutionslehre klar machen? Ein: Warte, bis du groß bist, — jahrelang bei Allem und Jedem wiederholt, würde eine Art Stillstand in der Phantasie des Kindes zur Folge haben; während die einfache Vorstellung eines allmächtigen Vaters im Himmel, von dem Alles kommt, ihr einen großen Spielraum bietet, in welchem sie sich frei bewegt. Je unentwickelter ein Verstand ist, desto faßlicher ist ihm der Gottesbegriff. Die frühzeitige Gewöhnung an die Unüberwindlichkeit einer Allmacht, welcher Alles sich fügt, lehrt uns wie nichts, ins Unvermeidliche uns zu finden, wozu wir später nur zu oft von den uns umgebenden Verhältnissen aufgefordert werden. Früh genug stellen sich die Zweifel ein an der vollen Richtigkeit der Schöpfungsgeschichte, und Sache des Erziehers ist es, mit dem gehörigen Tact die Entwicklung des Denkens Schritt halten zu lassen mit der Entwicklung des Individuums. Ist der aufstrebende Geist darnach, so fallen so allmählich die Schuppen ihm von den Augen, daß er den Uebergang kaum fühlt. Ist der Entwicklungsgang der Weltanschauung ein normaler und vernünftig geleiteter, so wird der christliche Gottesgedanke in einen philosophischen Deïsmus übergehen, welcher, pantheïstisch immer mehr sich verflüchtigend, der wissenschaftlichen Auffassung einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit Platz macht. Und der keinen solchen Erzieher zur Seite hat? Für den ist der christliche Unterricht, den wir meinen, besonders werthvoll. Ein roher Freigeist ist nicht weniger entsetzlich als ein fanatischer Gläubiger. Vor beiden möchten wir möglichst viel Menschen bewahren. Jedem hat der Weg zur höchsten Bildung offen zu sein; aber nicht Jedem ist es

gegeben, diesen Weg weit zu gehen. Darum legen wir so viel Gewicht auf die Pflege des Gemüthes. Soll das Wissen uns glücklich machen, so hat unser ganzes Individuum dazu herangebildet zu sein; das Gleichgewicht zwischen Fühlen und Denken ist das Wichtigste.

Nichts ist unrichtiger als die Annahme, es sei die religiöse Vorbildung, welche wir hier gekennzeichnet haben, ein bloßer Ballast, dessen wir uns einfach zu entledigen haben. Das Heiligste daran bleibt zurück und lebt in uns fort in der unverwelklichen Blüte erster Jugendeindrücke. Etwas davon haben wir schon angedeutet, und besonders wäre noch hervorzuheben die Gewöhnung an den Gedanken einer sittlichen Weltordnung und an die Achtung der Autorität; aber hier interessirt uns nur Eines, und es ist das Werthvollste. Der entschwundene Gottesglaube läßt die Spur einer Verpflichtung zurück, die einen undefinirbaren Sinn für Dankbarkeit in uns wach erhält. Es giebt im Leben so viel des Leidens, daß nur der glücklich es überwindet, der alles Gute, das ihm widerfährt, aus ganzer Seele zu würdigen weiß. In der Art, wie er's hinnimmt, liegt's. Der nicht bei jeder Blüte, die der Frühling ihm entgegenbringt, bei jedem Westhauch, der seine Stirne kühlt, bei jedem wolkenlosen Tag, der heitere Arbeit verspricht, Dankbarkeit empfindet, an dem gehen zahllose Freuden vorüber, ohne sein Herz berührt zu haben. Was alle Freude veredelt, ist die Dankbarkeit. Wir wissen ganz gut, daß Alles nur so sein kann, wie es ist; allein wir lassen's uns wohlgeschehen, wo es nichts verschlägt, und bewahren uns dadurch, daß wir rückhaltslos der Lebenslust uns hingeben, erst recht die volle Kraft, um Stand zu halten vor den widerwärtigen Schicksalsschlägen. Bei diesen ist es am Platze, nicht als uns angethan — wogegen wir uns auflehnen würden —, sondern als in Folge der gegebenen Bedingungen nothwendiger Weise über uns hereingebrochen sie zu erkennen und mit Gleichmuth hinzunehmen. Ueberkommt uns beim Gelingen einer schweren Arbeit ein Dankbarkeitsgefühl, so entspringt es einer Bescheidenheit, der es bewußt ist, daß unzählbare Kräfte mitgewirkt haben. Wir geben zu, daß in unserer Auffassungsweise etwas Religiöses, um nicht zu sagen, Widersprechendes liegt; es ist aber auch Alles, was wir aus dem rein göttlichen Ideenkreise in unsere Weltanschauung hineinzutragen vermögen, und nichts liegt uns

ferner, als mit dem Gedanken einer neuen, sogenannten philosophischen oder Vernunftreligion zu sympathisiren, wie sie von manchen Neuerern geträumt wird. Die wahrhaft Religionsbedürftigen hätten nichts davon, wenn sie ihnen nicht in diesem Leben eine Vorsehung, in einer andern Welt eine ausgleichende Gerechtigkeit zusichert. Wir kämen nur zu einem neuen Pfaffenthum; denn es giebt keine Religion ohne Kirche und keine Kirche ohne Priester. Wozu dem Namen nachjagen, wenn man die Sache aufgegeben hat? Reden wir der Dankbarkeit, die wir meinen, das Wort, so geschieht es nur, weil sie das Leben im edelsten Sinn verschönt, irdische Glückseligkeit unser Ziel und nur eine schöne Glückseligkeit wahre Glückseligkeit ist.

Arbeit.

Der nicht zur Ueberzeugung kommt, daß nur der arbeitende Mensch ein ganzer Mensch ist, und daß es ohne Arbeit keine wahre Heiterkeit giebt, dem könnte kein Gott das Reich der Glückseligkeit erschließen. Es giebt eine Lustigkeit, die uns ganz in Anspruch nehmen, selbst in ein lautes Tollen übergehen mag, ohne darum in beglückender Weise zu erheitern. Unser Innerstes leidet eben und bleibt unter dem Druck einer Unklarheit, wenn die gute Stimmung nicht in uns selbst ihren Grund hat und der Anstoß dazu ganz von außen kommt. Darum ist es richtig, der offen sich kundgebenden Freude, die, durch nichts beeinträchtigt, bis in die Seele uns erquickt, den Ausdruck Fröhlichkeit vorzubehalten. Da giebt es keine bleibende oder auch nur zeitweise Umwölkung der Empfindungsfähigkeit, und die allerreinste Quelle dieses edlen Affectes, den wir edel nennen, weil er niemals in eine tobende Heftigkeit ausartet, ist Arbeitslust. Eine werthvollere Gabe als diese kann niemand zu Theil werden. Wir geben zu, daß Manche ohne diese Gabe, ohne alle Befähigung, je sie zu erwerben, auf die Welt kommen mögen. Es ist dies ein Unglück, wie so Manches andere, und spricht so wenig gegen die Nothwendigkeit, diesen werthvollen Keim durch eine sorgfältige Erziehung zu pflegen und zu entwickeln, wie das Vorkommen von Taubgeborenen den Werth der Tonkunst in Frage stellt. Einer hat eben Unglück, wie der Andere Glück hat: es ist dies kein Aberglaube und in den gegebenen, nur zu oft unabänderlichen Verhältnissen begründet. Ohne Glück hat noch Keiner ein Vermögen erworben; aber auch erhalten hat sich's noch Keiner ohne Glück. Die staatliche Gesellschaft ist verpflichtet, die körperliche und geistige Entwicklung Aller zu fördern und die Wege

zum Emporsteigen Allen offen zu halten. Wie weit es dann Einer bringt, ist Sache seiner Eigenschaften und seines Glücks, das nur sehr selten sich corrigiren läßt. Wir müssen hier ein- für allemal anmerken, daß nichts uns ferner liegt, denn Grundsätze aufstellen zu wollen, durch die Jeder zu einer echten Glückseligkeit gelangen kann. Es setzen sich dieser oft natürliche Hindernisse, die gar nicht, und sociale entgegen, die nur durch eine gründliche Reform der gesellschaftlichen Zustände zu beseitigen sind, gar mancher anderer, vielfältigst begründeter nicht zu gedenken. Wir erreichen unsern Zweck vollständig, wenn am Schluß uns zugegeben wird, daß auf dem in diesem Buche angedeuteten Wege viele, die es heute nicht sind, glücklich werden könnten.

Der hohe Wert der Arbeit liegt in der allgemeinen Bedeutung, die sie für den Menschen dadurch hat, daß er zu dem, was er ist, durch sie geworden ist. Die Arbeit ist das Feld, auf welches die beginnende Civilisation den rohen „Kampf um's Dasein" versetzt und damit den Grund gelegt hat zu menschenwürdigen Verhältnissen. Seit ungezählten Jahrtausenden arbeitet der Mensch, und der Drang dazu mußte mit der Zeit immer ausgeprägter sich vererben als ein Bestreben, das zu thun, was die Vorfahren gethan haben, um selber zu bezeugen, daß man ihrer würdig und selbst ein wirklicher Mensch ist. Dieses Gefühl wird in jedem richtig entwickelten Gewissen lebendig; und mag es dann mehr oder minder klar dem Einzelnen zum Bewußtsein kommen: aus der öden Langeweile, die den Nichtsthuer in der berauschendsten Orgie nicht verläßt, wie aus dem herzerhebenden Seelenfrieden der echten Arbeiternatur spricht diese Wahrheit.

Bei dieser Sachlage ist es einleuchtend, wie kostbar für einen begabten Menschen eine Lieblingsbeschäftigung ist, die seiner Geschmacksrichtung wie seinen Fähigkeiten entspricht, und die er nicht fördern kann, ohne lebhaft zu empfinden, daß er dabei, wie seine Fähigkeiten, auch seine Kenntnisse fördert. Ist keine Ueberanstrengung damit verbunden, so tritt auch das Gefühl gekräftigter Gesundheit hinzu, was von der geistigen Arbeit nicht weniger gilt als von der leiblichen: beide wirken erfrischend. Eine richtige Gehirnthätigkeit nimmt beim Ersatz des verbrauchten Nervenstoffs die Reserven so stark in Anspruch, daß Holzhacken den Hunger nicht mächtiger anregt. Der Daseinskreis erweitert sich mehr und mehr, was für den

Tüchtigen unschätzbar ist. Und ist man sich bewußt, sei es auch im bescheidensten Maße, etwas Gemeinnütziges zu leisten, und kann man gar das Geleistete einem geliebten Wesen zu Füßen legen, so ist keine Glückseligkeit edler, als welche aus der Arbeit uns erblüht.

Bei nichts kann man, wie bei der Arbeit, sich überzeugen, wie verfehlt es sei, von den sogenannten Zerstreuungen die Linderung eines tiefen Leidens zu erwarten. Die Zerstreuungen zerstreuen eben unsere geistige Thatkraft. Lenken sie auch unsere Gedanken von dem Gegenstand ab, der uns peinigt oder mit Trauer erfüllt: wehrlos überlassen sie uns ihm, sobald die Erinnerung ihn wieder uns vor die Augen führt; während bei der Arbeit unser Denken sich concentrirt, gar nicht sich scheut, den Schmerz von Zeit zu Zeit fest in's Auge zu fassen, und in der Raststunde das Ueberblicken des Vollbrachten eine Lust uns bietet, die der Unlust das Gegengewicht hält. Was der geübteste Verstand ausklügeln mag, um uns zu beweisen, daß es Thorheit sei, zum eigenen Schaden einem Schmerz sich hinzugeben, ist eitel nichts, gilt es den Kampf gegen ein lebendiges Gefühl, das unser ganzes Sein ergriffen hat. Der Affect hat kein Verständniß für logische Begründungen, und nur ein ebenso lebendiger Affect vermag wirksam ihm entgegenzutreten.

Zudem setzt es eine Verkennung voraus, nicht nur der Stellung des Einzelnen in der Welt, sondern auch der Welt, die den Einzelnen umgiebt: dem Wahn zu huldigen, daß man ernstlich geachtet werden und ohne maßlose Eitelkeit sich selbst achten könne, wenn man ohne das leiseste Streben, etwas zu leisten, nutzlos seine Tage vergeudet. Die Größe der Sphäre, in welcher man wirkt, ist gleichgültig. Nicht in Jedermanns Macht liegt es, sich sie wählen, und worauf es allein ankommt, ist, daß Jeder auf seinem Platz seinen Mann stellt. Ist Einer, sei es durch Geburt, sei es durch die Güte oder Dummheit Anderer, noch so hoch gestellt: solange er nichts leistet, ist er vor dem Forum der Sittlichkeit eine Null. Das bloße Dasein genügt dem Gestein, der Pflanze, dem Thier; dafür hat sie der Mensch sich nutzbar gemacht, und das richtige Loos der Nichtsthuer wäre es, da sie schon nicht nützlich zu sein wissen, nutzbar gemacht zu werden.

Der Arbeit hat immer die Welt gehört. Die richtigen Herrscher und alle, welche die Geschicke der Völker gelenkt haben, waren große

Arbeiter. Haben sie die Völker geschädigt, so haben eben die Völker ihnen nicht gehörig entgegen gearbeitet. Im weitesten Sinn ist Arbeit Alles, was wirkt, und treffend nennt der Physiologe wie der Physiker und Mechaniker eine latente Kraftanhäufung aufgehäufte Arbeit. Aber jede Arbeit ist nur dann von Nutzen, wenn sie nach bestimmten Gesetzen sich vollzieht, weil sie nur dann ihren Zweck erfüllt, das vorgesteckte Ziel erreicht. Für die moderne Wissenschaft giebt es in der Natur keine Zweckmäßigkeit und ist an deren Stelle die Gesetzmäßigkeit getreten. Allerdings ist das, was wir Naturgesetze nennen, vom Menschen der Natur gegeben, aber nicht als etwas vom Menschen der Natur Vorgeschriebenes, sondern als die Form, in welcher für den menschlichen Verstand die Natur begreiflich wird. Nur weil wir den Gang der Gestirne nach menschlichen Bewegungsbegriffen erfolgen lassen, ist die Welt für uns kein Chaos. An sich ist in der Natur nichts gut oder schlecht; nur für den Menschen ist Alles bald das Eine, bald das Andere. Die Krankheit verläuft ebenso gesetzmäßig, wie die Gesundheit gesetzmäßig zu Stande kommt. Allein für den denkenden Menschen, welcher, im Gegensatz zur Natur, Zwecke sich zu setzen vermag, ist der gesunde Organismus von hohem Werth; er ist ihm dienlich zur Erreichung seiner Zwecke, und darum sagt er von ihm, daß er gut functionirt. Für die Natur functionirt jeder Organismus gleich gut. Der Mensch, der nicht umhin kann, an Alles seinen Maßstab zu legen, beurtheilt auch die Gesammtarbeit der Menschheit nach der Zweckmäßigkeit ihres Zusammenwirkens, das den Vernünftigen nur dann befriedigt, wenn es das Wohl des großen Ganzen fördert. Das thut es aber nur, wenn es fortschrittlich sich bewegt, und das kann es nur innerhalb gesetzlicher Schranken.

Betrachten wir von diesem Standpunkte aus die sociale Frage, die so alt ist als die menschliche Gesellschaft, und deren vollständige Lösung nie zu erreichen ist, weil es nichts Vollkommenes giebt auf Erden; so tritt uns die menschliche Arbeit in ihren großartigsten Dimensionen vor Augen, und können wir es hier nicht übergehen, daß in unseren Tagen mit der socialen Frage die Vorstellung der Arbeiterfrage zusammenfällt. Es hat dies seinen Grund in der natürlichen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, deren Fortschritt darin besteht, daß mit der Verallgemeinerung der Bildung der Kreis Jener sich erweitert, die an der Gesetzgebung und Ver-

waltung des Staates sich betheiligen. Sehen wir ab von den alten Staaten, welche ihrer Sclaven wegen mit den spätern nicht verglichen werden können, so erfolgte die denkwürdigste Erweiterung dieses Kreises durch den Eintritt des Bürgerthums, mit welchem die Aera der allgemeinen politischen Freiheit begonnen hat, während es unmittelbar früher Freiheit nur gab für den Fürsten, die Adeligen und den Clerus. Nun gilt es, die Arbeiterschaft — wir sagen nicht den Arbeiterstand, weil, sobald es keinen ersten, zweiten und dritten Stand mehr giebt, es auch keinen vierten mehr geben kann — in diesen Kreis aufzunehmen. Mag dies aber in noch so ausgedehntem Maße und zwar in politischer und wirthschaftlicher Beziehung geschehen: von so großartigen Folgen für die Gesellschaft wie der Eintritt des Bürgerthums, kann es, insofern es längst nicht mehr Rechtlose giebt, in keinem Fall begleitet sein. Die letzten Ueberreste früherer Privilegien werden vertilgt, hie und da in recht schmerzlicher Weise vertilgt werden; mancher wird auch, wie es bei einer Neugestaltung gar nicht anders sein kann, ganz unverschuldet zu Schaden kommen: aber die Gesammtheit wird gewinnen, indem immer mehr alle zu Bürgern werden. Wir können nur wiederholen, was wir schon anderswo gesagt haben: jede Erweiterung des Kreises, der an den Wohlthaten der Civilisation unmittelbar Theil hat, ist bislang von Nutzen gewesen; es wird wieder so sein, und nicht am wenigsten wird dabei die Sittlichkeit gewinnen.

Warum? Weil die Neueintretenden alle durch die läuternde Flamme der Arbeit gestählt sind und Raum gewinnen für die Entwicklung ihrer Glückseligkeit, die höhern Schichten der Gesellschaft dagegen, der Arbeit mehr und mehr sich zuwendend, von der faulen Glückseligkeit lassen werden, die, ohne sie selbst wahrhaft zu befriedigen, alle edlern Naturen empört. Selbstverständlich kann da der Ethiker nur an gesetzliche Mittel der Reform denken. Auch rohe Gewalt ist Arbeit, jedoch eine gesetzlose, und die ersten Schritte auf dem Wege socialer Gestaltung oder Staatenbildung waren gewaltthätige, meist gepaart mit List: es handelte sich um die Herrschaft Einzelner auf Kosten der Uebrigen. Mit der fortschreitenden Civilisation schwindet dieses Moment. Soll die bevorstehende Reform eine segenbringende sein, dann hat sie das Werk zu sein der friedlichen Mitarbeit Aller. Ein unvernünftiger Widerstand derer, die dabei verlieren, wäre nicht weniger vom Uebel als ein überstürzter

Angriff der Gewinnenden. Ein solcher Widerstand könnte den Angriff nur beschleunigen, und dieser würde mit riesigen Opfern nur ein Hinausschieben des jetzt schon Möglichen erkaufen. Die einfachste Gerechtigkeit beansprucht auf manchen Gebieten der Industrie für den Arbeiter einen entsprechenden Antheil am Gewinn des Arbeitgebers; oder der Vortheil des Arbeitgebers hat ein solcher zu sein, daß er dessen Unternehmungslust wach erhält, und die Forderungen des Arbeiters haben überall dieselben zu sein, damit der Arbeitgeber concurrenzfähig bleibe. Uebersieht der Arbeiter diese Bedingungen und daß er nicht bei Allem im Wege der Association auch als Unternehmer auftreten kann, insofern es Erfindungen giebt, die nur die Energie des Einzelwillens, der für seine Ueberzeugung sein ganzes Hab und Gut auf's Spiel setzt, durchzuführen vermag, so richtet er die Industrie zu Grunde und sägt selbst den Ast ab, auf dem er sitzt. Vernunftgemäß sich entwickelnde Arbeit zum Wohle der Gesammtheit, das Höchste dieser Art ist es, was uns da vorschwebt, getragen vom Menschen, der im „Kampf um's Glück" sich selbst überwindet, groß und sieghaft.

Egoismus.

Nichts ist einfacher, als den Egoismus rundweg zu verdammen und, anlangend den menschlichen Verkehr, als das allein sittliche Princip den Altruismus zu erklären. Und faßt man den Unterschied so, daß der Mensch, dem Altruismus huldigend, sich dem Andern, dagegen, vom Egoismus beherrscht, die Andern sich aufopfert, so gelangt man zu einem Gegensatz, der nicht bloß jede Versöhnung auszuschließen scheint, sondern gar nicht versöhnt zu werden hat. Geht dann der Ethiker von einem kategorischen Imperativ aus, welcher dem Menschen ein überwältigendes: „Du sollst!" zuruft, oder nimmt er einen moralischen Sinn an, welcher dem Herzen, wie jener dem Geiste, angeboren, den Menschen überwiegend zum Guten, folglich auch zum Altruismus drängt: dann ist auch, in der That, kein Grund vorhanden, jenen Gegensatz abzuschwächen, und ist vielmehr das schärfste Auseinanderhalten der beiden Begriffe geboten. Den Weg zur Tugend hat man; man braucht nur über diese und ihre verschiedenen Arten und Unterarten sich klar zu werden, und das Lehrbuch der Moral ist fix und fertig. Gleichsam erschreckt durch die Einfachheit der Sache, greift man dann noch zur Casuistik und verwickelt sich in einige schauderhafte Pflichtencollisionen, aus welchen aber der scharfe Verstand sich glücklich wieder herauswickelt.

Ganz anders verhält sich's für den Ethiker, welchen die Untersuchung der menschlichen Natur zur Ueberzeugung gebracht hat, daß der sogenannte kategorische Imperativ nicht aus sich selbst, sondern durch wandelbare Nebenumstände, die den Ausschlag geben, wirksam ist, und daß der Mensch von Haus aus ein bösartiges Thier ist, dem kein moralischer Sinn innewohnt. Von diesem Standpunkt

aus ist der Mensch nur von Affecten bewegt, die aus seiner Wechselwirkung mit der ihn umgebenden Welt, zu der er gehört, entspringen, und als deren Resultirende ein erst mit dem Tode erlöschender Selbsterhaltungstrieb sich ergiebt. Es liegt auf der Hand, daß dieser „Kampf um's Dasein" nur als Egoismus sich bewähren kann, daß daher alles menschliche Handeln in letzter Analyse auf ein selbstisches Moment zurückführt. Nichts ist uns begreiflicher, denn die Scheu so Vieler, einer Wahrheit fest in's Auge zu blicken, welche den Menschen von dem Tugendpiedestal herabstößt, auf welchem er durch so lange Zeit sich selbst ein Gegenstand der Bewunderung erscheinen mochte. Was ist aber mit dieser Scheu gewonnen, wenn der Mensch auf diesem Piedestal, auf das ihn mangelhafte Kenntniß seines Wesens und absichtliche Ausbeutung seiner Eitelkeit gestellt haben, sich nicht zu helfen weiß, so oft die unerbittlichen Moralisten ihn auffordern, endlich einmal dem Laster zu entsagen? Thatsache ist es, daß das Lehrbuch der Moral noch nicht geschrieben ist, das Einer nur gründlich zu studiren braucht, um, absehend von jeder Entschädigung in einer andern Welt, aus bloßer Liebe zur Tugend sein eigenes Wohl dem Wohl Anderer zum Opfer zu bringen.

Daß übrigens ein solches Buch noch nicht geschrieben wurde, wäre das Wenigste: das Fatale liegt darin, daß es gar nicht geschrieben werden kann, insofern es vom Menschen etwas fordert, das der menschlichen Natur widerstreitet. Man kann wohl den Menschen so erziehen, daß ihm das Wollen zur zweiten Natur wird; und auch wahre Liebe kann ein Individuum so gänzlich gefangen nehmen, daß es allmählich nach dem Wesen des Geliebten sich umodelt: allein, der weder durch Erziehung noch durch Liebe zu einem ethisch erhobenen Menschen geworden ist, hat einfach den Sinn nicht, den der Moralist an ihm voraussetzt. Und sehen wir diesem Sinn, wo er einmal erlangt ist, auf den Grund, so erweist er sich als ein Streben nach dem zumeist Erwünschten. Das Gute wird da nicht gethan, bloß weil es als das Höhere erkannt wird, sondern weil es, als das Schönere uns erscheinend, mehr Anziehungskraft entwickelt, und wir daher es lieber thun. Aus diesem „es lieber thun" blickt schon etwas Egoistisches hervor, das dem landläufigen Begriff der Tugend widerspricht, weil es das Verdienst mindert, ohne das diese Tugend nicht gedacht werden kann. Die Tugend

soll nämlich desto größer sein, je schwerer es Einem fällt, auf ihrer Bahn sich zu erhalten. Ist es da nicht seltsam, daß der Gläubige, welcher um einer ewigen Belohnung willen den zeitlichen Verführungen des Lasters widersteht, nicht einsieht, einem sehr gut rechnenden Egoismus dabei Folge zu leisten? Sehen wir aber ganz ab von der Gewißheit einer ewigen Belohnung, und denken wir einen Märtyrer, der allein für seinen Glauben in den Tod geht: thut der nicht auch, was ihm lieber ist, und wäre für ihn das Verleugnen des Theuersten, das er hat, nicht das schwerere Opfer?

Es liegt in der Natur des Willens, nur durch die stärkern Motive sich bestimmen zu lassen, und das Entscheidende ist und bleibt die Eigenart des Individuums, von der allein es abhängt, welche Motive als die stärkeren sich geltend machen. Man kann höchstens fragen: wieso die Menschheit zum Begriff des Sittlich-guten gelangt sei? Es ist aber leicht einzusehen, daß die Erfahrung zur Erkenntniß führen mußte, das einsame Dasein sei nichts und erhalte nur dadurch einen werthvollen Inhalt, daß es mit Andern getheilt wird. Die Liebe strebte nach dem Besitz, aber auch nach der Erhaltung des Besitzes. Dazu mußte sie auch für die Andern gelten lassen, was sie für sich in Anspruch nahm, insofern allein unter dieser Bedingung von den Andern ihre eigenen Ansprüche geachtet wurden. Dieser Beweggrund war ein egoistischer, und der Mensch würde, wenn es nicht zu seinem Nutzen gewesen wäre, gewiß nicht ausgedauert haben auf einer Bahn, so reich an Opfern. Jedes neue Opfer trug neue Früchte, und der Selbsterhaltungstrieb, zu einem immer edlern Glückseligkeitsstreben sich läuternd, identificirte sich mit dem Selbsterhaltungstrieb Einzelner und zuletzt der ganzen Art. Der rohe Egoismus wurde nach und nach zu einem wohlverstandenen, der engherzige zu einem hochherzigen, welcher als ein wahrhaftiger Altruismus sich kund that. Das soll natürlich nicht heißen, daß alle Menschen so geworden seien. Nur einzelne, von besondern Verhältnissen begünstigt, haben eigene und fremde Erfahrung sich zu Nutze gemacht und zu einer Höhe sich emporgeschwungen, von der aus sie Andern klar machen konnten, was Sittlichkeit sei. Daß dies Alles durch staatliche Schranken ermöglicht worden ist, ohne die der Mensch immer wieder in den Naturzustand zurückgesunken wäre, berühren wir

hier nur der Vollständigkeit wegen. Wir wollen mit diesem flüchtigen Ueberblick nur constatiren, daß der bereits längst festgestellte Begriff des Moralischen im Großen und Ganzen nicht nur von jedem Ethiker, sondern von den civilisirten Völkern als solchen anerkannt wird, insofern er die Grundlage ihres sittlichen Fortschritts bildet. Das war eine gemeinsame Arbeit und deren Erfolg die Resultirende ungezählter, verschiedenster Bestrebungen. Damit ist aber nicht die Frage beantwortet: was bestimmt den Einzelnen, sittlich zu sein? Die Beantwortung dieser Frage ist die Hauptaufgabe der praktischen Moral. Wenn thatsächlich bei Einzelnen ein kategorischer Imperativ lebendig ist oder ein moralischer Sinn so mächtig sich geltend macht, daß sie den Geboten der Sittlichkeit Folge leisten, so sind sie durch Erziehung dazu gelangt, und zwar durch eine Erziehung, die nicht erst beim hochentwickelten Verstande, sondern mit der frühesten Kindheit beginnt. Diese handeln in Gemäßheit ihrer Natur, indem sie sittlich sind; während die landläufige Moral fordert, daß wir im Gegensatz zu unserer Natur sittlich sein „sollen". Nun sind wir aber der Ueberzeugung, daß der Altruismus nicht nur dem Egoismus entstammt, sondern selbst in seiner edelsten Entwicklung egoistischer Natur ist; und wir werden zeigen, daß gerade die offene Anerkennung dieser Thatsache die Ethik auf den richtigen Weg leitet.

Es sind goldene Worte, die wir im zweiten Theil des zweiten Bandes von Riehl's Philosophischem Kriticismus, Leipzig 1887, S. 338, finden: „Wohl vermag der Mensch sein individuelles Dasein höhern, von ihm anerkannten und erstrebten Zwecken, z. B. sittlichen und politischen, zum Opfer zu bringen; aber er vermag dies nur dadurch, daß er sein Streben nach Selbsterhaltung in diese Zwecke verlegt, wodurch dieselben mit seiner persönlichen Existenz Eins geworden sind." In diesen Worten liegt eigentlich unser ganzer Gedanke. Um unser individuelles Dasein opfern zu können, müssen wir durch unser Streben, durch unsere Anschauungen, durch unsere Liebe derart unser Ich erweitert haben, daß wir als ein höheres Individuum uns erkennen und fühlen, in dessen Egoismus es liegt, die Aufopferung unseres individuellen Daseins als das geringere Uebel zu betrachten, sobald es gilt, das höhere, selbsterworbene Sein zu retten. Jede andere Selbstaufopferung ist widernatürlich und nur bei geistiger Beschränktheit oder einer Art Wahnsinn denkbar. Gewiß ist die ganze

Individualität — wir haben dies aus Riehl's Feder — „eine relative, insofern wir fort und fort Stoff aus der Körperwelt uns einverleiben, einzig aus Stoffwechsel bestehen und auch die Unterscheidung unseres Bewußtseins vom Bewußtsein anderer Menschen nur eine relative ist, da ihr Denken sich in unserm Denken fortsetzt und unser Denken gar nicht wäre ohne ihr Vordenken, Mitdenken, Nachdenken". — Für den Einzelnen ist diese Relation Alles: durch sie ist er, was er ist; mit seiner Individualität hört er auf zu sein. Giebt's aber wirklich ein Sein? — könnte man uns noch einwenden. Im absoluten Sinn gewiß nicht; das wußten schon die Eleaten. Wir kennen überhaupt nichts Absolutes, weil wir nur über den relativen menschlichen Verstand verfügen. Wir haben es hier nur mit dem relativen menschlichen Sein zu thun; dieses giebt's für uns, und in seiner Individualität ist es naturgemäß egoistisch, in seiner edelsten Entwicklung wie in seiner ursprünglichsten Rohheit.

Warum wir darauf den Accent legen? Weil wir die herrschende Methode der Erziehung für grundverfehlt halten. Sie stellt die Wahrheit auf den Kopf, und diesem Umstand schreiben wir es zu, daß der Individualismus in einer Weise auftritt, die mit Recht verdammt wird. Man geht von einem aus der Zeit der Metaphysik herübergenommenen Begriff des Menschen aus, nach welchem wir einen mit freiem Willen ausgestatteten Geist in uns tragen, der handeln soll im Gegensatz zu dem Dämon, als welcher in unserm Leibe die Natur sich zusammenfaßt, nur das Böse anstrebend, für den armen Geist eine nie rastende Versuchung, ein steter innerer Kampf, der ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Die Form, in welcher da dem Egoismus der Krieg erklärt wird, hat den Nachtheil, daß wir mit einem falschen Begriff der Natur aufwachsen. Wir sollen sie für böse halten und wissen ganz genau, daß sie eigentlich unsere Natur ist. Wie mögen wir das anfangen, uns selbst zu entfliehen? Müssen wir da nicht mit Begierde den Lehren lauschen, die uns sagen, die Natur sei gut, in ihr sei Alles vortrefflich, von ihr hätten wir zu lernen? Das Eine ist erlogen wie das Andere, weil die Natur weder gut noch böse ist. Der Naturmensch ist böse, weil da zur Natur der rohe Verstand mit seinen klarbewußten Zwecken hinzukommt. Den Naturmenschen giebt's aber nicht mehr, sobald wir mit der Erziehung beim kleinen Kinde beginnen. Emporwachsend zwischen Lügen,

sollten wir heranreifen können für die Wahrheit? Wie keine gute und keine böse Natur, so giebt es auch im Menschen keine guten und keine bösen Triebe: mit rohen Trieben beginnt der Mensch, und ihre Veredlung ist die ganze Aufgabe der Erziehung. Triebe vertilgen zu wollen, anstatt sie zu veredeln, heißt den Menschen verstümmeln; und entweder gelingt dies Letztere, und wir bilden Halbmenschen heran, die zu nichts Rechtem nütze sind, oder die roh gebliebene Natur sprengt die unleidlichen Fesseln und bricht sich Bahn als der Individualismus unserer Tage, der den Sinnengenuß für das Höchste hält und sich nicht scheut, seine Glückseligkeit über den Trümmern fremden Glückes zu gründen. Es giebt eben — wie Feuerbach sagt — auch eine Glückseligkeit der Schlangen.

Indem wir dem Egoismus das Wort reden, wollen wir nur, daß das Kind bei seinem Namen genannt werde. Jeder ist sich selbst der Erste, hat es auch zu sein und wird es niemals leugnen, wenn er wahrhaftig ist gegen Andere wie gegen sich selbst. Aber er hat zu wissen, daß der Egoismus des gebildeten Menschen nicht der Egoismus des Naturmenschen ist; er hat mit Gefühlen herangewachsen zu sein, die sein Ich erweitern, daß es die ganze Menschheit umspannt; es hat in seiner Natur zu liegen, daß ihm — um noch einmal mit Riehl zu reden — „das, wofür er sein Selbst hingiebt, noch eigentlicher sein Selbst ist, als dasjenige, das er aufgiebt". Das ist der naturgemäße, sich selbst treue, aufrichtige Altruismus, der nur seinen eigenen Nutzen sucht, dessen Nutzen aber ein gemeinnütziger ist. Nur ist der Begriff des Nutzens zu eng, um Alles zu umfassen, was wir da vor Augen haben, und daran scheitert die Lehre des Utilitarismus. Auch diesem liegt der Egoismus zu Grunde; da er aber Alles vom Standpunkt des Nutzens beurtheilt wissen will, so geht seine Rechnung nicht immer aus. Nicht nur läßt keine vollständige Scala, wie die modernen Utilitarier sie träumen, sich aufstellen: es giebt Fälle, obenan den, in welchem Einer für seinen Nebenmenschen oder einen höhern Zweck sein Leben opfert, wobei es lächerlich wäre, von einem eigenen Nutzen zu reden. Hält man fest an dem Begriff des Nutzens, so kommt der Edle auf Erden zu kurz, und Sidgwick hat für immer diese Theorie gerichtet durch den Nachweis, daß sie nur haltbar ist, wenn sie auch eine Gerechtigkeit annimmt, die in einem andern

und bessern Leben die Unzukömmlichkeiten dieser Welt ausgleicht. Daß der Glaube an eine andere Welt die alte Zugkraft nicht mehr ausübt, weiß aber Jeder, der unsere Zeit unbefangen betrachtet. Mag auch die Kirche noch für unabsehbare Zeiten unter jenen Schichten der Gesellschaft, welchen die Erwerbung des täglichen Brotes die Zeit zu höherer geistiger Ausbildung nicht gönnt, ein maßgebendes Ansehen bewahren: die Gebildeten und Halbgebildeten sind für sie verloren. Darum strebt der moderne Ethiker, der seine Zeit versteht, nach einer von allem Glauben absehenden Begründung der Sittlichkeit. Die den Satz aufstellen: die Annahme eines Jenseits sei unerläßlich, — spielen mit der Sittlichkeit va banque. Hat die Moral keine andere Stütze, denn die Religion, so giebt es ohne Religion keine Moral. Das ist der Schluß, zu dem unter dieser Voraussetzung unsere Gebildeten und Halbgebildeten gelangen müssen. Diejenigen unter ihnen, die aus engherzigstem Eigennutz, um die rohen Massen des Volkes leichter zu bändigen, die Religiösen spielen und die Kirche unterstützen, sind die unmoralischsten von Allen; und was aus einer Gesellschaft wird, für deren höhere Schichten es keine Moral giebt, lehrt uns die Weltgeschichte.

Der Fehler des Utilitarismus liegt darin, daß er an den Verstand appellirt und dabei nicht den Nachdruck auf das Gefühl legt. Der Weg, den der Einzelne zu gehen hat, um zu einem ethisch erhobenen Menschen zu werden, ist der Weg, auf dem die Menschheit zum Begriff der Sittlichkeit gelangt ist. Sie wäre nie dazu gekommen oder hätte den ganzen Begriff wieder aufgegeben, wenn die Uebung der Sittlichkeit nicht über Alles beseligte. Dieser Glückseligkeit verdanken wir das Ideal, in dessen Licht dieses Leben zu einem schönen Leben wird. Aber der Einzelne hat für die Segnungen dieses Ideals erzogen zu werden. Sind seine Triebe richtig entwickelt, so giebt es in ihm keinen Kampf zweier feindlicher Wesen; manches wird er leichter, manches schwer thun, aber bei Allem wird es ihm klar sein, daß er es ist, der also handelt, daß er gar nicht anders kann, weil er seiner Natur gemäß handelt. Der Seelenfriede, den diese Auffassung erzeugt, ist allein von unberechenbarem Werth. Daß derjenige, der von Natur sittlich ist, nicht das Verdienst ansprechen kann, das eine nach hartem Kampfe siegreiche Tugend sich erwirbt, geben wir gerne zu. Wir fragen nur, ob das

Individuum, dessen Entwicklung wir empfehlen, der Menschheit minder nützlich ist, und ob nicht gerade in ihm das Bild echter Menschenwürde am schönsten zum Ausdruck kommt? Ich kann überhaupt nur dann mein Leben für's Vaterland oder für ein geliebtes Wesen opfern, wenn es mich glücklicher macht, sie zu retten, als die Untergehenden zu überdauern. Jedes andere Motiv würde etwas Uebermenschliches von mir fordern, und es giebt auch, in der That, immer und in allen Fällen dieses eine Motiv den Ausschlag. Der Unterschied liegt nur in der Art der Glückseligkeit, die aber nicht dadurch zu etwas wesentlich Anderem wird, daß man sie in einem andern Leben erhofft. Meint Einer, sein Pflichtgefühl sei es allein, das seinen Entschluß ermöglicht, so übersieht er einfach die dahinter liegende Ueberzeugung, daß er, seiner Schuldigkeit nicht nachkommend, sein ganzes übriges Leben steinunglücklich wäre. Selbst der aus bloßer Angst seine Pflicht thut, thut sie nur aus Angst vor einem größern Uebel. Für den ärmsten armen Teufel giebt es so gut wie für jeden Andern ein Besseres, das er sucht, so lange er lebt, weil darin der Reiz des Lebens liegt. Gerade hier sehen wir am deutlichsten, daß die Sittlichkeit nicht in der Verleugnung, sondern in der Läuterung des Egoismus liegt. Was diesen läutert, ist der Adel des Glückseligkeitsbegriffs. Darum erklärt nur der Glückseligkeitstrieb die Handlungen des Menschen, wie nur er die Fortschritte der Menschheit von ihren ersten Anfängen bis zur höchsten Civilisation begreiflich macht, und zwar als naturnothwendige Fortentwicklung des Selbsterhaltungstriebes.

Warum sollte das moralische Individuum in anderer Weise sich vervollkommnen als das physische? Sind sie nicht in Wirklichkeit eins und dasselbe? Was wir nie außer Acht lassen dürfen, ist die Einheitlichkeit unserer Natur. Ist es nicht der ganze Mensch, der fühlt, denkt und will? Den Magen abschaffen zu wollen, weil er zu Fraß und Völlerei verführen kann, wäre als Thorheit, weil die Folgen unmittelbar zu Tage treten würden, nur leichter faßlich, aber nicht geringer, denn die Abschaffung des Egoismus. Keine menschliche Eigenschaft hat unterdrückt, alle haben gleichmäßig, und zwar mit Berücksichtigung ihrer Wirklichkeit, herangebildet zu werden. Die Menschheit besteht aus Individuen, deren Tüchtigkeit den Werth der Menschheit ergiebt. Wir verhehlen uns nicht, daß die Erziehung, die wir hier vertreten, auch ihre Schattenseiten hat.

Die selbständigen Charaktere, welche aus ihr hervorgehen, wären schwerer zu beherrschen; aber dafür wären sie fähig, sich selbst zu beherrschen. „Selbst ist der Mann," lautet ein altes Wort, welchem die niedrige Selbstsucht, die fremdes Wohl dem eigenen opfert, ebenso fern liegt, als die überhohe Selbstlosigkeit, welche nichtigen Zwecken das eigene Wohl zum Opfer bringt. Nur das Bewußtsein der Selbständigkeit giebt uns den richtigen Maßstab an die Hand, betreffend unser Verhalten zur Welt. Was hat diese von einem allgemeinen Mitleiden, das nie zu einer großen rettenden That sich aufgerafft? Was hat sie von jener zu großen Güte, die zu groß ist, weil sie eine Güte ist der Schwäche und nicht der Kraft, und auf die darum auch kein Verlaß ist? Wie oft hört man Eltern ausrufen: Mit den heutigen jungen Leuten ist nichts anzufangen! Daß sie selbst es sind, die zur Nichtsnutzigkeit sie verbildet haben, fällt ihnen nicht ein. Entweder lassen sie sie ganz ideallos heranwachsen oder sie halten ihnen ein Ideal vor, das weder Fleisch noch Blut hat. Ein Lehrbuch der Moral vermag nichts, während, bis auf verschwindend wenig Ausnahmen, die Erziehung alles vermag. Der richtig erzogene Mensch begeht genug der Fehler, allein er geht nicht unter in seinen Fehlern. Immer bestrebt, das Ueble, das er gethan, nach Kräften wieder gut zu machen, nimmt er die Folgen seiner Thaten willig auf sich als die einzige Sühne, für die er ein Verständniß hat. Er kann nicht anders, weil es ihm durch die Erziehung zur zweiten Natur geworden ist. Seine Mängel sieht er klar, weil sein Selbsturtheil durch ein übermenschliches Tugendideal so wenig getrübt ist als sein Gewissen. Und weil er in seinen Mängeln nur Hindernisse sieht auf seinem Wege zur Glückseligkeit, so ist er nach Kräften bestrebt, sie zu beseitigen, ohne einer Vollkommenheit nachzujagen, von der er weiß, daß sie unerreichbar ist. Darum ist er nicht hochmüthig, aber auch nie zerknirscht. Ihm genügt das Bewußtsein, daß seine guten Eigenschaften die bösen überwiegen, und rückhaltlos kann er immer als den sich geben, der er ist; denn er hat keinen Grund, das, was er nicht ist, scheinen zu wollen. Auf der reichen Entwicklung seiner Individualität, welche die ganze Menschheit mit Liebe umschlingt, beruht seine Glückseligkeit, und nur durch eine große Zahl solcher Individuen können wir das Menschengeschlecht ethisch vorwärts bringen: die Leuchte, welche diese Bahn erhellt, heißt Wahrhaftigkeit.

Der diese Auseinandersetzung paradox nennt, hat uns nicht verstanden. Wir wissen so gut, wie er, daß man nur den einen Egoisten nennt, der es im bösen Sinne — selbstsüchtig ist. Was wir anstreben, ist, daß man in diesem Falle von Selbstsucht rede, vorsichtiger umgehe mit dem Ausdruck Egoismus, dessen Mißbrauch von Anschauungen herrührt, die mit den Anschauungen der Neuzeit unvereinbar sind und sie verwirren, so daß dadurch gar Mancher, ohne es zu bemerken, zum Heuchler wird gegen sich selbst. Nichts Geistiges darf versteinern, auch nicht der Sprachgebrauch.

Gerechtigkeit.

Ohne Gerechtigkeit ist ein friedliches und fortschrittliches Zusammensein der Menschen undenkbar. Damit allein ist schon gesagt, daß sie einen Schutz bildet, welcher zur Entfaltung wahrer Glückseligkeit unerläßlich ist. Im gesammten Leben der Thierwelt findet sich keine Vorstufe, die zu ihr führt. Während wir an den Thieren Elternliebe, Treue, Kunstsinn derart entwickelt finden, daß sich die entsprechenden Eigenschaften des Menschen davon ableiten lassen: liegt zwischen dem Thier und dem gerechten Menschen eine Kluft, die nicht überbrückt und nur übersprungen werden kann. Diese Kluft beginnt, wo der Kunstsinn des Thieres aufhört. Das Thier hat es nicht zum Werkzeug gebracht. Es kennt die Arbeit; aber was es sich erarbeitet, schließt sich unmittelbar an seine Individualität an. Das Thier ist im Besitze der selbstgeschaffenen Behausung, aber dieser Besitz dauert nur so lange, als er vertheidigt werden kann. Ein Eigenthum, das über die Möglichkeit der persönlichen Vertheidigung hinaus fortbestände, giebt es für das Thier nicht. Es ist dies eine Vorstellung, die erst mit der Entwicklung der menschlichen Arbeit sich gebildet hat und vom Rechtsbegriff untrennbar ist. Auf dem Wege der Erfahrung mußte der Mensch allmählich zur Einsicht gelangen, daß die Zukunft jedes von ihm geschaffenen Werkes an die doppelte Bedingung geknüpft ist: einestheils der Anerkennung seines Rechtes auf die eigene Arbeit von Seite des Nebenmenschen, anderestheils seiner Verpflichtung, das Recht des Nebenmenschen auf dessen eigene Arbeit ebenso anzuerkennen. Nur in dieser Weise können wir es uns erklären, wie der Mensch zu einer, seinem natürlichen Egoismus so sehr widersprechenden Eigenschaft, als es die Gerechtigkeit ist, sich emporgeschwungen hat. In

der vom Recht geforderten Pflicht liegt eine Beschränkung seiner Freiheit; allein diese wird dadurch zu einer praktischen und damit nützlichern, und es giebt kaum ein zweites Beispiel, welches mit solcher Klarheit uns zeigt, daß mit der Steigerung der Intelligenz eine Läuterung des Egoismus Hand in Hand gehen mußte. Gerechtigkeit zu fordern, aber auch zu üben, ist im eigensten Interesse des Menschen gelegen. Streng genommen, bildete den Beginn das Gefühl der Billigkeit, das durch die Erkenntniß der Nothwendigkeit seiner Klärung zum Begriff der Gerechtigkeit geführt hat. Wir gehen gleich zu diesem über, weil er einen ganzen Bereich von Ideen umfaßt, welche die Civilisation ermöglichen, und deren Verbreitung den Fortbestand der Gesittung verbürgt.

Angeboren ist die Gerechtigkeit Keinem; aber man kann doch sagen, daß es fast Keinen giebt, in dessen Gemüth das Gerechtigkeitsgefühl nicht unvertilgbar Wurzel faßt, sobald eine wohlwollende Erziehung ihm den Werth dieses Begriffs klarlegt. Allgemein aufgefaßt, ist Gerechtigkeit die Uebereinstimmung der Nächstenliebe mit dem geltenden Gesetz, z. B. bei einer That, die richtige Beurtheilung ihres Verhältnisses nicht nur zu den Folgen, sondern auch zu den angewendeten Mitteln. Die Gerechtigkeitsliebe behandelt insofern Alles gleich, als sie bei Allem den Nebenumständen gleiche Berücksichtigung schenkt. Wie die Erscheinungen zu einander sich verhalten, ist für sie das Entscheidende. Die von keinen Zwecken geleitete Natur kennt darin weder ein Verhältniß noch ein Mißverhältniß: bei ihr giebt es aber auch keine bewußten Thaten, sondern einfach nur ein Geschehen. Beim selbstbewußten Menschen dagegen stellt sich die richtige Beurtheilung dieses Verhältnisses als eine Nothwendigkeit, folglich als eine allgemeine Forderung heraus. Spinoza beweist in seinem „Theologisch-politischen Tractat", an der Hand der heiligen Schriften, daß Nächstenliebe und Gerechtigkeit den ganzen Inhalt der Lehre Jesu bilden, und daß nur ein ihnen gemäßes Leben den christlichen Gottesglauben bethätigt. Gerechtigkeit und Nächstenliebe von Jedem zu fordern, sind Alle berechtigt; während es Keinem zusteht, nach der Weise zu fragen oder gar einen Druck auszuüben auf die Form, in welcher der Einzelne die Sache in seinem Innern sich zurecht legt. Darüber ist Streit, und Kirche und Staat überschreiten die Grenze der ihnen gebührenden Macht, sobald sie der freien Meinungsäußerung ent-

gegentreten, durch die allein eine Verständigung herbeigeführt werden kann [1]). — Merkwürdiger Weise ist das ethisch sich erhebende Gemüth für den Begriff der Gerechtigkeit früher empfänglich als für den der Nächstenliebe. Daher die Allgemeinheit, mit der diese Forderung erhoben wird. Wie wahr dies ist, zeigt sich am frappantesten bei Kindern und Dienstboten, die auf einer ähnlichen Stufe der Bildung stehen. Gegen nichts empört sich das kindliche Gemüth so sehr als gegen eine ungerechte Behandlung; nichts kann, wie eine fortgesetzte, ungerechte Behandlung, für alle Zukunft so sehr sein Herz verstockt machen und verbittern. Der Dienstbote verträgt die größte Strenge; er will sogar, besonders bei einem größern Hausstande, den Herrn fühlen, und ist dieser durch zu lange Zeit abwesend, so wird ihm unheimlich zu Muthe. Aber gegen die leiseste Ungerechtigkeit lehnt er sich auf, und keine materiellen Vortheile werden ihn bestimmen, sich daran zu gewöhnen. Ausnahmen giebt's hier wie überall, aber wie überall bestätigen sie auch hier die Regel: sie sind nur möglich bei einem Stumpfsinn, der alle Zurechnungsfähigkeit ausschließt, oder bei einer Verstellung, die das Gegentheil von dem besagt, was sie denkt und fühlt.

Und so hat auch die Welt bei ihrer Beurtheilung und Verurtheilung Einzelner weit mehr Sinn für Gerechtigkeit, als gemeinhin angenommen wird. Bei all' ihrer Lästersucht und ihrer oft heuchlerischen Strenge als Hüterin der gesellschaftlichen Bräuche wird sie doch immer jedes absolut falsche Gerücht bald fallen lassen. Sie wird Manches entstellen, vielleicht auch ganz verdrehen; aber ein Fond von Wahrheit ist in Allem, was sie aufrecht hält. In diesem Bezug erfindet sie nichts und unterscheidet immer klar zwischen anständigen und unanständigen Verletzungen ihrer Satzungen. Darum ist nichts falscher als die Behauptung, die Welt sei mit ihrem Klatsch oft der eigentliche Grund großer Verirrungen. Die

[1]) Hier können wir nicht umhin, auf ein demnächst erscheinendes Buch von Wilhelm Bolin, dem Verfasser des herrlichen Werkes: „Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen", Stuttgart, J. G. Cotta, 1891, aufmerksam zu machen. Das für weite Kreise bestimmte Buch wird den Titel führen: „Spinoza. Ein Cultur- und Lebensbild", und gehört zur Serie von Biographien „Führende Geister" herausgegeben von Anton Bettelheim, Dresden, Ehlermann. Jeder ehrliche Gegner der allerorten rüstenden Reaction wird den damit gebotenen Einblick in die Seele des großen Denkers als in hohem Grade zeitgemäß begrüßen.

es behaupten, meinen die Rücksichtslosigkeit damit zu entschuldigen, mit der sie über das Gerede der Welt sich hinaussetzen, nicht wissend, daß gerade darin eine der schlimmsten Verirrungen liegt. Es fällt uns nicht ein, das, was man die Welt nennt, als den berufenen Richter z. B. der Männer zu betrachten, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben. Diese mögen oft schlecht wegkommen bei ihr, weil das nicht ihres Amtes ist, und die Gunst des Tages oft auf der schwanken Welle einer plötzlichen Strömung ruht. Ihres Amtes ist die Ueberwachung des guten Rufes, und darin ist sie eine der mächtigsten Stützen der öffentlichen Moral. Einzelne Kreise, die nicht selten für die Welt sich halten, sind nicht die Welt; nach dieser richtet sich die Gesammtheit und erblickt in deren Urtheil ein entscheidendes Motiv für das einzuhaltende Benehmen. Der über die Welt sich hinaussetzt, setzt sich über die Moral hinaus; und mögen die Anschauungen des Einzelnen noch so sehr in Widerspruch stehen mit der herrschenden Moral: die Moral der Menschen, unter welchen er lebt, hat ihm heilig zu sein als die Moral der Menschen, mit welchen er lebt. Ohne diese Heilighaltung fühlt sich Keiner wahrhaft glücklich.

Das Urtheil der Welt, ihre Unterscheidung zwischen Fehler und Fehler beruht auf einem Gefühl der Nothwendigkeit, daß Gerechtigkeit walte. Dieses Gefühl kommt darum zum Ausdruck, weil, bis auf eine verschwindend kleine Anzahl, alle Menschen — gleichviel, ob klar oder unklar — sich bewußt sind, in eine chaotische Barbarei zurückzusinken, wenn etwa bloß vor Gericht, wo nach geschriebenen Gesetzen Recht gesprochen wird, die Gerechtigkeit Geltung hätte. Was sie dazu bestimmt, ist der reine Egoismus, aber ein wohlverstandener, der Jedem zuflüstert: Hüte das Recht der Andern, willst du dein Recht gehütet wissen. Wir nehmen hier, wie gesagt, diesen Begriff in seiner umfassendsten Bedeutung. Unter einem Gerechten verstehen wir den, der nicht bloß in seiner Beurtheilung Anderer, mögen sie dann zu seinen Freunden gehören oder nicht, Alles in Rechnung zieht, um ja nie wem Unrecht zu thun, sondern auch selber so lebt, daß Niemand ihm Feind sein kann. Gerechtigkeit ist die Grundbedingung eines guten Gewissens; ohne Gerechtigkeit ist Seelenfrieden undenkbar; und wie weit verbreitet diese Ueberzeugung ist, wie tief sie wurzelt im Volksbewußtsein, zeigt uns der in seiner Einfachheit Alles besagende Satz: Er schläft den Schlaf des Gerechten.

Dieser Satz sagt darum Alles, weil er das ganze große Geheimniß der irdischen Glückseligkeit offenbart. Es giebt keinen wahrhaft Glücklichen, der nicht zu den Gerechten gehörte, weil es kein Glück giebt ohne die Bewunderung der schönen menschlichen Eigenschaften und ohne das Verständniß für die Schwächen der Menschen. Nur dem Gerechten ist es gegeben, Duldsamkeit zu üben, mit dieser Leuchte des Herzens in den dunkelsten Verwirrungen dieser Welt sich zurecht zu finden und von Jedem liebevoll aufgenommen zu werden, anstatt in Unfrieden zu leben mit aller Welt. Die Gerechtigkeit ist eine Macht, welcher keine Macht auf Erden gleichkommt. Durchblättern wir die Weltgeschichte und gerathen wir auf die Fürsten, denen das Höchste an Macht zur Verfügung stand, so sehen wir, daß sie im Grunde machtlos waren, wenn nicht Gerechtigkeit ihre Thaten durchleuchtete und ihrer Feinde Faust entwaffnete. Alle Staatseinrichtungen mußten — in diametralem Gegensatz zu ihrem heiligen Zweck — anstatt auf das Wohl des Gemeinwesens ausschließlich auf den Schutz der Einen Person berechnet sein, welche als die allein geheiligte galt. Aber da wirkten sie erst recht in verkehrter Weise: sie brachten das gesammte Volk zur Verzweiflung; das Leben des Einzelnen, und wäre er auch der Stärkste, hängt an einem schwachen Faden, und die schwache Hand eines Einzelnen durchschneidet ihn.

Nur der gegen Alle gerecht ist, kann auch Gerechtigkeit üben gegen sich selbst, ohne Anstoß seines Gewissens. Auch er ist nur ein Mensch, auch von sich selbst fordert er nichts Uebermenschliches. Fern jener blinden Nachsicht, die selbst das Gemeine, das Unschöne entschuldigt, giebt er keiner Täuschung sich hin, so oft er sieht, daß er vom Pfad des Guten abirrt; allein so lange er, im Bewußtsein, das Gute immer redlich gewollt zu haben, sich sagen kann: gemein, unschön habe ich doch nie gehandelt, und auch einen Andern würde ich im gleichen Falle milde beurtheilen, — bringt ihn nichts aus seiner Ruhe. Ist nicht Gnade das Göttlichste auf Erden?

„Sie träufelt, wie des Himmels sanfter Regen,
Ein Doppelsegen auf die Erde nieder,
Und segnet den, der giebt, wie den, der nimmt, —"

sagt der Dichter. Und warum heißt's: Gnade vor Recht, — und nicht: Gnade vor Gerechtigkeit? Weil eine über die Gerechtigkeit

hinausgehende Gnade ein Unrecht wäre. Das Recht hat strenge gehandhabt zu werden, soll es anders ein gleiches sein für Alle und allgemein geachtet. Der Angeklagte, dessen Sache am schlimmsten steht, der sich aber unschuldig weiß und ein Herz im Leibe hat, wird nach einem gerechten und nicht nach einem gnädigen Richter verlangen. Nur wo Gesetz und Rechtsfall nicht ganz sich decken, ist Gnade am Platz; denn echte Gnade ist Gerechtigkeit.

Nervosität.

Die Nervosität ist die Krankheit unserer Zeit und einer wahrhaft glücklichen Existenz so schädlich, daß wir in diesem Buche ihrer Besprechung nicht ausweichen können. Man wird einwenden, sie gehöre als Krankheit in den Bereich der Pathologie und sei als Nervenübel etwas, worüber in letzter Linie der Physiologe zu entscheiden habe. Es ist dies so richtig, daß wir gleich die Erklärung vorausschicken, mit den nervösen Menschen, bei welchen dieser Zustand als rein physische Krankheit auftritt, gar nicht uns beschäftigen zu wollen und diese Unglücklichen gänzlich den Aerzten zu überlassen. Wir wünschen nur den Aerzten für die Zukunft mehr Erfolg, als sie bislang aufzuweisen haben. Da aber unter diesen Patienten nicht wenige sein dürften, bei welchen es nicht ausschließlich um Krankheit sich handelt, so sind wir so kühn, unsere Bemerkungen auch den Aerzten zu empfehlen. Diese zwei Seiten sind in ein paar Minuten gelesen, und wenig Sterbliche stehen unserm Herzen näher als die Aerzte, welche in so vielen Fällen die Gesundheit in der Hand haben, eine der wichtigsten Säulen irdischer Glückseligkeit.

Unser Standpunkt ist hier der psychologisch-ethische, und von diesem aus wollen wir das betrachten, was besonders in unsern Tagen so verletzend auf die Nerven wirkt. Gewiß ist heute die Zeit raschlebig, wie sie es noch nie gewesen ist. Das letzte halbe Jahrhundert war so reich an Erfindungen, welche die menschliche Thätigkeit verzehnfachen, daß die Leistungen des letzten halben Jahrtausends, trotz Buchdruckerkunst und Schießpulver, nicht entfernt damit sich vergleichen lassen. Daraus ergiebt sich eine nach frühern Begriffen in's Fabelhafte gesteigerte Anforderung des Lebens an den Menschen und des Menschen an das Leben. Die riesige

Vermehrung und entsprechende Verfeinerung der Lebensfreuden erweckt eine unmäßige Begierde nach den Mitteln, die dazu verhelfen, aber auch nach überstürztem Genießen, um von dem Gebotenen und Verbotenen so viel als nur möglich auskosten zu können. Von den durch Uebergenuß zerrütteten Nervensystemen werden wir beim Capitel „Mäßigkeit" zu reden Gelegenheit haben. Hier gehen uns vornehmlich die Situationen an, in die der Mensch durch eigene und fremde Sucht nach Vermehrung der Geldmittel gedrängt wird. Vielseitigkeit und Ueberanstrengung der körperlichen und geistigen Thätigkeit, wobei die verschiedenartigste Arbeit mit anderer Arbeit sich kreuzt, hat eine Unruhe zur Folge, die den ganzen Tag anhält und auch während des Schlafes die Nerven nicht sich erholen läßt, weil sie im Traum sich fortsetzt.

Dieses ist die Hauptquelle der nicht in erster Linie physischer Krankheit entspringenden Nervosität. Jedoch auch da müssen wir einen großen Strich mitten durch ziehen und von unserer Betrachtung alle die ausscheiden, welche, sei es durch die Unveräußerlichkeit eines Berufs, sei es durch die Unerbittlichkeit der Noth, ihre Lage nicht ändern können. Wir gehören nicht zu den vom Schicksal Begünstigten, die jederzeit ein Universalmittel zur Hand haben. Wir wollen, wenngleich nur innerhalb eines beschränkten Kreises, wirklich helfen. Da bleibt uns nichts übrig, als Jene uns heraus zu suchen, in deren Macht es mit mehr oder minder Anstrengung gelegen ist, die unheilvolle Lage, welche früher oder später den Unheilbaren sie anreihen müßte, in eine zweckmäßige zu verwandeln. Wenn wir aber sagen, sie hätten die Macht, es zu thun, so setzen wir voraus, daß sie auch über die nöthige Willenskraft verfügen. Diese besteht darin, daß sie genug Einsicht haben, um es auf einen Versuch ankommen zu lassen; und der Versuch übersteigt nicht ihre Kraft, sobald sie die Vorstellung des verheißenen Gewinns genügend reizt. Zeigt ihnen dann der Versuch, daß die Aenderung der Lage Vortheile und Annehmlichkeiten bietet, die den etwaigen Verdruß, welcher aus der Durchführung der Aenderung erwächst, lohnend aufwiegen, so haben sie auch die Kraft, bei dem gefaßten Entschluß zu bleiben. Damit stehen wir aber vor der immer wiederkehrenden Schwierigkeit, daß gute Lehren nur dort fruchten, wo sie einen geeigneten Boden finden, und daß die Erziehung der Pflug ist, der den Boden für ein ernstes Wollen zu bestellen hat.

Die moderne Erziehung ist neben der Raschlebigkeit unserer Zeit eine der Hauptursachen der immer allgemeiner werdenden Nervosität. Schreiber dieser Zeilen wäre übel angekommen, wenn er als Knabe sich's hätte beikommen lassen, seinem Vater zu sagen: Ich kann heute nichts thun, ich bin nervös. Das, was er dabei gefühlt oder gedacht hätte, wäre ihm sicherlich mit einer solchen Bestimmtheit ausgetrieben worden, daß er bald überzeugt gewesen wäre, sich das Ganze einfach eingebildet zu haben. Klagt heute ein Kind über Nervosität, so haben die Eltern in ihrer übertriebenen Humanität nichts Eiligeres zu thun, denn mit einem, alle verfügbaren Erheiterungen beischaffenden Mitleid es zu hätscheln, bis die üble Laune verschwindet, um recht bald wiederzukehren, was aber nicht geschähe, wenn die Kur eine weniger angenehme wäre. Das moderne Kind darf gar nicht leiden, wie wenn ihm eine kummerlose Zukunft verbürgt und eine kleine Gewöhnung an das Ertragen von Widerwärtigkeiten ganz überflüssig wäre. Höchstens wird es mit geistiger Arbeit überbürdet; aber anstatt durch eine tüchtige Bewegung in freier Luft diesem Druck ein Gegengewicht zu geben, ziehen es die zärtlichen Eltern vor, das arme Kind zu bejammern und gegen das Lernen einzunehmen, was seine Lust daran zu erhöhen wenig geeignet ist und ihm die Arbeit noch beschwerlicher macht.

Vor Allem aber muß des Kindes Wille geschehen, wie wenn die leiseste Durchkreuzung desselben seine ganze Entwicklung hemmen müßte. Anstatt der Willenskraft wird dadurch die Hartnäckigkeit gefördert, und ereignet sich der Fall, daß das Kind zu etwas verhalten werden muß, das ihm nicht zusagt, so sucht man mit Vernunftgründen ihm beizukommen, bei dem noch Unvernünftigen die Vernunft voraussetzend, die den Eltern fehlt. Daß das Kind unbedingt folgen lerne, um Folgsamkeit sich anzueignen, wird als eine Barbarei betrachtet, während es doch die einzige Uebung ist, die den Menschen in den Stand setzt, in's Unvermeidliche sich zu fügen, das kein Warum kennt. Würden die Kinder nicht so erzogen, daß sie später, sobald etwas schief geht, gleich den Kopf verlieren; würde ihnen Selbstbeherrschung und Charakterfestigkeit anerzogen; würde in den jungen Herzen auf ethischer Grundlage die Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem entwickelt: wir erlebten nicht so viele Selbstmorde, und die Anzahl Derer, welche ihre Lage zu einer solchen sich zu gestalten vermögen, die sie nicht nervös macht, wäre eine viel größere.

Es ist sehr merkwürdig, was alles Nervosität genannt wird. Wir kennen einen bedeutenden Grundbesitzer, dem es jährlich mindestens einmal passirte, einen seiner Leute gottsjämmerlich zu prügeln, was manchmal große Geldopfer nach sich zog. Einmal aber gerieth er an den Unrechten. Der Knecht, flinker als er, packte ihn bei beiden Händen, warf ihn zu Boden und bläute ihn so barbarisch durch, daß er einige Wochen das Bett hüten mußte. Er wurde sehr bedauert, denn bei all' seiner Heftigkeit war er ein gutmüthiger Mensch, und jenen unglückseligen Hang bezeichnete man allgemein als eine Nervosität, die ihn plötzlich unwiderstehlich ergreife. Allein seltsamer Weise ist seit jenem Unfall diese Nervosität nie wiedergekehrt. Nach unserer Lehre von den Affecten wäre die Sache leicht zu erklären. Wir überlassen aber den Aerzten die Entscheidung, inwieweit eine derartige Behandlung der Muskeln — vielleicht als Massage — so günstig auf die Nerven einwirken könne. Gewiß ist es, daß es Erwachsene giebt, die in manchen Stücken noch ganz Kinder sind. Es fällt uns nicht ein, die Prügelstrafe zu empfehlen, deren entschiedenster Gegner wir sind. Selbst Hunde verdirbt man, wenn man sie über den Zeitpunkt der Zimmerreinheit hinaus mit der Peitsche erziehen wollte. Aber wir glauben, daß bei manchem Kinde — bis zum vollendeten zweiten Jahre — ein im richtigen Moment kaltblütig applicirtes Kläppschen die Nervosität im Keim ersticken könnte.

Man meint gewöhnlich, die Ueberhäufung mit Arbeit mache nervös, und es genüge eine jährliche Ruhe von einigen Wochen, damit die verbrauchte Kraft sich ersetze und man ungestraft wieder an die Arbeit gehen könne. Gewiß ist die Erholung wohlthätig; allein ihre Wirkung kann nur dann nachhaltig sein, wenn die Anstrengung eine dem Individuum angemessene ist. Die Arbeit darf keine Plage sein, weil, einer solchen gegenüber, die Ruhe, welche man durchschnittlich sich gönnen kann, zu kurz ist, um eine gänzliche Restaurirung des Organismus zu gewähren. Die Arbeit wird zur Plage durch eine unpraktische Eintheilung und fortwährende Störung; die unpraktische Eintheilung verwirrt und die Störung mißhandelt das Gehirn. Durch die erstere wird eine trübende Schwankung in die Gedankenarbeit gebracht; die letztere ist ein Riß in die Auslösung einer Vorstellungsreihe, welche, einmal fest in Gang, mit Naturmacht zum Abschluß drängt. Selbst ein Mensch,

der gar nicht nervös ist, kann, wenn verschiedene Arbeiten zusammen kommen und, so oft er in die eine sich vertieft, eine Unterbrechung gewaltsam ihn herausreißt, in eine beunruhigende Aufregung gerathen, die bis zur peinlichsten Schmerzempfindung sich steigert. Weit weniger in der sogenannten Ueberhäufung mit Arbeit, als in der Behandlung der Arbeit liegt es: Großartiges kann man fertig bringen und dabei durch die Arbeit selbst sich erquickt fühlen — denn geistige Beschäftigung gehört, wenn sie nicht an sich, z. B. als bloße Manipulation mit Ziffern, mordend ist, zu den edelsten Genüssen — sobald man sie beherrscht und nicht von ihr unterjocht wird.

Leider ist es für Viele ganz fruchtlos, diese Wahrheit zu erfassen, weil nur der Unabhängige sie verwerthen kann. Alle Untergebenen, die in irgend einem Dienstverhältniß um's tägliche Brot arbeiten, z. B. kleine Beamte, sind nur in sehr eingeschränkter Weise in der Lage, sich selbst zu helfen. Um so unverantwortlicher ist es von Seite des Arbeitgebers, nicht in ausreichendem Maße ihrer sich anzunehmen. Mit einem kurzen Urlaub ist nicht geholfen, und nichts ist lächerlicher, als wenn Aerzte, die als Specialisten für Nervenkrankheiten sich zu den bedeutendsten zählen, für kleine Beamte, die mit ihrer kümmerlichen Besoldung nur bei der äußersten Sparsamkeit das ganze Jahr hindurch sich und ihre Familien zu ernähren im Stande sind, einen sechswöchentlichen Aufenthalt im Gebirge oder an einem Seegestade, selbstverständlich mit dem nöthigen Comfort, in Vorschlag bringen. Nach unsern Begriffen ist dies nur eine herzlose Ironie, welche auf die Gedankenlosigkeit der nachbetenden Menge speculirt. Sache des Staates und der Vorgesetzten ist es, einsichtig die Leistungsfähigkeit des Einzelnen zu schätzen, nicht mehr von ihm zu fordern, als er bieten kann, und ihm die Möglichkeit zu verschaffen, das, was von ihm gefordert wird, in nicht aufreibender Weise zu vollbringen. Oder ist es etwa nicht im Interesse des Arbeitgebers gelegen, vorzügliche Kräfte sich zu erhalten und in vernünftiger Weise auszunützen? Von unserm egoistischen Standpunkte aus sind wir gewiß die Letzten, wem immer es sei, zwecklose Opfer anzumuthen. Die Grenze des Könnens ist für Alle dieselbe, und mutatis mutandis gilt, was wir da sagen, von jeder Arbeit, mag sie die Nerven oder hauptsächlich die Muskeln in Anspruch nehmen. Dem, der als sein eigener Herr freiwillig

sein Nervensystem zerrüttet, um in den Sklavenketten der modernen Gewinnsucht mehr zu besitzen oder brillanter zu glänzen denn sein Nachbar, vermögen wir keine Theilnahme entgegen zu bringen. Er hat die Mittel, den theuersten Psychiater zu zahlen; und mag er dann sein fernhin gleißendes Ziel erreichen oder bis zu seinem Ende darnach nur streben, er ist ja — auf seine Art — glücklich in seinem Wahn.

Was wir da vom Manne sagen, gilt nicht weniger von der Frau, die z. B. einen größern Hausstand leitet. Auch da werden die Klagen über unleidliche Nervosität immer allgemeiner. Aber auch da liegt — wenn anders die Frau in der Lage ist, nach ihrem eigenen Willen vorzugehen — das leicht zu hebende Uebel in einer unzweckmäßigen Eintheilung der Arbeit und in einem Mangel an Abwehr aller unnöthigen Störungen. Die richtige Eintheilung der Arbeit, durch welche allein die Hälfte der Zeit erspart werden kann, läßt sich lernen, wenn man von deren Nutzen sich überzeugt und nicht am Klagen über Nervosität, sowie an dem obligaten Bedauert- und Bewundertwerden ein überwiegendes Vergnügen findet, bis die schließlich doch gewünschte Hilfe zu spät kommt. Das Abwehren der unnöthigen Störungen erheischt nur einen gesunden Egoismus. Wir möchten überhaupt den Mangel an gesundem Egoismus, das Verkennen dessen, was Jeder sich selbst schuldig ist, als die ergiebigste Quelle der Nervosität bezeichnen. Etwas ganz Anderes ist der rohe Egoismus, der nervös wird, wenn es eine Arbeit zu unterbrechen gilt, um wem eine hilfreiche Hand zu bieten. Solche Störungen können belästigen, aber nervös machen den, der das Herz auf dem richtigen Fleck hat, nur die unnöthigen, nichtigen, durch keinen größern Zweck gerechtfertigten Störungen, welche, fort und fort sich wiederholend, den Geduldigsten in eine gelinde Wuth versetzen können, was übrigens mehr vom Manne gilt als vom Weibe. Der gesunde Egoismus will darum vor Allem sich selbst bei voller Tüchtigkeit erhalten, um auch für Andere tüchtig eintreten zu können.

Da giebt es aber auch einen gewissen Edelmuth — die Nervosität ist vorherrschend ein Uebel der Nobeln —, einen Edelmuth, der sich immer opfert, und „immer" heißt dann natürlicher Weise vornehmlich: ohne rechten Grund. Wir kennen Personen, die es bei starker Beschäftigung leicht über's Herz bringen, einem Hungernden

die Thür zu weisen, ohne ihm ein Stück Brot geholt zu haben, was nur zwei Minuten gekostet hätte, die es aber nicht über ihren Verstand brächten, eine zwecklose Visite nicht vorzulassen, durch die sie eine halbe Stunde verlieren. Erlaubt man sich eine Bemerkung über diese Art Zeitvergeudung, so lautet die stereotype Antwort: Wir müssen uns der Gesellschaft opfern; oh, wenn Sie wüßten, wie das nervös macht! — Und so geht es fort: der Eine kann das Ueberflüssige nicht lassen, der Andere kann das Unerläßliche nicht thun. Je energischer Einer ruft: Das kann ich nicht, — desto sicherer kann man sein, daß er bloß nicht will. Man kann Alles, was man muß oder von dessen Nothwendigkeit man sich überzeugt. Wie oft kann Einer nicht zwei Tage zu Hause bleiben, um ein Uebel los zu werden, das in dieser Zeit sich heben ließe. Bricht er den Fuß, so kann er sechs Wochen zu Hause bleiben. Dieses: nicht können, um dann nichts zu können — hat einen großen Theil der herrschenden Nervosität auf dem Gewissen. Wir würden übrigens falsch verstanden, wollte man unsere frühere Anmerkung über den Edelmuth dahin auslegen, daß wir unsere Zeit für gefühllos halten. Zuviel Gefühl hat sie und wendet es darum oft am unrechten Orte an. Einen wohlverstandenen Edelmuth, der vor keinem nothwendigen Opfer zurückscheut, schätzen wir sehr hoch. Aber für die übertriebene Humanität und Courtoisie unserer Tage, deren Strafe die Nervosität unserer Tage ist, haben wir keinen Sinn. Durch Uebertreibung wird eines der schönsten Ideale der Menschheit in sein Gegentheil verkehrt. Es giebt auch eine verderbliche Humanität, und wir scheuen uns nicht, zu behaupten, daß eine Welt von lauter Nützlichen segensreicher wäre denn eine Welt von lauter Edlen.

Allseitig.

Allseitig hat die Bildung des Menschen zu sein, soll sein Streben nach einer glücklichen Existenz leicht sich verwirklichen. Wir sagen nicht vielseitig, weil selbst eine bedeutende Vielseitigkeit, wenn sie eine Hauptrichtung ganz vernachlässigt, einseitig werden kann. Unter den allumfassenden Hauptrichtungen verstehen wir: Wissenschaft, Kunst und Leben. Die Fächer, in welche die Kenntniß dieser drei sich auseinander legt, sind kaum zu zählen, und nur ein Gott könnte sie alle bewältigen. Daran denkt auch kein vernünftiger Mensch. Allein zur wahren Bildung gehört es: zu wissen, wie weit es die Wissenschaft gebracht hat; dann eine klare Vorstellung zu haben von den Leistungen des menschlichen Schaffens, insbesondere auf dem Gebiete der schönen Künste, um deren Schöpfungen ein volles Verständniß entgegen bringen zu können; endlich das Leben des Menschen in seinen verschiedenen Stufen und Phasen zu kennen und zu würdigen. Je mehr Einer in alledem zu Hause ist, desto leichter wird er in jeder Umgebung sich zurecht finden und wird seine jeweilige Umgebung als ihrer Einen ihn betrachten. Es handelt sich dabei eben so sehr um die Freude, welche die Andern an einer solchen Persönlichkeit haben, als um das Glück, welches diese zu empfinden vermag und das ihr zuströmt, wohin immer sie blickt. Diese Bildung braucht nicht oberflächlich zu sein, weil sie in einzelnen Zweigen des Wissens und Könnens nicht ausgedehnt sein kann. Gründlich hat sie zu sein, und das ist sie, wenn sie in Allem von den richtigen Principien ausgeht. Gewiß ist dies nicht sehr Vielen erreichbar, weil es Begabung erheischt und auch die Mittel, diese zu verwerthen. Allein es könnte weit häufiger erreicht werden, als es geschieht, und das wird Jeder zugeben, der Gelegenheit

hat, sich zu überzeugen, in wie vielen Fällen, in welchen es an Begabung und Mitteln nicht mangelt, gar nichts dafür gethan wird. Die gewöhnliche Bildung beginnt die Sache verkehrt: sie opfert der Vielseitigkeit die Gründlichkeit und macht es mit der Wissenschaft und Kunst wie mit dem Leben, an welchem ihr der gesellschaftliche Schliff das Erste ist. Diesen schätzen wir auch sehr hoch; aber das Erste am gesellschaftlichen Leben ist uns das Herz des Menschen mit seinen widersprechendsten Vorstellungen der Glückseligkeit und der Weise, sie zu erlangen. Hier giebt es am meisten zu lernen. Der Mensch hat eben vor Allem zu wissen, wodurch er wahrhaft glücklich wird, und durch ein lebendiges Fühlen dieses Wissens energisch auf dem richtigen Wege erhalten zu werden.

Soll der Mensch nicht sein Glück im gemeinen, sinnlichen Genießen suchen, so hat er zu einem Kunstwerk sich auszubilden. Als Phänomene treten einzelne derartige Individuen von Zeit zu Zeit in allen gebildeten Ländern auf. Jedoch nicht diese Ausnahmserscheinungen sind es, die uns hier beschäftigen. Im Weltbild, das wir hier denken, haben diese edelsten der Kunstwerke greifbarere Conturen, treten aber dafür zahlreicher auf, und wie nirgend begegnen wir ihnen im alten Griechenland. Die Allseitigkeit der Bildung that sich dort kund in der harmonischen Abrundung des Einzelwesens zu einem durchsichtigen Ganzen. Diesen Individuen lag das Wissen und Können ihrer Zeit als ein begeistertes Streben nach Schönheit klar vor Augen, und ihrem Leben, das diesem Ideal entsprechend sich einrichtete, fiel die Sittlichkeit von selbst und je ungesuchter desto widerspruchsloser in den Schooß. Was Hellas' blauer Himmel so vollendet umspannte, daß die Götter zu den Menschen herniederstiegen, war ein seither unerreichtes Maß irdischer Glückseligkeit.

Es hat übrigens viel später eine Zeit gegeben — kaum vier Jahrhunderte trennen uns von ihr —, in welcher Individuen, im angedeuteten Sinne zu Kunstwerken ausgebildet, so zahlreich vorkamen, daß sie die Richtung, welche diese Auffassung unserm Denken giebt, als eine solche erweisen, die nicht in das Reich der Hirngespinnste führt. Dem geistvollen Jacob Burckhardt gebührt das Verdienst, in seinem Werke über die Cultur der Renaissance in Italien die allseitig entwickelten, großartigen Individualitäten jener Zeit in's rechte Licht gestellt zu haben. Es waren allerdings Gewaltmenschen,

aber auch die Zeit war, und nicht nur in Italien, überall eine Zeit der Gewalt. Um so interessanter ist es, dem Grunde nachzuforschen, der in Italien, bei Frauen wie bei Männern, das Individuum zu einer so hohen und scharf ausgeprägten, künstlerischen und wissenschaftlichen Vollendung gelangen ließ.

Die landläufige Moral wird hier nicht unterlassen zu fragen, ob jener himmelstürmende Individualismus staatliche und gesellschaftliche Zustände geschaffen hat, welche der sittlich Denkende zurückwünschen könnte? Wir begnügen uns aber nicht mit der Antwort, daß er Riesiges geschaffen hat, woran heute noch die Menschheit reichlich zehrt, und daß er — wie widerspruchsvoll es auch scheinen mag — den Grund gelegt hat zum modernen Staate: wir werden die Ursache seiner Entwicklung nennen und die Bedingungen seiner Möglichkeit kennzeichnen, die Burckhardt's eherner Griffel für alle Zeiten in das Buch der Geschichte geschrieben hat. Während im übrigen Europa die Anschauungen des Mittelalters noch weit in die neue Zeit hineinreichten, machte sich Italien frühzeitig und vollständig von ihnen los. Den aus Glauben, kindlicher Befangenheit und Wahn gewobenen Schleier, der den innern und äußern Menschen als einen Träumenden umfing, und durch den in die Welt blickend der Einzelne sich nur erfassen konnte als angehörend einer Familie, einer Corporation, einer Partei, einem Volk, einer Rasse, zerreißt in Italien ein plötzliches Erwachen: der Mensch betrachtet und behandelt die andern Menschen und alle Dinge um ihn her als Objecte und stellt sich ihnen als Subject, als selbständiges Individuum gegenüber. Was da der Einzelne, den Kampf aufnehmend mit der ganzen Welt, im Guten wie im Bösen, im Schönen wie im Abscheulichen geleistet hat, grenzt an's Fabelhafte. Niemand kann sagen, zu welcher Höhe dieses edle Volk empor geklommen wäre, wenn nicht von oben der Vatican die Sittlichkeit um ihre Heiligkeit gebracht, von unten Habsucht und Ruhmbegierde der Fremden, freilich nur zu oft vom Parteihader herbeigerufen, immer und immer wieder Italien zerfleischt hätte.

Wir verkennen nicht die Gefahren, welche der sieghaft sich erhebende Individualismus im Gefolge hat. Allein diese Gefahren wachsen in demselben Verhältniß, in welchem er in seiner ganzen Existenz sich bedroht sieht; und er würde nie und am allerwenigsten so furchtbar ausgeartet sein, wenn er nicht stets hätte Alles auf's

Spiel setzen müssen. Es ist eine richtige Consequenz der Grundsätze, von welchen die tonangebenden Moralisten ausgehen, den Individualismus als etwas an sich Böses zu betrachten, das ausgetrieben zu werden hat. Gewiß kann er zu etwas Bösem werden; aber an sich ist er es nicht, und austreiben läßt er sich nicht, ohne daß entschieden Schlimmeres an seine Stelle träte. Mit dem Austreibenwollen dieses Bösen verhält sich's wie mit dem Austreiben der Leidenschaften, die — was uns hier zu weit führen würde — auch ihre gute Seite haben. Für die landläufige Moral ist von Natur der Mensch aus guten und bösen Trieben zusammengesetzt, und da gilt's, die guten Triebe zu entwickeln und die bösen zu vertilgen. Wir haben schon beim Egoismus gezeigt, wie verkehrt diese Ansicht ist, weil es in der Natur weder Gutes noch Böses giebt; und wohin diese Verkehrtheit führt, sehen wir am Individualismus der jüngsten Zeit. Rebellisch geworden durch die versuchte Unterdrückung, bricht er in seiner ganzen Rohheit hervor. Der moderne Mensch ist da, er weiß, was er ist, aber er trägt kein Ideal in sich, das ihn leiten und seine Bestrebungen klären könnte. Der Individualismus der Renaissancezeit hat Großartiges geleistet auf Grund eines großartigen Ideals, das er dem klassischen Alterthum entlehnte. Der herrschende Individualismus hat alles Ideale verachten gelernt und überläßt sich einem Naturalismus, der in seiner Uebertriebenheit nur einen Sinn hat als Speculation auf die Geschmacklosigkeit der Massen; er ist eine Krankheit, die wie jede andere ihren Lauf durchmachen muß, aber zu neuer Gesundheit nur gelangen kann, wenn ihr Sitz erkannt und von dort aus mit der Heilung begonnen wird. Die einzigen Idealisten unserer Zeit sind die Socialisten; aber sie gehen im Schlepptau eines Radicalismus, der auf die Frage, wie er die künftige Gestaltung der Dinge sich vorstelle, nur eine dunkle Antwort zu geben vermag.

Es handelt sich nicht um einen Wortstreit, wenn wir beim Egoismus behaupten, seine rückhaltlos in Angriff genommene Civilisirung werde ganz andere Früchte tragen, als jeder Versuch, ihn bei Seite zu schieben und eine andere Macht an seine Stelle zu setzen. Diese andere Macht, der Altruismus, ist gewiß für den Ethiker das Höchste; jedoch in der bisherigen Weise in's Leben eingeführt, kann der Altruismus nur krankhaft gedeihen, weil er eine wesenlose Abstraction bleibt, die vom ersten besten Ansturm

des neben ihr lauernden Egoismus verscheucht wird. Nur ein totales Verkennen der menschlichen Natur mag dem Individualismus zurufen: Hebe dich weg von hier, für dich ist hier kein Raum! — Dieser Raum, den man ihm verschließen will, ist er selbst. Entweder wird aus seinem Egoismus der Altruismus, und dann ist dieser echt und wirkt als ein Lebendiges, oder er ist etwas Gemachtes, eine äußerlich aufgedrungene Lüge, eine Unnatürlichkeit, die den damit Geknechteten mit tiefer Unlust erfüllt und in ihrer Herzwidrigkeit höchstens als Heuchelei zu Tage tritt.

Universalismus ist das Zeichen, unter welchem wir kämpfen, innere Allseitigkeit betreffs der Bildung, äußere Allseitigkeit betreffs der Fortpflanzung dieser Bildung und ihrer Segnungen. Diese Allseitigkeit, die das Werthvollste des menschlichen Wissens und Könnens in sich schließt, zum Besten der Menschheit zu verwerthen, ist der Individualismus berufen. Die frei entwickelte Eigenart hat allein die Thatkraft, die vor keiner Arbeit zurückscheut, sie allein vermag es, durch keine Einseitigkeit des Rassen- oder Kastengeistes eingeengt, ausschließlich im Dienste der Menschheit zu arbeiten. Wir wissen sehr wohl, mit diesem Grundsatz dem Götzen unserer Zeit entgegen zu treten. Der Kastengeist kann freilich trotz allem Drängen einzelner Mächtiger, welche einen Unterschied der Stände aufrecht erhalten möchten, als überwunden angesehen werden; allein der Rassengeist erhebt sein Haupt mit einer Kühnheit, die den glänzendsten Zeiten der Völkerwanderung Ehre machen würde. Eines ist es, daß Jedermann als zu einer bestimmten Rasse, wie als zu einer bestimmten Familie gehörend sich wisse und nicht die Empfindung habe, eine leere Abstraction zu sein; ein Anderes, seinen Volksstamm oder gar seine Familie als etwas zu betrachten, wogegen alles Uebrige nebensächlich ist. Wir muthen uns nicht die Kraft an, gegen den Strom schwimmen zu können, aber wir schwimmen nicht mit und sind der festen Ueberzeugung, daß eine Zeit kommen wird, die zu unserer Anschauung sich bekehrt und dem wahren Fortschritt wieder huldigt. Die eingefleischtesten Vorkämpfer der jetzigen Strömung können nicht leugnen, daß die Reaction eine allgemeine ist, und setzen ihr Vertrauen in die Macht der Rasse, die sie vertreten, weil sie übersehen, daß diese Macht ihre ganze Kraft im Rassenkampf verbraucht. Sie meinen, Ideale zu haben, weil sie nicht begreifen, daß man nicht Alles ausschließlich

vom nationalen Standpunkt beurtheilen kann, ohne gleichzeitig bei Allem den idealen Standpunkt zu opfern. Gewiß giebt es auch ein nationales Ideal, aber es ist ein Ideal des Kampfes und nicht des friedlichen Schaffens.

Nichts liegt uns ferner, als zu verkennen, daß ein Zustand der Nothwehr aus dem Verlaufe der Ereignisse sich ergeben hat, und wir selbst nehmen nach Kräften Theil am nationalen Kampf. Allein wir erklären ihn als ein Unglück, von dem nur ein Aufgeben der jetzt geltenden Grundsätze zu erlösen vermag. Der zweite Corse ist es gewesen, der, nach Weltherrschaft lüstern wie sein größerer Vorgänger, um leichter im Trüben fischen zu können, den Nationalitätenhader entfesselt und dem bereits zur Geltung gekommenen Kosmopolitismus ein Ende gemacht hat. Wir schreiben damit ein für den Moment antiquirtes Wort nieder, das die neue Generation nur mit einem verächtlichen Achselzucken beantwortet. Jedennoch ist diese Allseitigkeit das Zeichen, unter dem eines Tages die kampfesmüden Menschen friedfertig sich zusammen thun werden, um im Dienste der Ideale einer wahrhaftigen Civilisation rein menschliche Zwecke zu fördern. Oder ist etwa nicht das Hauptergebniß der herrschenden, von den überklugen Großstaaten zu bloßen Machtzwecken ausgebeuteten nationalen Strömung ein Alles verschlingender Militarismus? Wohin der treibt? Ein hochgestellter Militär hat dies in die denkwürdigen Worte zusammengefaßt: Wenn es so fortgeht, so gelangen wir zu einer Zeit, in welcher der Staat nur bestehen wird aus Soldaten, Beamten und Arbeitern, welch' letztere für die Ernährung der Soldaten und Beamten zu sorgen haben. — In der That, ein sittlicheres Ideal des Staates läßt sich nicht denken. Bald werden alle Wehrfähigen in Waffen stehen, und das Wahrscheinlichste, weil durch die nichtigste Zufälligkeit herbeizuführen, ist eine allgemeine Conflagration, deren Erfolge kein Mensch voraussehen kann. Aber möglich ist es noch immer, daß ein gänzliches Versagen der Geldmittel oder die bloße Hypertrophie, zu der es der Militarismus auf dem eingeschlagenen Wege bringt — die Massen der Streiter werden so groß sein, daß der schlaueste Feldherr nicht mehr sich wird vorstellen können, wie sie zu führen und zu verpflegen seien —, den heute in maßgebenden Kreisen unfaßbaren Gedanken einer allgemeinen Abrüstung plötzlich zu einem leicht faßlichen macht. Gelangen wir auf diese

oder auf jene Weise zu einem unbewaffneten, wirklichen Frieden, dann wird der Kosmopolitismus wieder zu Ehren kommen. Die diesen heute in einem Athem als eine abgethane Sache erklären und der socialen Frage einen wesentlichen Schritt nach vorwärts voraussagen, werden den Widerspruch kennen lernen, in welchem ihr Denken sich bewegt. Der echte Socialismus ist eminent kosmopolitischer Natur: wie keine religiösen, giebt es für ihn keine Rassenunterschiede; für ihn giebt es nur eine Art Menschen, weil seine Quelle der Individualismus, der moderne Mensch ist. Und sollte je der Socialismus übergreifen und eine extreme Richtung verwirklichen wollen, durch die das Einzelwesen in einem sinnlosen Collectivismus untergehen würde, so wird es der Individualismus sein, der sich unbezwingbar dagegen aufbäumt und die Reform in das richtige Geleise bringt.

Wie ideallos unsere Zeit ist, beweist nichts so schlagend als der von allen Seiten zu hörende Stoßseufzer: Wir werden es nehmen müssen, wie es kommt; gewiß ist nur Eins: daß wir einer gänzlichen Umwälzung unserer socialen Verhältnisse entgegengehen. — Diese Worte werden mit so vollendeter Aufrichtigkeit gesprochen, daß man es Jedem ansieht, wie gänzlich nichts ihm dabei vorschwebt. Die etwas dabei denken, beschäftigen sich z. B. mit Hirngespinnsten, welche ihnen eine Zeit vorzaubern, deren Verwirklichung mindestens ein Jahrtausend erfordern würde. Ein Jahrtausend! So eine Bagatelle, wie ungefähr ein Drittel unserer geschichtlichen Zeit. Da sollte es denn doch eine Zukunft geben, die unser Interesse wärmer in Anspruch nimmt, in die wenigstens unsere Jugend sich hineindenken könnte als in eine Zeit, die sie noch erleben mag. Aber gerade unsere Jugend kennt nur Ueberlebtes. Für sie hat der Liberalismus, der Parlamentarismus, ja, wenn es darauf ankommt, selbst der Staat sich überlebt. Von Liberalismus weiß sie nur, daß seine Träger Fehler begangen haben, die sicherlich sehr beklagenswerth sind, deren schlimmster übrigens der ist, nicht Mittel geschaffen zu haben, durch die Jeder ohne Arbeit wohlhabend werden kann. Daß der Liberalismus die Zusammenfassung der höchsten politischen Ideale der Menschheit ist, und daß, wenn wirklich Alles, was wir ihm verdanken, wie eitel Schaum hinweggespült werden sollte, dieselben Menschen, die heute nur Mißachtung dafür haben, mit blutigen Köpfen es zurückerobern würden, ahnen sie nicht einmal. Kein Vernünftiger bestreitet es, daß der Parlamentarismus seine Schattenseite habe. Was auf Erden hat sie nicht? Darum ist er doch die

Vollendung des modernen Staates, zu dem, absehend von allen nationalen Nebenabsichten, die italienische Renaissance den Grund gelegt hat. Daß ihr Staat zum Absolutismus geführt hat, ist eine geschichtliche Entwicklung, die nur dadurch sich erklären läßt, daß, gegenüber dem sich übernehmenden Individualismus Einzelner, das Widerstreben der Massen in Zerwürfnisse versunken war, die durch ihre wirkungslose Zweckwidrigkeit zur Apathie führen mußten. Der Parlamentarismus ist nichts Anderes als das Resultat der Geltung, zu der, hier in blutigem Kampfe, dort in unblutiger Reform, das wiedererwachende Selbstbewußtsein der Völker sich erhoben hat, und das Ziel des Parlamentarismus ist der Rechtsstaat.

Eine spätere Geschichtschreibung wird zum Staunen ihrer Leser die Zeit schildern, die auf allen Gebieten des Wissens und der technischen Fertigkeit das Unglaublichste geleistet, in der Behandlung des Staatswesens dagegen eine unglaubliche Unfähigkeit an den Tag gelegt hat. Die Idealloſigkeit, welche in einer dem Naturalismus anheimfallenden Kunst nur zu klar sich abspiegelt, ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsere Generation ist, anstatt zum wahren Glück, zur bloßen Genußsucht erzogen, und ohne allen Sinn für die höchsten irdischen Güter läßt sie den Dingen ihren Lauf. Den Parlamentarismus giebt sie preis, und Niemand reibt sich dabei so vergnügt die Hände als die Machthaber. Würden diejenigen, die auf die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und auf die Controle über die Staatsfinanzen einen so geringen Werth legen, ohne darüber in Zweifel zu sein, daß es auf die Länge mit dem Absolutismus nicht mehr geht, ein Drittes wissen oder mindestens nennen, so könnte man ihrer Richtung bei den gegründeten Vorwürfen, die gegen die Leistungen des modernen Staates sich erheben lassen, eine gewisse Berechtigung nicht versagen. Allein sie kümmern sich nicht um ein Drittes und begnügen sich damit, einer allgemeinen Umwälzung entgegen zu sehen. Und hören sie von radical socialistischer Seite, die Zeit des Staates sei vorbei, durch die Gesellschaft habe er ersetzt zu werden, so denken sie: auch möglich; — wie wenn es ohne Staat eine civilisirte Gesellschaft und überhaupt vollendete Menschen, wie der radicale Socialist sie voraussetzt, geben könnte! Das ist der reine Verfall, aus dem nur Eines erretten kann: die Anbahnung einer Erziehung, welche die vielseitige Bildung ersetzt durch eine allseitige Bildung und dem Individualismus eine ideale Richtung giebt.

Leidenschaft.

Vom streng moralischen Standpunkte aus ist die Leidenschaft unbedingt zu verwerfen. Aber der Ethiker, der nicht bloß mit der Moral im engern Sinne, sondern mit der gesammten Entwicklung des Menschen sich beschäftigt, erblickt im Emporlodern der Leidenschaften eine Bedingung des Fortschritts. Gewinnsucht, Ehrsucht, Ruhmsucht, Herrschsucht erklären allein die an Verblendung grenzende Hingebung an eine vielverheißende, aber auch sehr gefährliche Aufgabe. Ein durchdringender Verstand beim Erfassen des Ziels und der wirksamsten Mittel ist dabei von oberster Bedeutung; während ein allzu kluges Abwägen all' der Möglichkeiten, welche dem Gelingen sich entgegenstellen könnten, die zu jeder großen That unerläßliche Energie lähmen müßte. In diesen Fällen verändert der Selbsterhaltungstrieb seine Natur. Er verlegt sozusagen sein Centrum nach außen: er will nicht fürder sein, was er bislang war; seine jetzige Existenz achtet er für nichts, und aus der Ferne winkt ihm eine Existenz, des Lebens werth. Er ist sich klar bewußt, daß der Einsatz, den er hingiebt, Alles ist; aber für dieses Alles hat er keine Liebe mehr. Ohne diese persönliche Entäußerung wären die Opfer unverständlich, die der von tiefer Leidenschaft Ergriffene seinen Zwecken bringt. Es sind auch keine Opfer; für ihn sind sie es nicht. Opfer ist überhaupt ein viel mißbrauchtes Wort; denn kein Mensch bringt solche Opfer. Ein Mensch opfert den andern, ja; aber keiner opfert sich selbst, weil Jeder nur das thun kann, was ihm das Liebere ist. Setzt Einer, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, sein Leben auf's Spiel, so will er nicht sich opfern: ihm wäre es ein Opfer, auf seinen Zweck zu verzichten, denn sein Ich ist in diesem.

Wir begreifen die Entrüstung, mit der von den Meisten diese Wahrheit aufgenommen wird, weil die Meisten in der Ansicht großgezogen sind, daß sie unedel wären, wenn sie kein Opfer bringen könnten. Was in ihrer Selbsttäuschung sie erhält, ist, daß sie thatsächlich bald dieses, bald jenes hingeben und damit eines Andern Nutzen fördern. Das bestreiten wir aber nicht; wir bestreiten nur, daß sie sich dabei opfern. Könnten sie ganz in sich gehen, so würden sie uns Recht geben, weil sie einsehen müßten, daß es in allen Fällen ihnen schwerer angekommen wäre, anders zu handeln. Der Edelsinn zeigt sich überhaupt nicht in dem, was wir thun, sondern in dem, was wir sind und wie wir es sind. Sie sind edel, aber nicht wegen eines gebrachten Opfers, sondern weil sie darnach angethan sind, in einem bestimmten Falle durch den Nutzen, welchen sie einem Andern bringen, sich beglückter zu fühlen, als wenn sie, mit Hintansetzung des fremden, den eigenen Nutzen gesucht hätten. Zu dieser Erkenntniß gelangend, würden sie aber auch in ihrer Handlungsweise kein eigentliches Verdienst erblicken, weil sie sich gestehen müßten, daß die Genugthuung, die sie erfüllt, den überwiegenden Werth hat. Aber wären sie darum weniger edel? . .

Was gemeinhin an den großen Charakteren, welche Unvergängliches schaffen, bewundert wird, ist die Selbstentäußerung, mit der sie für etwas Künftiges ihr momentanes Wohl in die Schanze schlagen. Eine solche Entäußerung ist auch bewunderungswürdig, aber nicht wegen der Größe des Verlustes, der dabei erlitten werden kann, und den der angestrebte Gewinn reichlich aufwiegt, sobald man nur in der Liebe zu diesem lebt, sondern wegen der Kraft, die dabei sich sammelt und im richtigen Moment sich entfaltet. Ist das Geschaffene von allgemeinem, dauerndem Nutzen, so wird die Menschheit dafür dankbar sein, und mit Recht. Hat auch der Betreffende vom Standpunkt einer vorurtheilslosen Ethik an sich kein Verdienst dabei: um die Menschheit hat er sich verdient gemacht. Und daß dieselbe Leidenschaft in andern Fällen überaus schwerwiegende Nachtheile für die Menschheit zur Folge haben kann und hat, ist kein Grund, die Leidenschaft als solche zu verdammen. Ohne die Leidenschaft hätten wir jenes Gute auch nicht, wäre überhaupt nie etwas Großes geschaffen worden. Zudem ist es Sache der Menschheit, ihrer Haut sich zu wehren, wenn ein Ungethüm —

die sogenannten Großen dieser Erde sind gar oft nichts Anderes — an dem, was ihr Liebstes ist, sich vergreift.

Wir haben aber nicht bloß an Machthaber zu denken, wenn wir mit Jenen uns beschäftigen, welche nur, getragen von den Schwingen der Leidenschaft, dem Genius ihrer Individualität folgen können. Weltentdecker, Naturforscher, Aerzte, Krieger, Techniker haben oft Gefahren zu bestehen und eine Ausdauer nöthig, welchen der gewöhnliche Mensch nicht einmal im Traum gewachsen wäre. Selbst Künstler und einfache Gelehrte kommen in die Lage, im Kampf mit Gegnern und Entbehrungen eine Geduld, und im Dienste ihrer Arbeit eine Hingebung an den Tag zu legen, die in ihrer Art ein Martyrium ist. Hierher gehören Alle, die nach einem Ziele streben, von dem sie wissen, daß, um es zu erreichen, einige Generationen erforderlich sind. Ihr Glück liegt im Streben, und der Zauber der Ferne ist es, der es ihnen ermöglicht, die Hoffnung ihrer Nachfolger als ihre eigene Hoffnung zu empfinden. Bei kaltblütiger Ueberlegung wäre dies alles undenkbar, sobald kein anderweitiger materieller Vortheil damit verbunden ist. Nur die bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Liebe zur Sache macht diesen Muth und diese Abnegation erklärlich. Man nennt es Selbstlosigkeit. Diese kann es aber in Wahrheit nicht geben: sie ist nur ein dichterischer Ausdruck; denn wie könnte ein wirklich selbstloser Mensch Energie entwickeln? Die Sache ist zu seinem Selbst geworden. Nur für sie, die er ist, hat er Gefühl und erübrigt keines für das, was Jene ein Opfer nennen, die es nicht bringen würden. Selbst seine Gesundheit giebt er gleichgiltig mit in den Kauf, und bricht er auf halbem Wege zusammen, so liegt für ihn noch genug des Glücks in dem Bewußtsein, daß über seinem Grabe eine Fahne weht, die den Nachfolgenden sagt: der halbe Weg ist zurückgelegt. Eitelkeit! ruft man hier uns zu. Gewiß in manchen Fällen. Aber ist die Eitelkeit nicht auch eine Leidenschaft, und reden wir hier von etwas Anderem? Es zeigt dies nur, daß selbst die Eitelkeit gut ist, sobald sie einem gemeinnützigen Zweck dient. Es geschieht ihr aber selten, weil ihr Egoismus der engherzigste und nichtigste ist.

Eine andere Frage ist es, ob die Glückseligkeit der Leidenschaft die höchste sei? Für die hier Geschilderten sicherlich, weil sie für sie die einzige ist. Wir selbst schätzen sie hoch, weil ohne sie, wie gesagt, die ganze Civilisation undenkbar wäre, und nur innerhalb

der Schranken, welche diese gegen die Barbarei erhoben hat, unser eigener Glückseligkeitsbegriff sich verwirklichen läßt. Dieser Begriff aber meidet die Leidenschaft. Sein Ideal ist der als freie Thätigkeit sich entwickelnde Affect, dessen höchstes Ziel der Seelenfrieden ist. Dadurch ist es nicht ausgeschlossen, daß ein diesem Ideal lebendes Individuum in seiner Begeisterung auch leidenschaftlich sein könne; ohne die Möglichkeit einer solchen Erwärmung würden die Affecte eines echten Lebens ermangeln; aber es bildet dies nur die Ausnahme und versteigt sich nie bis zur Verblendung, welche über dem Einen der ganzen übrigen Welt vergißt. Das Ziel dieses Individuums ist eine harmonische Ausgestaltung aller Triebe zu einem widerspruchslosen Ganzen. Es fragt nicht: was ist auf dieser Welt das Begehrenswürdigste? Es fragt: wie kann ich meine Lage zu einer für mich begehrenswürdigen herausbilden?

Daß dabei die Arbeit die Grundlage der Glückseligkeit ist und dieser die bestimmte Färbung giebt, ist selbstverständlich. Die arbeitslose, bloß beschauliche Glückseligkeit mag auch ihre Reize haben, allein sie ist eine im bösen Sinne egoistische und unterscheidet sich nur in der Aeußerungsweise von jener, deren Element die unterhaltenden Zerstreuungen dieses Lebens sind. Ohne ernste Arbeit kann die echte Glückseligkeit nicht sein, weil bei ihr der Egoismus zum Altruismus sich geläutert hat und es ihrem gemeinnützigen Sinne Bedürfniß ist, mit dem Gefühl, das eigene Selbst zu fördern, auch das Gefühl zu verbinden, zur allgemeinen Entwicklung des menschlichen Wissens und Könnens nach Kräften beizutragen. Aber bei diesem Streben ist der Glückseligkeitstrieb bescheidener, als wenn die Leidenschaft, dem Fortschritt neue Bahnen zu brechen, seiner sich bemächtigt. Seine Hauptthätigkeit ist nach innen gekehrt, und sich selbst zum Kunstwerk ausbildend, wirkt er erst mittelbar auf die Andern. Der Beifall der Welt ist ihm eine unverhoffte Freude, wenn er hin und wieder ihm zu Theil wird; darnach zu streben, ist seine Sache nicht: er bedarf dessen zu seinem Glücke nicht im Geringsten. Was ihm unerläßlich ist, dessen er aber auch sicher ist, ohne irgend welche Kunde davon zu erhalten, ist die Zustimmung Jener, die er am höchsten achtet.

Es versteht sich von selbst, daß wir bei diesem Bilde reinster irdischer Glückseligkeit absehen von den allzu harten Schicksalsschlägen, welche das festeste Werk menschlicher Weisheit zertrümmern

können. Wir schätzen die Grundsätze der Stoiker sehr hoch; aber bis zu ihren letzten Consequenzen vermögen wir ihnen nicht zu folgen. Der Götterglaube verlieh ihnen einen Halt, dessen wir uns nicht erfreuen, und die Macht, welche sie fälschlich der Vernunft zuschrieben, machten sie dadurch großentheils zur Wahrheit, daß sie in ihren Uebertreibungen — Vernunft als Raserei — sich gefielen und wechselseitig sich überboten. Darum wären wir nicht im Stande, jedem Unglücklichen zuzurufen: Füge dich! Allein überzeugt sind wir, daß es nur wenige Lebenslagen giebt, in welche der Leidenschaftslose nicht sich zu finden vermag. Der seinem Leben eine feste Richtung gegeben hat, vom Bewußtsein, nach Kräften das Seinige gethan zu haben, sich getragen fühlt und weiß, wie thöricht es ist, die Hoffnung aufzugeben und zu vergessen, daß für uns Menschen Alles seine Zeit und ein Ende hat, kann nicht leicht der Verzweiflung sich überliefern. Ueber schwere Verluste, Krankheit und Tod werden wir abgesondert reden. Hier können wir nur das Eine hervorheben: daß der Vernünftige, im Bewußtsein des ihm daraus erwachsenden Nutzens, seine Affecte von aller Leidenschaft soweit befreien kann, daß er an nichts im Leben und am allerwenigsten am Leben selbst in einer sinnlosen Weise hängt.

Den Tod immer vor Augen zu haben als ein Schreckbild, zeugt nur von einem Verkennen der Natürlichkeit dieses Processes, welchem Keiner entrinnt, der den Proceß des Lebendigwerdens durchgemacht hat. Der eine dieser beiden Processe kommt so wenig als der andere uns zum Bewußtsein. Ewig wahr bleibt es, daß der Tod uns gleichgiltig sein kann, wenn er nicht da ist, aber auch ebenso gleichgiltig, wenn er da ist, weil dann wir nicht da sind. Die Fälle, in welchen man bis zum Eintritt des Todes, richtiger gesprochen, bis zum Beginn des Sterbens bei sich ist, sind so überaus selten, daß sie kaum der Rede werth sind. Die Allgemeinheit und Sicherheit des Todes sind Grund genug, ihn auf sich beruhen zu lassen. Nur für Jene, die nach diesem Leben in ein anderes überzugehen glauben, hat die Vorbereitung auf den Tod eine Bedeutung, und zwar eine sehr unangenehme, weil sie etwas Unsicherem entgegengehen. Doch diese haben ja ihre Rathgeber. Etwas Anderes ist die Pflicht, für den Fall, daß unser Leben ganz unvermuthet enden sollte, unser Haus

immer derart bestellt zu haben, daß den uns am nächsten Stehenden möglichst wenig Schaden daraus erfolgen könne. Jedoch dies gehört zum Leben, nicht zum Tod, und ist für jeden gut erzogenen Menschen etwas Selbstverständliches.

Ebensowenig als der Stoa können wir Epikur bis in die letzten Consequenzen folgen. Mit einer Theorie des heitern Genießens langen wir nicht aus und haben sie zu ergänzen mit einer Theorie des ernsten Duldens. Bei den ewig-wahren Grundsätzen Epikur's ist aber, wie bei den ewig-wahren Grundsätzen der Stoa, Leidenschaftslosigkeit die erste Bedingung. Nur der Besonnene vermag die Widerwärtigkeiten des Lebens mannhaft zu ertragen und nur jenen Genüssen sich hinzugeben, die, ohne Andere zu beeinträchtigen, unser geistiges wie unser körperliches Wohl fördern. Sehr schön wäre es allerdings, den Schmerz als das Kennzeichen alles dessen zu betrachten, was wir zu meiden haben, wenn wir damit alles Leiden von uns abwenden könnten. Das haben wir nicht in unserer Macht, so wenig als alle Genüsse der Welt uns zu verschaffen. Darum erkannte der geistvolle Grieche die Mäßigkeit als die wichtigste Tugend, was allein einen hohen Grad von Leidenschaftslosigkeit voraussetzt. Und seiner Weltanschauung drückte Epikur den edelsten Stempel auf mit der Erklärung, die beste Sicherstellung eines genußreichen Lebens sei die Freundschaft. Es charakterisirt dies seinen Begriff des Genießens und seine klare Vernunft: nichts ging ihm über einen die Geistesentwicklung fördernden Meinungsaustausch. Alle Glückseligkeit ist Entwicklung, und je umfassender die Entwicklung ist, desto reiner ist die Glückseligkeit.

Da fragen aber gewiß Alle, welchen es mehr um ein glückliches, denn um ein thatenreiches Leben zu thun ist: Wie bringt man es dahin, daß die Vernunft ihre Schuldigkeit thue? — Und das ist die richtige Frage. Den schärfsten Verstand kann man mit auf die Welt bringen: die Entwicklung der Vernunft ist Sache der Erziehung. Das Unerläßlichste ist, daß Jeder, auch der's nicht nöthig hat, zu einem bestimmten Beruf erzogen werde, damit er praktisch denken und die Arbeit lieben lerne. Nützliche Thätigkeit ist der Weg zur Vernunft, gemeinnützige Thätigkeit ist die gefundene Vernunft. Erst haben wir das Vernünftigsein im Kleinen zu üben. Die Vernunft ist kein für sich existirendes Vermögen: sie

ist der ethisch gebildete Mensch, wie der Verstand das richtig entwickelte Gehirn ist. Der Verstand ist der Leidenschaft nicht entgegengesetzt; die Vernunft ist die Harmonie der Affecte. Der Verstand sieht ein, daß herrschende Grundsätze heilig zu halten sind; der Vernunft sind sie heilig. Damit aber, daß wir sagen: erst im Kleinen und dann im Großen üben, — ist nicht Alles gesagt. Ein nur zu oft entscheidendes Wort hat das Naturell mitzusprechen.

Es gehört zu den werthvollsten Dingen, mit einer glücklichen Mischung der Temperamente auf die Welt zu kommen. Am Temperament läßt sich noch weniger etwas ändern als am Charakter, den eine tüchtige Erziehung doch theilweise modificiren kann. Nur das Alter mäßigt in der Regel das Temperament, aber mehr im Sinne der Abschwächung als der Klärung, während es die ursprüngliche Beschaffenheit des Charakters — um mit Schopenhauer zu reden — wie bei einem feinappretirten Tuch das gröbere Gewebe deutlicher durchscheinen läßt. Bei alledem vermögen Erziehung, Gewohnheit, Uebung, Erfahrung sehr viel zu leisten, besonders wenn schon im Kinde durch eine richtige Lenkung der Eigenliebe ein feines Gefühl für Anstand geweckt und gepflegt wird. Der Sinn für Anstand ist in Bezug auf das sociale Verhalten, so zu sagen nach der moralischen Seite, was nach der physischen Seite der Sinn für Reinlichkeit ist. Bei ganz verwahrlost aufwachsenden Kindern giebt es beide nicht; während eine sorgfältige Erziehung durch das lebendige Beispiel nicht nur leicht sie entwickelt, sondern so sehr zur Nothwendigkeit machen kann, daß man sie später nicht vernachlässigt, ohne eine tiefe Unlust zu empfinden. Es kennzeichnet dieser Fall, wie kaum ein anderer, das Wesentliche an der Gesittung. Wir schätzen doch gewiß ein Individuum mit feinem Anstandsgefühl nicht weniger hoch, weil wir wissen, daß dies eine von außen hinzugekommene Errungenschaft ist. Nicht im willkürlichen Auftreten, das jeden Augenblick versagen kann, liegt deren Werth: er liegt in der Verläßlichkeit, mit der wir unter allen Umständen darauf rechnen können. Das zu thun, was Unlust hervorruft, ist wider die Natur. Und so kann der Erzieher mit einem unbeugsamen Willen derart uns die Selbstbeherrschung zur Gewohnheit machen, daß wir sie später selbst üben können, wenn wir nur immer rechtzeitig der Leidenschaftlichkeit in die Zügel fahren und jedesmal uns den Gewinn, den wir davon haben, klarlegen. Wie passend,

ja wie schön ein gerechtfertigter Zorn ist, ebenso lächerlich ist ein übel angebrachter kindischer Zornausbruch, durch den wir einem kaltblütigen Gegner auf Gnade und Ungnade uns überliefern. Man muß es eben erst erfahren haben, um wie viel vortheilhafter, als ein zorniges Toben, eine vornehme Indignation ist, um das leidenschaftliche Aufbrausen in seine Gewalt zu kriegen. Aber nicht nur das Gemüth, auch der Verstand hat allmählich in klare Bahnen gelenkt zu werden, sollen die Leidenschaften uns nicht über den Kopf wachsen; denn Thatsache ist es, daß die Dinge alle für uns nur den Werth haben, den unsere Vorstellungen und Begriffe ihnen beilegen, und daß sie nur in Gemäßheit dieses Werthes uns afficiren. Auf der Klarheit unserer Begriffe und Affecte beruht die Macht des Geistes.

Ideal.

Als das Merkmal unserer Zeit haben wir die Idealloſigkeit bezeichnet. Natürlich wollen wir damit nicht geleugnet haben, daß es auch jetzt ideal veranlagte Naturen giebt, welche das edelſte Streben durchglüht, getragen von einem echten Begriff des Schönen. Wir meinen nur, daß dieſe Richtung nicht die Signatur unſerer Zeit bildet. Um nicht mißverſtanden zu werden, fügen wir gleich bei, daß wir unter dem Idealen nicht die Romantik verſtehen. Wir ſind die Letzten, es zu bedauern, daß endlich der Sinn für dieſe als nahezu erſtorben betrachtet werden kann. Die Wiege der Romantik iſt das Mittelalter. Mit einer beneidenswerthen Energie ſich der Romantik raſch entriſſen zu haben, war der große und fruchtbare Vorzug der italieniſchen Renaiſſance, in der das Papſtthum untergegangen wäre, hätte nicht die deutſche Reformation es zur Beſinnung gebracht. Sie hat auch die Romantik zur Beſinnung gebracht, aber nur vorübergehend. In erneuter Form lebte ſie ſpäter wieder auf, und daß Europa allzu lange daran haften blieb, iſt vielleicht der Hauptgrund ſeiner Idealmüdigkeit. Daß die einzigen Idealiſten, welche heutzutage als ſolche ſich bekennen, romantiſche Spiritualiſten ſind, die den kraſſeſten Rückſchritt auf ihre Fahne geſchrieben haben, ſteigert hin und wieder die Idealmüdigkeit bis zu einer wahren Idealſcheu. Verſtärkt wird endlich dieſer charakteriſtiſche Zug unſerer Zeit — da die Extreme immer ſich berühren — auch durch den naiven Materialismus, der zwar in der Wiſſenſchaft nur von einzelnen, allzu ſtarren Denkern vertreten iſt, aber in den Augen der nicht ſtreng wiſſenſchaftlich Gebildeten die ganze moderne Weltanſchauung beherrſcht.

Der naive Materialismus ſieht gänzlich ab von Kant's idealem

Weltbild, nach welchem wir über das Ansichsein der Dinge nichts wissen, weil sie uns nur als das erscheinen können, zu dem unsere Organisation sie für uns gestaltet. Was sie an sich sind, ist für uns vollkommen gleichgiltig, sobald sie es nicht für uns sind, wir folglich nichts davon haben. Für das kritische Denken giebt es gar kein absolutes Wissen, daher auch kein absolutes Sein; aber gerade dieses gilt dem naiven Materialismus als das Erste: das, als was ihm die Dinge erscheinen, das sind ihm die Dinge. Auf dieser Ansicht beruht die Schroffheit, mit welcher jetzt in der Kunst der Naturalismus auftritt. Alles muß möglichst genau und nur so wiedergegeben werden, wie wir es in der Wirklichkeit sehen. So allein ist es wahr, und alles Andere ist unwahr, — lautet das neueste Kunstevangelium. So richtig es aber ist, daß jedes Kunstwerk wahr zu sein hat, ebenso richtig ist es, daß es nicht bloß wahr, sondern auch schön zu sein hat. Kann ein Kunstwerk uns vorwärts bringen, das nur ein Spiegel ist, welcher das ohnehin uns vor Augen liegende Menschenleben darstellt? Und wenn dieser Spiegel durch Anhäufung und Uebertreibung das Häßliche am Leben noch häßlicher macht, als es ist, so ist ja das Bild nicht einmal naturgetreu. Auseinander zu setzen, worin das Schöne liegt, würde uns hier zu weit führen, und wir werden es dort versuchen, wo wir von der Kunst reden. Jedoch auch ohne eine solche Auseinandersetzung wird jeder Unbefangene uns zugeben, daß die Begriffe Wahr und Schön nicht dasselbe sein können und daß zum Wahren, auf daß es zum Schönen werde, etwas hinzukommen müsse. Dieses Etwas ist das idealisirende Moment. Der Naturalismus ist durchaus nichts Neues und hat seine volle Berechtigung als ein Reagiren gegen alles abstract Schöne, das nicht auf Wahrheit beruht. Neu ist er nur durch die Begriffsverwechslung, die das Wahre an die Stelle des Schönen setzt. Er weiß, daß die Künste veredelnd wirken, aber über das, wodurch sie es thun, ist er im Unklaren und meint, eine möglichst naturgetreue Schilderung des Lebens könne dies erreichen. Wäre dies richtig, wozu bedürften wir dann der Kunst? Daß in den gräßlichen Folgen der Laster, die er uns vorführt, etwas Abschreckendes liege, kann Niemand leugnen. Ist aber die Abschreckungstheorie nicht längst aufgegeben? Werden nicht die Hinrichtungen geheim vollzogen, weil man sich überzeugt hat, daß sie verwildernd auf die Menge wirken? Es liegt eben im

Emporheben zu edlen Gefühlen etwas Positives im Gegensatz zum bloßen Abstoßen. Das Abstoßen wirkt freilich, aber es wirkt so kräftig, daß es vom Kunstwerk selbst abstößt, wenn das Laster nicht auch reizend geschildert wird. Die Versuchung dazu liegt nahe, und die bedeutendsten Talente erliegen ihr: auf die Lüsternheit, und geht das Geschäft gut, auch auf den schlechten Geschmack zu speculiren. Wir brauchen diese Art des Veredelns nicht näher zu kennzeichnen und erklären rund heraus, daß eine Zeit, die an Zola Gefallen findet, kein Ideal haben kann.

Der nordische Naturalismus treibt sich selbst so sehr auf die Spitze, daß er in's andere Extrem verfällt: er schildert uns die Verworfenheit mit schaudererregender Naturtreue, um zu beweisen, daß der Mensch zu wahrer Glückseligkeit nur gelangen kann, wenn er zur Reinheit eines Engels sich emporschwingt. Da aber der Mensch dies nicht kann, so hält es schwer, dieser Moral nicht eine noch verfeinertere Heuchelei anzumuthen, als welche man dem allermodernsten Franzosen nahezu vorwerfen muß. Bei echten Künstlerseelen ist man jedoch verpflichtet, so lange als möglich einer sittlichen Erklärung nachzuforschen. Und in der That, es scheint diese Verirrung, angelangt auf ihrem Höhepunkte, ein verzweifeltes Suchen nach einem Ideal anzudeuten. Weshalb sollte nicht diese excentrische Kunstrichtung eine ebenso unbewußte als leidenschaftliche Auflehnung sein gegen die dualistische Sinnenbekämpfung, welche so klägliche Resultate aufweist, weil die gestellten Forderungen auf einer unwahren Voraussetzung beruhen? Die Grundlage der landläufigen Moral taugt nur für Menschen, die sich noch auf der Stufe der Kindheit befinden; die höher Entwickelten, welchen die Einheitlichkeit des Menschen klar geworden ist, erheischen eine Auffassung der Sittlichkeit, die mit dieser Einheitlichkeit nicht in Widerspruch steht und für die ein wackeres Herz sich erwärmen kann, wie der Gläubige für sein Himmelreich sich begeistert.

Da würden wir, wenngleich erst in leisestem Morgendämmern, das Ideal der Zukunft ahnen. Mit Bestimmtheit es anzugeben, vermag Niemand. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, und das ausgeprägteste dieser Zeichen ist der hochentwickelte Sinn unserer Zeit für Humanität, welcher selbst beim barbarischen Militarismus zum Durchbruch kommt und die Leiden des Krieges nach Kräften zu mildern strebt, — so gehen wir einer Zeit entgegen, deren Ideal —

wie das der italienischen Renaissance — dem Alterthum entnommen wäre, jedoch nicht auf die höchsten Leistungen des Menschen, sondern auf die höchste Entwicklung des Wesentlichen am Menschen zurückführen würde. Der Mensch, wie ihn uns in seiner durch keinerlei Dualismus gebrochenen Natürlichkeit das alte Hellas darstellt, ist nicht mehr möglich; aber durchgeistigter kann sein Grundcharakter auf der Stufe der modernen Bildung wieder aufleben, wenn in dem der Kindheit Entwachsenen das Bewußtsein seiner Einheitlichkeit gehörig entwickelt wird. Der zu höherer Bildung emporstrebt, hat sich klar zu werden über das Traumhafte an der sogenannten Doppelnatur. Mit der Annahme einer unsterblichen Seele, die mit dem sterblichen Leib in Streit lebt und meist von ihm unterjocht wird, hat er das Trugbild der Willensfreiheit als unbedingter Wahlfreiheit aufzugeben und, anstatt vom Standpunkt der Sünde, vom Standpunkt eines möglichst guten Willens seine Handlungen zu beurtheilen. Nicht ein ephemeres „Sollen", das mit seiner Natur in Widerspruch steht, ein thatsächliches „Können", zu dem seine Natur erzogen ist, nicht ein fremder Befehl, seine eigene Gesinnung hat ihn zu bestimmen beim Streben nach den Zielen, die ihm die Menschheit oder er selbst sich steckt. Es wäre dies freilich ein Sittlichkeitsideal, vor dem mit Recht Alle sich bekreuzen, für die der Mensch glorreich in einen ewigen Himmel einzugehen berufen ist, das aber gewiß Jeder mit Freuden begrüßt, dem eine möglichst große Zahl glücklicher und dadurch immer mehr Glück um sich verbreitender Menschen als das Erste gilt.

Zu der Erziehung, auf welche dieser Sittlichkeitsbegriff den Accent legt, hat die Familie den Grund zu legen, die Schule hat sie fortzuführen, der Staat sie zu vollenden. Von der Schule haben wir schon in einem früheren Capitel gesprochen, auf den Staat kommen wir in einem spätern zurück. Den Staat wollen wir hier nur ganz allgemein in seiner Beziehung zu dem eben angedeuteten Sittlichkeitsideal berühren. Man braucht ihn nur als aus Menschen gebildet zu denken, wie sie aus der eben gekennzeichneten Erziehung hervorgehen würden, um ihn die Stellung wieder einnehmen zu sehen, die er bei den alten Griechen behauptete. Er war den Menschen das Ehrwürdigste und für jedes einzelne Volk die Grundbedingung der Existenz, wie es für jeden großen See das feste Ufer ist. Die christliche Kirche hat immer wieder und immer vergebens

an seine Stelle sich zu setzen versucht. Darum ist es der Staat, der, je mehr die Macht der Kirche schwindet, desto lebenskräftiger als das sich erweisen wird, was keine Kirche den Menschen zu sein vermag. Der Staat wird immer der sein, den die jeweiligen Menschen verdienen; denn durch ihre Vorzüglichkeit ist seine Vorzüglichkeit bedingt. Wir werden in der Folge ein Bild der Wechselwirkung zu geben trachten, die allein den allgemeinen sittlichen Fortschritt ermöglicht. Hier ist es uns nur um die Vervollständigung des Ideals zu thun, bei welchem das staatliche Leben es wäre, das großartige Charaktere entwickeln und den Nacheifernden als Vorbilder darstellen würde. Zu dem flüchtigen Umriß, den wir hier geben, gehört noch, und zwar in Gegensatz zu der heute maßgebenden Ansicht: daß die Vollkommenheit des Staates in umgekehrtem Verhältniß steht zur Zahl seiner Strafgesetze. Der wahrhaft sittliche Staat verbietet und gebietet nur Weniges, aber bei dem, was er gebietet und verbietet, ist er als echter und oberster Erzieher unerbittlich.

Die Idealloſigkeit ist es, die unserer Zeit den Staat als den Feind der Gesellschaft, wie den Ehebund als den Feind der Liebe erscheinen läßt. Das Begehren nach der „freien Liebe" ist ein ebenso nichtiges, bloß negatives, wie das Verlangen nach Aufhebung des Staates, damit die Gesellschaft zu ihrem vollen Rechte komme. Gewiß giebt es kein sichereres Mittel, eine Krankheit zu heilen, als den Kranken zu tödten. Und so würde vorgegangen; denn das Endergebniß wäre die Auflösung der Gesellschaft, die durch die Familie gegründet ist und durch den Staat zu einem Ganzen wird. Andere Menschen, auf Grund ihrer Einheitlichkeit herangebildete Menschen, sollte die Losung lauten. Dann wäre der Staat ein anderer und die Liebe eine andere und immer nahbarer das Ziel, das der Mensch, wie er diesen Namen zu verdienen begann, in dunkelm Ahnen als Zweck sich setzte und nun endlich erkennen würde als den Zweck der Zwecke — das Wohl der Menschheit.

Gemeinsinn.

Wie der Sinn für Gerechtigkeit, so kann auch der Sinn für Gemeinnützigkeit nicht zu früh im Kinde geweckt und gepflegt werden. Was Schopenhauer über das böse Gemüth des Kindes sagt, gilt darum von der Mehrzahl der Kinder, weil die Mehrzahl gerade nach dieser Seite vernachlässigt aufwächst, daher nothwendiger Weise die Bösartigkeit des Naturmenschen in einer feigen Grausamkeit zum Ausdruck bringt. Feig ist die Grausamkeit, mit welcher Kinder andere Kinder und Thiere zu quälen wissen, weil im Einflößen von Furcht das große Geheimniß der gemeinen Erziehung liegt und Furcht nur Feigheit heranbildet. Das ganze Moralgesetz eines solchen Kindes beruht auf dem Wort: Strafe, und es ist ganz richtig, wenn das Kind sich sagt: wirst du nicht bemerkt, so kannst du thun, was du willst, denn die Strafe ereilt dich nicht. — Das Gemüth des Kindes ist bildsam wie Wachs, empfänglich für jeden Eindruck und bewahrt besonders die ersten Eindrücke unauslöschlich, weil sie dem noch von wenig Dingen in Anspruch genommenen Individuum tiefer sich einprägen. Der beim Kinde damit beginnt, daß er die Liebe entwickelt, wird immer — die Ausnahmen sind verschwindend — so rascher Erfolge sich erfreuen, daß er zur Annahme beinahe kommen muß, es sei das Herz des Kindes von Haus aus gut. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß die Kinder eines seit Jahrhunderten hochcivilisirten Volksstammes im Wege der Vererbung mehr Neigung zum Wohlwollen mit auf die Welt bringen, denn die Nachkommen barbarischer oder noch ganz wilder Rassen. Allein dies hindert nicht, daß durch eine verfehlte Erziehung das bestveranlagte Kind gänzlich verdorben werden könne. Und geben wir schließlich auch zu, daß manche, mit Hartnäckigkeit auftretende jugendliche Verirrung auf Rechnung eines noch nicht

fest entwickelten Denkens zu setzen sei, weil die Erfahrung keine so seltene ist, daß das herangereifte Individuum seine frühere Thorheit erkennt, Fehler und üble Angewöhnungen ablegt, die unverbesserlich geschienen hatten: so ist und bleibt es doch ein Frevel an der menschlichen Gesellschaft, auf eine später sich von selbst ergebende Klärung des Verstandes sündigen zu wollen.

Es kann der Staat nur dann seinen Hauptzweck erreichen und für die Gesellschaft eine Beschränkung bilden, welche deren ethische Vervollkommnung zur höchsten Blüte bringt, wenn er aus dem Gemeinsinn seiner Bürger die Hauptkraft schöpft. Nur dann kann er ein wahrhaft freier Staat sein. Allerdings sind gute Gesetze unerläßlich; jedoch die besten Gesetze können durch eine ihrem Geist widersprechende Anwendung verderblich wirken, weil sie todte Formen sind, die erst die Durchführung lebendig macht. Sind die Durchführenden nicht von demselben freiheitlichen Geist beseelt, der in den Gesetzen waltet, gilt nicht den Staatsbürgern die Achtung vor dem Gesetz als Anfang und Ende aller rechtlichen Zustände: so kommt es eben nicht zu wahrhaft rechtlichen Zuständen, weil die Anwendung der Gewalt vorherrscht, und diese immer mit einer Kränkung des Rechtsgefühls gleichbedeutend ist. Dieser Anforderung des Staates können aber nur jene Bürger nachkommen, deren Verhalten zu ihresgleichen durch Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit bestimmt wird. Wir haben die Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit zuerst genannt, weil sie die Wurzeln sind des Gemeinsinnes und seine Echtheit bedingen. Von der Gerechtigkeit haben wir abgesondert schon früher gesprochen, und bei der Gemeinnützigkeit dürfte es genügen, wenn wir an das erinnern, was sie für die Arbeit ist, die durch sie in der Vollendung der Glückseligkeit ihre höchste Weihe findet. Durch den Gemeinsinn machen wir in der eigentlichen Bedeutung des Wortes das Ich unserer Mitmenschen zu unserm bessern Ich. Das können wir in Wahrheit nur dann, wenn wir das bessere Ich nicht einfach — wie die landläufige Moral es will — über unser Ich stellen, so daß dieses als ein böser Keim übrig bleibt, der die Wurzeln des andern vergiftet, sondern wenn überhaupt nur ein Ich da ist, insofern unser Individualismus in der weiter oben ausgeführten Weise sich entwickelt und geläutert hat.

Dem Individuum zu seinem Recht zu verhelfen, von den

Fesseln es zu befreien, in die es eine sinnlose Moral schlägt, die aus ihm einen elenden Krüppel macht, anstatt seiner naturgemäßen Entfaltung fördernd entgegen zu kommen, ist heute der leitende Gedanke Jener, die als die Vorkämpfer des modernen Menschen auftreten. Denselben Gedanken hat schon vor vielen Jahren Feuerbach ausgesprochen. Er liegt, streng genommen, allen seinen Arbeiten zum Grunde; dennoch hat er ihn nicht ganz zu Ende gedacht. Allein so klar hat er ihn doch ausgedacht, daß er in seiner Fassung als reiner Gegensatz zur herrschenden Formulirung sich verhält. Der Individualismus, wie Feuerbach ihn dachte, führt zur höchsten irdischen Glückseligkeit und gelangt durch diese zum reinsten Seelenadel. Der herrschende Individualismus, der im modernen Naturalismus zum Ausdruck kommt, anerkennt den Werth reinsten Seelenadels, aber er spricht es offen aus, daß dadurch das Glück ertödtet wird. In einer der beiden Rechnungen muß ein Fehler stecken. Beide können nicht richtig sein, und das Facit des herrschenden Individualismus ist für uns von höchstem Belang; denn ist es erwiesen, wie z. B. Ibsen es darstellt, so sinkt unsere ganze Lehre in sich zusammen. Uns gilt der Glückseligkeitstrieb als der mächtigste der Triebe: kann er nur befriedigt werden auf Kosten des Seelenadels, so führt er nimmermehr zur Sittlichkeit. Das ist sonnenklar, und um Beweise ist der herrschende Individualismus nicht verlegen. Nach Dutzenden weiß er sie zu bringen, und dem Leben entnimmt er sie. Darauf beruht scheinbar seine Stärke; aber gerade der Naturalismus, der bei ihm den Idealismus verdrängt hat, enthüllt uns die Schwäche dieser Stärke.

Feuerbach war es vollkommen Ernst mit einer Lehre, die den Menschen ganz anders erzieht als die herrschende Moral; und für den Menschen, den er dabei dachte, gäbe es keine Glückseligkeit, die in Widerspruch stände mit dem Seelenadel. Der herrschende Individualismus verwirft ebenfalls die verkehrte Weise, in welcher heute Moral gelehrt wird; aber er vergißt es wieder, wenn er zur Beleuchtung seiner reformatorischen Ideen Menschen uns vorführt, welche der jetzige Moralunterricht herangebildet hat, und in deren zügellosen Leidenschaften der größere Theil der Schuld liegt. Während Feuerbach nur das Glückseligkeit nennt, was dauernd befriedigt: giebt es für diese Menschen, sobald sie an ein anderes Leben nicht mehr glauben, nur mehr den Glücksrausch des Moments, in seiner

Raserei über fremdes Weh sich hinaussetzend, meistens aber später den Tod suchend, um dem Jammer der falschen Situation zu entrinnen, in die er führen muß. Momentaner Glücksrausch und dauernde Glückseligkeit liegen so weit auseinander, als der herrschende Individualismus und die Lehre Feuerbach's. Wir dürfen freilich nicht verschweigen, daß der Naturalismus in seinen Romanen und Trauerspielen mit Vorliebe die Ehe zum Angriffspunkt wählt; wir dürfen aber auch nicht übersehen, daß bei der Ehe gar viele Nebenumstände mitspielen, welche die Frage oft ganz verschieben. Wir kommen darauf zurück, wo wir von der Liebe und von der Familie handeln. Entscheidend ist hier, daß der Naturalismus dem Gemeinsinn gegenüber dieselben Blößen sich giebt. Seine dem Leben entnommenen, von der herrschenden Moral herangebildeten Menschen kennen nur den Genuß des Augenblicks, für den sie Alles hingeben, ihre ganze Zukunft und, wenn's nicht anders geht, auch die Zukunft Anderer. Bei der Ehe sind Reformen denkbar, durch die sie ihre schlimmsten Härten verliert: ist aber ein Gleiches denkbar bei allen übrigen socialen Verhältnissen? Und ist dies nicht denkbar: genügt es, daß ich auf meine Leidenschaft als auf eine Naturmacht mich berufe, um über den Unterschied zwischen Mein und Dein mich hinwegsetzen zu können und „mein" zu nennen, was „dein" ist? Für den aufrichtigen Ethiker giebt es die Hüllen nicht, welche unter dem Namen Geschäft, Unternehmung, Speculation so vielen Augen die maßlose Selbstsucht verdecken, die auf Kosten Anderer ihr Glück macht. Immer handelt sich's um einen Besitz, zu dem man gelangen will, um zu genießen. Der Versuchung, anstatt in rechtmäßiger Weise schwer und langsam, durch List oder Gewalt leicht und rasch sein Ziel zu erreichen, wird nur der nicht unterliegen, der darnach erzogen ist. Soweit werden die socialen Verhältnisse nie sich reformiren lassen, daß die Leidenschaft der rohen Natur zum Recht wird. Ueber die wahren Grundlagen der Civilisation, die nicht lauter Lichtseiten darbieten kann, besteht kein Zweifel, und der Naturalismus ist nur gerechtfertigt, solange er heilbare gesellschaftliche Schäden aufdeckt: geißelt er Schattenseiten, die mit dem friedlichen Zusammenleben der Menschen unvermeidlich verbunden sind, dann ist er ein Feind der staatlichen Gesellschaft. Nachbeter findet er freilich und in großer Zahl, weil seine Gründe durch ihre Einfach-

heit einleuchten und verlocken; aber er wird nur um sich greifen, bis das Maß voll ist. Voll wird das Maß sein, wann die Folgen noch einleuchtender reden werden als seine Gründe, und dann wird die Gesellschaft gegen ihn sich auflehnen, sieghaft auflehnen, wie sie es noch immer gethan hat bei Allem, was ihren Bestand unmöglich gemacht hätte. Wäre das nicht, so hätte es nie einen Fortschritt gegeben.

Der Gemeinsinn ist idealistischer Natur, weil er auf Ideen beruht, und so wenig als der Naturalismus vermag der Spiritualismus unsere Anschauungen zu entkräften, wie wenige Worte es ihm auch kosten mag, als materialistische sie zu verdammen. Wir gehören allerdings zu den Materialisten, jedoch nicht zu den naiven, und was wir Geist nennen und nicht als etwas für sich Existirendes denken, entwickelt sich erst im Menschen, nicht als ein Vermögen der Materie, sondern als die Funktion eines centralisirten Organismus mit hochdifferenzirtem Gehirn und Kehlkopf. Die Sprache ist es, die uns befähigt, uns selbstbewußt zum Gegenstand des eigenen Denkens zu machen, unsere Vorstellungen zu Begriffen und Ideen zu erheben und uns mit der Welt in einen uns verständlichen Zusammenhang zu bringen. Die sinnliche Organisirung unseres Denkens zwingt uns, die uns umgebenden Erscheinungen, wie uns selbst, als stofflich aufzufassen, und am Stoff setzen wir nichts voraus als eine unendliche Theilbarkeit, mit der eine ewige Bewegung gegeben ist, die als Kraft sich äußert, unzerstörbar wie der Stoff selbst, der eins ist mit ihr. Entwickeln sich unsere Gefühle in Gemäßheit unserer Erkenntniß, so lernen wir allmählich unsere Mitmenschen verstehen, und das Erwachen des Gemeinsinns ist der Höhepunkt dieses Verständnisses. Durch Gemeinsinn das Wohl der Menschheit fördernd, opfern wir uns nicht auf: es bethätigt sich vielmehr der Gemeinsinn als die sicherste Bürgschaft unseres eigenen Wohlergehens.

Unvermeidlich.

Alle sogenannten Schicksalsschläge haben wir als unvermeidlich aufzufassen. Selbst vom religiösen Standpunkte aus ist diese Weise die einzige, welche es uns ermöglicht, in den schmerzlichen Stunden des Lebens unsern Gleichmuth zu bewahren oder wenigstens in Kürze wiederzufinden. Allein die religiöse Anschauung hat den Nachtheil, daß das Individuum den Schicksalsschlag als von einer Person ausgehend ansieht und unwillkürlich ausruft: Warum? — Die bekannte Unerforschlichkeit der Wege der Vorsehung beruhigt nur den, dessen Herz eigentlich doch nicht berührt ist. Der in's Innerste von einem Leid sich getroffen fühlt, das er nicht selbst sich zugezogen hat, in welchem Falle das Gefühl, eine Schuld zu sühnen, ausgleichend wirken würde, muß ausrufen: wie kann mir das angethan werden? — In diesem Gefühl liegt ein Groll, der bis zu einer Raserei sich steigern kann, welche — wir waren selbst Zeuge einer solchen Scene — den ganzen Gott mit seinen machtlosen Heiligen und seiner grausamen Vorsehung verflucht. Eine schlimmere Unglückseligkeit vermögen wir nicht zu denken, und bei unserer Weltanschauung ist sie nicht möglich. Für uns giebt's kein höheres Wesen, das uns etwas anthut: was geschieht, muß eben geschehen.

Wir sagen aber nicht mit den Stoikern: Wenn du dein Weib, dein Kind verlierst, warum denkst du da, es sei dein Weib, dein Kind gewesen? Denke lieber einfach: es war ein Weib, ein Kind, — und du denkst etwas ganz Gewöhnliches. — So kann nur Einer denken, dem entweder überhaupt sein Weib, sein Kind nicht Anderes sind als ein Weib und ein Kind, oder der in die Bravour, von nichts sich erschüttern zu lassen, vernarrt ist. So weit gehen wir nicht: wir fordern kein übertriebenes, wir fordern nur

klares Denken. An dieses haben wir von Jugend auf gewöhnt zu werden, so daß es uns unmöglich ist, eine Wirkung von ihrer Ursache zu trennen. Wir haben zu wissen und dürfen nie vergessen, daß Alles mit Nothwendigkeit geschieht, daß, wenn zu etwas die erforderlichen Bedingungen vorhanden sind, dieses Etwas eintreten muß: genau so, wie etwas nicht eintreten kann, wenn diese Bedingungen fehlen. Es wird uns dies, ja, es darf uns dies nicht gleichgiltig machen gegen das Unglück, das uns widerfährt: wir haben den Schmerz zu empfinden, aber wir haben auch seine Unvermeidlichkeit zu begreifen.

Dies war auch beim Stoiker der Fall, indem er ein bestimmtes Unglück als etwas Allgemeines auffaßte; allein er setzte darein seinen Stolz, den Schmerz gar nicht zu empfinden oder mindestens dergleichen zu thun. Etwas von diesem Stolz ist ganz praktisch; nur darf er die Grenzen einer edlen Selbstbeherrschung, welcher das schärfere Auge auf den Grund sieht, nicht überschreiten, weil sonst er selbst oder die Empfindungslosigkeit erlogen ist. Den Standpunkt der Stoiker können wir auch darum nicht einnehmen, weil unsere auf Glückseligkeit gerichtete Lebensführung eine hochentwickelte Empfindungsfähigkeit voraussetzt. Ohne diese ist an kein verfeinertes Genießen zu denken; beanspruchen wir hohen Genuß, so müssen wir tiefes Leid mit in den Kauf nehmen. Insofern wir uns damit Epikur nähern, werden wir einerseits alles vermeidliche Leiden, mit dem kein entschädigender Zweck verbunden ist, nach Möglichkeit fern halten, andererseits beim unvermeidlichen dankbar des Guten gedenken, das wir schon genossen haben, und dies umsomehr, wenn wir gerade dem Freunde es verdanken, dessen Verlust wir eben erleiden. Und sobald der Schmerz um den Verlorenen es gestattet — naturgemäß läßt er von selbst nach, wenn wir ihn nicht künstlich nähren —, haben wir Alles aufzubieten, um uns das Leben erträglich zu machen. Sicherlich giebt es Viele, welche das nicht können; der es aber könnte und, anstatt es zu thun, dem Jammer sich überläßt, ist eines schönen Lebens nicht werth.

Wie der Märtyrer, der sich selig fühlt, zu Ehren seines Glaubens qualvolle Schmerzen erduldend: finden Manche ihr Glück darin, daß sie an den Gräbern ihrer Lieben zu Tode sich abhärmen; und haben sie Niemand, dem ihr Leben nothwendig ist, so thun sie

Recht. Bei Vielen wirkt es schmerzlindernd, was eben individuell ist, während das häufige Gräberbesuchen bei Manchen auf einem schlechten Gewissen beruhen mag, das sie drängt, bei den Todten nachzutragen, was sie an Liebe versäumt haben bei den Lebendigen. Auch wir haben Todte begraben, die uns lieb waren über Alles; aber ohne besondere Nothwendigkeit besuchen wir ihre Gräber nie; was dort liegt, sind nicht sie, — sie tragen wir in uns bis in den Tod. Der sich bewußt ist, nach Kräften seine Lieben glücklich gemacht zu haben, findet in diesem Gedanken eine unerschöpfliche Quelle des Trostes. Da der normale Mensch, wenn er nicht eigensinnig den naturgemäßen Verlauf der Vorstellungen und Empfindungen durchkreuzt, unter dem Erlebten das Wohlthuende viel heller denn das Schmerzliche in der Erinnerung bewahrt, so liegt es in seiner Macht, nur der schönen Tage zu gedenken, die er mit den geliebten Dahingegangenen verbracht hat. Er braucht nicht dort sie zu suchen, wo nur Spuren des Grams und der Qual ihm begegnen. Er ruft sie, und sie kommen, im heitern Antlitz die reinste Glückseligkeit spiegelnd; und sie bleiben bei ihm und verschönen den Rest seiner Tage. Es ist dies keine leere Einbildung, denn sie gehören zu seinem Leben und wirken fort auf ihn: in demselben Maße, in welchem er sie geachtet und geliebt hat, kann er nur mehr glücklich sein, so lange er in ihren Zügen liest, daß sie ihn verstehen und nach wie vor ihn achten und lieben würden. Man nenne uns eine dankbarere Verehrung Dahingeschiedener, eine bessere Art, dem Unvermeidlichen zu begegnen! Der allgemeinen Achtung der Todten, die in schönen Friedhöfen einen würdigen Ausdruck findet, huldigen auch wir: nur gegen Uebertreibungen und gegen die Verwechslung des Geistes mit dem Staube sprechen wir uns aus.

Es darf der Affect, der im Leben mit dem Weibe, dem Kinde, den Freunden uns verbindet, kein unvernünftiger sein; er darf die Leidenschaftlichkeit nicht überschreiten, bei welcher das Denken seine volle Klarheit bewahrt: eine freie Thätigkeit hat er zu sein, die das Seelenleben mit einem edlen Inhalt erfüllt und fort und fort erweitert. Die bloße Leidenschaft ist ein Kind der Selbstsucht, die unwürdig an Unwürdiges sich hängt, wovon nichts zurückbleibt, wann der unerbittliche Tod seine Hand ausstreckt. Da erübrigt freilich nichts als zu verzweifeln oder zu vergessen. Und war auch

der Gegenstand ein würdiger; war aber die Liebe keine würdige, so daß sie, anstatt ethisch ihn zu erheben zu einer das Leben überdauernden Wesenheit, zu einer Vergänglichkeit ihn erniedrigt, für die es nur Vernichtung giebt: dann ist die äußere Hülle Alles und bleibt unvermeidlich nur die Asche zurück.

Die reinste Blüte geklärter Affecte ist die Mäßigkeit, welche den Jüngern Epikur's nicht weniger als den Jüngern der Stoa für das Unerläßlichste galt zu einem glücklichen Leben. Sie ist darum das Unerläßlichste, weil es ohne sie keinen edlen Genuß giebt, ohne sie keine sittliche Ergebung in's Unvermeidliche; und diese Seite an ihr ist es, die hier uns beschäftigt. Den Gedanken nicht loszuwerden: daß man den Geliebten noch immer besitzen möchte, — ist natürlich, aber unvernünftig. Der Mensch muß ein Genügen haben, — sagt der Volksmund mit dem richtigen Gefühl, das ihn bei Dingen von allgemeiner Wichtigkeit niemals im Stich läßt. Das Glückseligkeitsstreben ist allen Menschen gemein, und da muß die beste Methode, diesen Durst zu stillen, längst erkannt sein. Aber vom allgemeinen Anerkennen zum allgemeinen Befolgen ist's weit. Jeder wird zugeben, daß, der nie sich bescheiden kann mit dem, was er hat, und, wie viel er auch sein nennen mag, immer nach mehr trachtet, unglücklich werden muß, wenn er es nicht schon ist. Daß ein solches Gemüth in keinen Verlust sich zu finden vermag, liegt auf der Hand: ihm gebricht's an der Dankbarkeit, von der wir schon gesprochen haben, und die alles wahre Glück als ein unverdientes Geschenk betrachtet, immer eingedenk der Ungezählten, die nicht den kleinsten Theil davon zu erlangen vermögen.

Vom Tode, welchem Keiner, und von der Krankheit, welcher fast Keiner entrinnt, werden wir abgesondert handeln. Beide geben uns Gelegenheit, zu erfahren, wie hart es ist, Entsagung zu üben, aber daß es doch noch härter ist, sich nicht fügen zu wollen. Dasselbe gilt von einem empfindlichen Verlust an Glücksgütern, den wir flüchtiger behandeln können, weil Geld das flüchtigste Gut ist. Wir denken hier auch nicht an eigentliche, tiefe Armuth, welcher nur der mit philosophischen Grundsätzen kommen mag, der nicht weiß, wovon er spricht, und daß er besser schweigen würde, wenn sein erstes Wort nicht Hilfe ist. Den Reichthum haben wir im Sinn. Dieser ist zum wahren Glück nicht nothwendig, und weit eher leitet er

auf einen Abweg denn auf den Weg, der sicher zur Glückseligkeit führt. Sittlich wird er überhaupt erst durch eine gemeinnützige Verwendung, und leistet er darin nichts Großes, so ist es das Schönste an ihm, daß er in die Lage versetzt, jedem Bittenden zu geben, ohne erst lange zu fragen, wie viel sich für ihn thun läßt und ob er einen besondern Anspruch darauf hat? Es ist mit dieser Freigebigkeit ein Glücksgefühl verbunden, das auf ein Herz deutet, bei dem der Reichthum in guten Händen ist. Aber sittlich ist nur jenes Almosen, das den Würdigen sich auswählt, und noch sittlicher ist die Gabe, die den Beschenkten in den Stand setzt, sich sein Brot selber zu erarbeiten.

Bei alledem verkennen wir nicht, wie innig der Mensch durch Gewohnheit mit den Annehmlichkeiten verwachsen kann, die der Reichthum gewährt. Es führt dies zu Erscheinungen, die wir schon darum nicht verachten dürfen, weil sie unzertrennlich sind von jeder höhern Cultur. Und da wir nicht den Standpunkt jener Moralisten einnehmen, welche meinen, die Tugend lasse sich anbefehlen, so steht für uns Derjenige, der zwar noch Einiges besitzt, aber von einem Moment zum andern nicht mehr reich ist, und die verschiedensten Kunstgenüsse, mit welchen er jahrelang sich umgab, und Alles, womit der Luxus das Leben zu einem ununterbrochenen Genuß gestaltet, entbehren muß, gerade so tief als der wirklich Arme. Er leidet vielleicht noch mehr als dieser, weil die Gewohnheit ihm nicht zu Hilfe kommt. Wir wüßten nichts Lächerlicheres, als einem derart entwickelten Individuum zuzurufen: Was liegt daran? Das Gold ist nur Chimäre! — Er hat im Gold die ganze Welt gehabt und weiß das nur zu gut. Alle Vernunftgründe, welche ihm beweisen sollen, daß er bei dem kargen Auskommen, das ihm geblieben ist, sich glücklich zu fühlen habe, sind für ihn sinnlos: seine Glückseligkeit hat er verloren, und die übrig gebliebenen Mittel können sie ihm nicht mehr schaffen. Er ist sogar besonders übel daran, weil seine Glückseligkeit, weil das, was seine Glückseligkeit ausmachte, wie rechtschaffen und anständig er auch dabei gelebt haben mag, einer sittlichen Grundlage, eines höhern Zwecks entbehrte, er mithin ganz in der Lage dessen ist, von dem wir gesagt haben, daß der Tod ihm Alles genommen hat, selbst die Möglichkeit einer erquickenden Erinnerung. Die besten Lehren sind nur Wegweiser; gehen muß er selbst, und vorwärts helfen kann er sich

nur, wenn seine Individualität darnach ist, daß er auf soliderer Grundlage ein neues, für ihn schönes Leben zu beginnen weiß.

Ob sein Unglück hätte vermieden werden können, ist eine müßige Frage. Ein Anderer hätte es vermieden und, anders erzogen, wäre er ein Anderer gewesen. „Ueberlaßt mir die Erziehung, und ich will Europa vor Ablauf eines Jahrhunderts umgestalten," — hat Leibniz gesagt. Ziehen wir Individuen heran, für welche sittliche Ideale einen unwiderstehlichen Reiz haben, und wir ziehen Glückliche heran, die ihre Glückseligkeit in ihrer Macht haben. Damit leugnen wir nicht, daß bei Manchen die Umstände so widerwärtig sich vereinen, daß alle Anstrengung, das Leben zu einem erträglichen zu gestalten, vergeblich ist; doch darf man die Zahl dieser Fälle nicht übertreiben und die Fälle selbst nicht vergrößern, indem man allzu rasch als vom Unglück verfolgt sich betrachtet. Ausnahmen sind es, und nur ein Thörichter mag um der Ausnahme willen die Regel und mit dieser den richtigen Weg aufgeben. Auch das ist richtig, daß zum Glück ein Bißchen leichter Sinn unerläßlich, und daß dieser mit dem Charakter gegeben ist. Allein auch darin vermag die Erziehung viel. Sie kann den leichten Sinn ausarten lassen zum unglückseligsten Leichtsinn, wie sie den Leichtsinn modificiren kann zu einem beglückenden leichten Sinn. Für sich allein bringt es der leichte Sinn auch nicht zu wahrer Glückseligkeit. Ist er, nicht die Vernunft, der Leitende, so werden wir immer an das Allervergänglichste unser Loos ketten und jedes festern Halts entrathen, so oft ein schwerer Schicksalsschlag uns trifft. Darum gilt's vor Allem, die Vernunft im Menschen zu entwickeln, die Vernunft, deren der Mensch von Haus aus nicht theilhaftig ist, weil sie in der Klärung der Affecte besteht und diese Klärung nur durch Erziehung erreicht werden kann. Die tüchtigste Ausbildung des Verstandes ist machtlos gegenüber einer Leidenschaft, die, weit entfernt, durch Gründe sich leiten zu lassen, all die Einsicht, welche ein reichentwickelter Verstand ihr zur Verfügung stellt, zur Verwirklichung ihrer Absichten verwerthet. Entscheidend ist die Harmonie der Entwicklung: Kopf und Herz haben sich zu verstehen und beide derselben idealen Richtung zu folgen.

Allein auch damit bringt man es nur zu einer Halbheit, wenn man den sagenhaften Dualismus nicht fallen läßt und den Menschen nicht auffaßt als ein einheitliches Individuum. Der ganze Mensch

ist es, der fühlt, denkt und will, und als ein untrennbares Ganzes hat man ihn zu nehmen, will man ihn verstehen und von ihm verstanden werden. Die Ahnung, welche des Menschen — wie der geistvolle Burckhardt nachweist — zuerst in Italien sich bemächtigte, hat seither fort und fort an Deutlichkeit gewonnen; die Entwicklungslehre, die in alle Schichten der Gesellschaft dringt, gestaltet sie zur Gewißheit: wir haben es nur mehr mit dem modernen Menschen zu thun, aber mit einem idealloſen modernen Menschen, dem der Sport nicht Erholung ist nach ernster Arbeit, sondern der seine beste Kraft an alle Arten von Sport verzettelt. In dieser Atmosphäre kommt heute das Kind bevorzugter Eltern zur Welt; in dieser Atmosphäre wächst es auf, und seine ersten Regungen von Belang verkünden eine unbeugsame Selbständigkeit. Darum ist es nunmehr unvermeidlich, den modernen Menschen als das zu nehmen, was er ist, aber nicht, um es zu machen wie die Eltern, welche sich für besonders klug halten, wenn sie in der Erkenntniß ihrer Machtlosigkeit mit dem Stoßseufzer sich begnügen: wir leben in der Zeit des Individualismus, mit unsern jungen Leuten ist nichts anzufangen; sondern um den Stier bei den Hörnern zu packen, um den Individualismus selbst zu erziehen.

Gelten zu lassen hat man ihn, weil er das Kennzeichen ist des vollendeten Menschen; allein man darf nicht dem Wahn sich hingeben, auf den rechten Weg ihn zu bringen, indem man mit guten Lehren ihn vollpfropft, die ihm widerstreben. Die beste Lehre ist: kein böses Beispiel. Zu zeigen hat man ihm, wie er wahrhaft glücklich wird. Daß er das Glück sich erkämpfen muß, wird ihn nicht abschrecken, wenn er das Ziel mit frohem Auge fassen kann. Der Individualismus selbst ist das sieghafte Resultat eines Kampfes, der Kampf ist sein Element, und er hat für gar nichts so viel Sinn als für den Kampf um's Glück. Es kommt also nur darauf an, daß er wisse, wo das Glück ist. Keiner ist so dumm, absichtlich und mit klarem Bewußtsein dem echten Glück ein Scheinglück vorzuziehen. Dem Scheinglück jagt nur der nach, der in entnervenden Vergnügen die Rettung erblickt vor einem Leben der Langweile, der Plage, der Entbehrung, der Aufopferung, das ihm als das allein menschenwürdige angepriesen wird. Der Tugendbegriff der landläufigen Moral ist nur anziehend für den vernichteten Individualismus; für den in seiner Vollkraft sich erhebenden ist er abstoßend.

Der Individualismus ist aber erwacht; er ist da, und kein Moralist kann ihn hindern, mit der mächtigen Faust an das Thor der Zeit zu schlagen, bis er es einschlägt. Erschließen wir ihm lieber das Thor, unter dessen Trümmern die kostbarsten Schöpfungen der Civilisation zerstört würden. Bereiten wir ihn vor auf eine Zeit und lassen wir ihn eintreten in eine Zeit, welche nicht fordert, daß er sich opfere, sondern die edelsten Genüsse ihm bietet, und an der Hand erfrischender Arbeit zu einer Glückseligkeit ihn leitet, die den Lorbeer der Sittlichkeit auf seine Stirne drückt.

Gottesidee.

Es klingt paradox, und dennoch hat es einen gesunden Sinn, wenn wir sagen: willst du über die Gottesidee in's Klare kommen, so frag' dich bei den Glaubenslosen an. Selbstverständlich denken wir da nicht an Individuen, die den Gottesglauben kaum dem Namen nach oder gar nicht kennen. Es kommt dies in civilisirten Ländern fast nicht vor, und kommt es vor, so ist es immer gepaart mit einer großen Rohheit, die nie den leisesten Unterricht genossen hat. Mag ein Gebildeter noch so religionslos aufgewachsen sein: ist seine Bildung eine gediegene, so weiß er, welche bedeutende Rolle in der Menschengeschichte die Gottesidee gespielt hat und heute noch spielt. Gerade weil er religionslos ist, und wär's auch nur, um so viele seiner Mitmenschen zu verstehen, kümmert er sich um das eigentliche Wesen der Sache; während der Gläubige, und besonders je gläubiger er ist, desto weniger mit einer Frage sich beschäftigt, deren Beantwortung ihm als eine selbstverständliche gilt. Giebt sich der Gläubige in ernsterer Weise mit dieser Frage ab, so thut er es von der finstersten Seite, nämlich weil Zweifel ihn quälen, und das Bild, das er uns zu geben vermöchte, wäre eine widerliche Halbheit.

Anders verhält sich's mit einem Glaubenslosen, der in seiner Jugend von ganzem Herzen einer positiven Religion ergeben war, im Verlauf seiner Entwicklung zu einem wissenschaftlich gefärbten Deïsmus und von diesem zu einem Pantheïsmus übergegangen ist, der sich ihm schließlich, mochte er wie immer ihn wenden, als ein unhaltbarer Glaube herausgestellt hat. Ein solcher Glaubenloser hat, so zu sagen, den ganzen Bildungsgang der Menschheit durchgemacht, mit dem Gemüth nicht weniger als mit

dem Geist. Er weiß, was er sagt, wenn er das Wort Gott ausspricht; er weiß, wieviel Hoffnung, wieviel Bangen, wieviel Furcht, wieviel Ergebung, wieviel Begeisterung und Vertrauen es zu wecken vermag. Gerade weil er all' den Mißbrauch, den die Kirche heute noch damit treibt wie in alten Tagen, von der Gottesidee abzulösen versteht, weiß er diese in ihrer ganzen Herrlichkeit zu denken. Er kennt das menschliche Herz mit allen seinen Schwächen, wie er das Leben kennt mit seinem ganzen Elend. In seinem eigenen Herzen hat Gott gewohnt, und sein eigenes Herz hat es erfahren, von welchem Werth ein solcher Hort ist im Glück wie im Unglück. Weil er weiß, wie schwer es ist, die Bildungshöhe zu erklimmen und schwindellos auf ihr auszuharren, die zur wahren Selbstgenügsamkeit führt: hat er ein klares Urtheil über das immer wieder im Menschen erwachende Bedürfniß nach einem ausgleichenden Jenseits, das unzertrennlich ist von der Vorstellung einer ewigen Gerechtigkeit.

Und gerade, weil so Einer in der Wissenschaft zu Hause und es ihm ganz klar ist, wie wenig der Mensch weiß im Verhältniß zum All, das ihn umgiebt: ist er der Letzte, nicht einzusehen, wie unendlich viel, wovon er sich nichts träumen lassen kann, möglich sei im Universum, und zu sagen: es könne keinen Gott geben. Er kann nur sagen: ich finde ihn nicht, in der Schöpfung nicht und nicht in der Weltlenkung. Zu glauben ist ihm nicht gegeben, und mit dem Wissen, zu dem er gelangen kann, steht diese Vorstellung, wie die der Unsterblichkeit, in einem unlösbaren Widerspruch. Ihm bleibt nichts übrig, als in das, was er als wahr erkennt, sich hinein zu finden. Daß ihm dies gelingt, ist kein Grund, jene nicht zu begreifen, die den mitunter auch sehr unbequemen Gott über Bord werfen und dabei jeden Strohhalm ergreifen, der ihre eigene Unsterblichkeit zu verbürgen scheint. Es liegt etwas Rührendes in dieser Einfalt, in welcher die ganze Eitelkeit des Menschen sich spiegelt. Hierher gehören jene seltsamen Gläubigen, welche ein ewiges Himmelreich als etwas Selbstverständliches betrachten, während ihnen die Hölle als etwas Absurdes erscheint. Eine ewige Bestrafung der scheußlichsten Verbrechen halten sie für widersinnig und eine ewige Belohnung zeitlicher Gutthaten für ganz natürlich.

Diese Unklarheit, die auf einer Ueberschätzung des eigenen Ich beruht, beweist uns vor Allem, von welcher Wichtigkeit es ist, daß wir in der Zeit, in welcher die gemüthliche Auffassung des Kindes

in das verständige Denken des reifern Alters übergeht, von Menschen umgeben seien, welche ihre Begriffe logisch verbinden. Die Ideenassociation ist Sache der Gewohnheit. Werden zwei verschiedene Empfindungen wiederholt gleichzeitig ausgelöst, so kann später die eine von beiden nicht zur Geltung kommen, ohne daß die andere mitklinge. Es ist dies in der Verbindung begründet, in welcher die einzelnen Theile des Gehirns zu einander stehen. Wie daher unser Gehirn genöthigt wird, Dinge an einander zu ketten, die sich uns immer als vereint zeigen, so bringt es auch Dinge in Zusammenhang, welche wir fortwährend als zu einander gehörig bezeichnen hören. Die falschen Schlüsse, Ansichten und Bestrebungen, welche so Viele verhindern, den Weg zum wahren Glück zu gehen, sind — angeborene Abnormitäten abgerechnet — die nothwendige Consequenz einer übel eingeleiteten Denkweise. Die nachtheiligen Folgen schlechter Beispiele widerlegen am schlagendsten die Behauptung, daß die beste Erziehung nichts zu fruchten vermöge.

Der die Gottesidee aufgiebt, hat auch Alles aufzugeben, was nur in Verbindung mit ihr einen Sinn hat. Die gesammte Natur steht ihm als eine andere gegenüber. Schiebt man die Theologie bei Seite, so hat man auch mit der Teleologie, der Lehre von den natürlichen Zwecken, aufzuräumen. Die Natur war für uns ein unbegreifliches Wunder, solange sie uns dargestellt wurde als unumschränkte Gebieterin über die Mittel, welche von den zu erreichenden Zwecken erheischt werden. Durch die Entwicklungslehre ist an die Stelle der Zweckmäßigkeit die Gesetzmäßigkeit getreten, und in natürlicher Weise gehen die Arten in einander über, anstatt daß für einzelne Hauptarten oder Gattungen je ein besonderer Schöpfungsact erfordert würde, der unsere Fassungskraft übersteigt. Der Anthropomorphismus hatte die Sache auf den Kopf gestellt, und wir wurden aus dem Buch der Natur nicht klug, weil wir es verkehrt in der Hand hielten. Was man uns in der Natur als Zwecke zu deuten gelehrt hatte, ist das gerade Gegentheil von dem, was der denkende Mensch als Zwecke sich setzt. Dieser ist seines Thuns sich bewußt, und bei ihm richten sich die Mittel nach den Zwecken. In der Natur richten sich die Zwecke nach den Mitteln. In diesem Satz liegt die ganze Entwicklungslehre. In der Natur geschieht nur, was geschehen kann, was aber auch geschehen muß. Entscheidend sind allein die vorhandenen Bedingungen. Diese Erde

erscheint uns als für den Menschen zweckmäßig eingerichtet, weil der Mensch den gegebenen Verhältnissen gemäß sich entwickelt hat. Aus demselben Grunde aber, weil nämlich mit ihm die gesammte Natur geworden ist, wie sie eben nur werden konnte, ist gar Vieles in ihm und um ihn vom Gesichtspunkt der Selbständigkeit aus, zu der sein selbstbewußtes Gefühl ihn erhoben hat, recht sehr unzweckmäßig. Darum sieht er so oft von der Natur seine Zwecke durchkreuzt, und hat er ihr in schwerem Kampfe und oft mit Lebensgefahr die Cultur abgerungen. Allein er erblickt in ihr keine Feindin, weil er sie versteht, weiß, daß alle Willkür ihr fremd ist, und er ihre unwandelbaren Gesetze selbst in sich trägt als die Gesetze seines eigenen Daseins. Auf sie ist für ihn ein fester Verlaß, und in diesem Bewußtsein unternimmt er nur Mögliches, setzt an dieses wohlgemuth seine ganze Kraft und findet sich in alles Unvermeidliche, das er als nothwendiger Weise sich ereignend erkennt.

Unleugbar ist es, daß, im Vergleich mit dem von der Gottesidee durchleuchteten Leben, in diesem Dasein des Menschen eine gewisse Verlassenheit liegt; aber es ist die Verlassenheit der Selbständigkeit, eines so hohen Gutes, daß kein Preis dafür zu hoch ist. Und gerade diese Verlassenheit ist die Quelle der echten freien Menschlichkeit. Sie ist es, die uns unsere Mitmenschen mit ganz andern Augen betrachten läßt, als wenn wir sie geborgen wüßten unter dem ewigen Schutz einer unendlichen Güte. Wie wir uns eins wissen mit der Natur, so fühlen wir uns eins mit unsern Mitmenschen, die wir, als Blut von unserm Blut, in unserm Herzen tragen, wenn wir dieses auf dem rechten Fleck haben. Unser Ich hat zur Welt sich erweitert, uud in ihm — nicht als das Centrum der Welt, das wir nicht kennen — als die edelste Blüte unseres Ich erhebt sich, Alles überragend, die Nächstenliebe. Sind wir eins mit der Menschheit, dann gewinnt die Unsterblichkeitsfrage ein anderes Antlitz. Erfassen wir die Zukunft der Menschheit als unsere Zukunft, dann giebt es für uns keine Verlassenheit mehr und verliert auch der Tod seinen letzten Stachel. Wir brauchen nur thatsächlich in unsern Mitmenschen zu leben, um auch, wann wir längst nicht mehr sind, fortzuleben in ihnen. Mag das religiöse Wohlwollen noch so erhaben sein: durch den Glauben an eine Allmacht, die jedem Hilfsbedürftigen beisteht und in erster Linie dieser Allmacht seine Wohlthaten darbringend, wird es immer kühl bleiben bis an's Herz hinan im

Vergleich zur Innigkeit des Wohlwollens, das von keiner Allmacht weiß, welche den Verhungernden am Leben erhält, und das einfach hilft, um zu helfen.

Und weil immer die Gegensätze sich berühren, so sehen wir auch hier den Punkt, auf welchem der Glaube und die Glaubenslosigkeit zusammentreffen. Was uns da vorschwebt, ist der echt christliche Glaube, der vom Aberglauben dadurch sich unterscheidet, daß ihm als das Erste gilt der innere Kern des Glaubens, der eine sittliche Veredlung der Menschen bezweckt. Das Uebersinnliche daran ist entstanden, wie nach Feuerbach alle Götter entstanden sind, als in den Himmel erhobene menschliche Wünsche. So wird Gott täglich wiedergeboren. Es ist rein menschlich, wenn z. B. ein geliebtes Wesen namenlos leidet, und keine Linderung mehr möglich scheint, in ein Händeringen sein ganzes Selbst zusammenzufassen, als ob ein Blick in's Unendliche den Lauf der Welt hemmen könnte. Das ist das Wesen des Gebetes, der Ursprung der himmlischen Mächte. Ein unbefangener Blick in das Leben Jesu genügt, um uns zu zeigen, daß alles Jenseitige an seiner Lehre die Zuthat von Menschen ist, welchen die einfache Sittlichkeit zu wenig göttlich war. Das Bedürfniß nach einer andern Welt war es, das ihn Wunder wirken ließ, die von ihr Zeugniß geben sollten. Nichts ist begreiflicher denn der Glaube an Selbstgesehenes, und stände es noch so sehr in Widerspruch mit aller Erfahrung; aber etwas ganz Anderes war die Verbindung, in welche die Wunder auch für Jene gebracht wurden, welche nicht dabei gewesen waren. Treffend sagt David Friedrich Strauß: „Daß von dem Glauben an Dinge, von denen zum Theil gewiß ist, daß sie nicht geschehen sind, zum Theil ungewiß, ob sie geschehen sind, und nur zum geringsten Theile außer Zweifel, daß sie geschehen sind, daß von dem Glauben an dergleichen Dinge des Menschen Seligkeit abhängen sollte, ist so ungereimt, daß es heutzutage keiner Widerlegung mehr bedarf."

Seither ist allerdings ein Vierteljahrhundert verflossen, und eine tiefgehende Reaction macht sich breit auf allen Gebieten, so daß selbst die Wissenschaft von ihr ergriffen, richtiger gesprochen, in ihren Dienst gezogen wird. Eine neue Mystik, die auf Somnambulismus und Mediumismus fußt, stellt das Träumen über das Wachen und erblickt im künstlich erzeugten Wahnsinn des

Hypnotismus die Quelle höherer Wahrheit. Dazu kommt eine neue Psychologie, welche nicht nur den Pflanzen und selbst dem Gestein Beseelung zuspricht, sondern mit größter Bestimmtheit auch über das Ansich der Dinge Auskunft giebt. Damit wird freilich Kant weit überflügelt; schade nur, daß der Flug nach rückwärts geht. Was die Entwicklungslehre sichergestellt hat, wird, weil zu materialistisch, als Brennstoff benützt, aus dessen Asche eine Zielstrebigkeit der Natur, das gerade Gegentheil von Darwin's natürlicher Zuchtwahl, als metaphysischer Phönix sich erhebt, leider nur sichtbar für Jene, deren Augen die Trugschlüsse nicht durchschauen, welche seine Schwingen befiedern. Aber solcher Augen giebt es viel; es sind die Augen, deren auch die positiven Religionen bedürfen, und es ist begreiflich, daß in solchen Zeiten die Kirche, im richtigen Gefühl: jetzt oder nie wieder, — zu den ältesten Waffen greift, als ging's zurück in's Mittelalter. Die menschliche Gesellschaft ist ganz durchdrungen vom Geist der modernen Zeit, aber noch ist er ihr nicht klar geworden; daher das Gähren und Schwanken. Sie hat derlei Gährungen und Schwankungen schon oft durchgemacht und immer glücklich überwunden. Der reine Himmel des Wissens kann sich umwölken, aber es sind dies Gewitter, die sich wieder verziehen. Es ist Licht geworden, und erlöschen kann dieses Licht nur mit dem Menschengeschlecht. Unabsehbar ferne mögen die Tage noch sein, in welchen Gläubige und Glaubenslose sich zu dauerndem Frieden die Hand reichen; allein immer näher werden sich die Brüder kommen, weil der Kern ihrer Gesinnung derselbe ist. Sittlichkeit giebt es nur eine; ihre Klärung ist identisch mit dem wahren Wohl der Menschheit, und diese Klärung wird sich verallgemeinern in dem Maße, in welchem die Sittlichkeit erkannt wird als die Wahrheit der erhabensten Gottesidee.

Wahrhaftigkeit.

Wir würden gegen die Wahrhaftigkeit, den Anfang und das Ende aller Ethik, schwer uns versündigen, wollten wir im Geringsten die Schwierigkeiten zu verheimlichen suchen, welche der Durchführung unseres Erziehungsplanes — sagen wir's gerade heraus: der Erziehung der Menschheit — sich entgegenstellen. Was uns vorschwebt, ist kein Hirngespinnst, und keine Ideale leiten uns, welchen wir uns nicht nähern können. Was wir fordern, entspricht der natürlichen Entwicklung des Menschen; es widerspricht nur Gewohnheiten des Denkens wie des Fühlens, deren Unrichtigkeit nicht verhindern konnte, daß sie in fast unentwirrbarer Weise mit den Bestrebungen unserer Zeit sich verwachsen haben. Dies allein ergiebt kaum zählbare Hindernisse, und dazu kommt der Umstand, daß die Verwirklichung der Bildung, die wir hier nur skizziren können, einige Generationen in Anspruch nehmen würde. Dieser letztere Umstand gilt den Meisten als ein solcher, der die Sache unmöglich macht. Bedenkt man aber, wieviel Kirchen und andere Gebäude öffentlichen Interesses in Angriff genommen worden sind von Menschen, die gar nicht in Zweifel darüber waren, daß sie höchstens die Vollendung des Fundamentes erleben und erst ihre Kindeskinder, vielleicht gar erst spätere Jahrhunderte, in welchen keines der Ihrigen mehr da wäre, das angestrebte Werk fertig schauen werden, so überzeugt man sich leicht von der Nichtigkeit dieses Einwandes.

Damit die Menschen eine Arbeit beginnen, deren Vollendung erst ihre Nachkommen erfreuen kann, bedarf's entweder eines tyrannischen Willens, dem gegenüber sie bloße Sclaven sind, oder einer großen Idee, die sie hinreißt und bestimmt, freiwillig an's Werk zu gehen. Solche Ideen schuf der Glaube, die Kunst, der

Besitz politischer Freiheit, und Denkmale erhoben sich, welche vor der ganzen Welt Zeugniß geben von der Nachhaltigkeit der Begeisterung, die sie hervorgebracht hat. Die Idee, in deren Dienst wir unsern Zeitgenossen eine Arbeit anmuthen, die keiner von denen, welche sie anheben, zu Ende bringen kann, heißt Erziehung der Menschheit. Groß ist sie genug, und auch da handelt sich's um ein Werk der Kunst und um das edelste von allen; denn mit Recht sagt D. F. Strauß, hinweisend auf eine vollendete Individualität: „Des Menschen größtes Kunstwerk ist der Mensch." Und nicht um einen Einzelnen oder um Einzelne, um so Viele handelt sich's, daß die ganze civilisirte Welt auf eine höhere Stufe zu stehen käme. Familie, Schule und Staat müßten zusammengreifen, damit die Familie ihre Kinder ganz anders vorbereitet als jetzt in die Schule schicken, und diese sie ganz anders gebildet als jetzt einem Staat übergeben könne, in welchem sie ganz andere Vorbilder fänden als jetzt. Es wäre ein großer Ring, der an verschiedenen Punkten begonnen werden müßte, der erst mit der Zeit, nach langer Zeit sich zu schließen vermöchte. Bis dahin würden nur die ihn zu schätzen wissen, welche, durchdrungen von der hohen Idee, die sie leitet, vor keiner Mühe, vor keinem Hohn, vor keinem Undank zurückscheuen, um in dem allmählich werdenden Ringe die zarte Pflanze zu pflegen, an welche die Welt nicht glauben kann, bevor sie an ihren Früchten sie erkennt.

Darin liegt die Schwierigkeit. Auf welchem Punkt mit der Arbeit begonnen würde, wäre gleichgiltig; wenn man nur überhaupt beginnen wollte: aber auf jedem Punkte hieße es vor Allem, der Wahrhaftigkeit die Ehre geben. Auf den ersten Blick meint Jeder, daran sei nichts und es verstehe sich das von selbst. Daran ist aber sehr viel; denn es heißt nichts Geringeres, als zu erkennen und anzuerkennen, daß man den modernen Menschen vor sich hat, dem gegenüber abgelebte Lehrmeinungen machtlos sind. Um den Menschen, den es zu erziehen gilt, als das zu nehmen, was er ist, muß man mit zahllosen Vorurtheilen brechen. Der bloße Gedanke: nicht damit zu beginnen, daß man ihn anhält, den Pfad der Tugend zu wandeln, wofür er hüben oder drüben belohnt wird, — sondern damit: daß man ihn lehrt, wahrhaft glücklich zu sein, wobei dann der sittliche Werth von selbst als Lohn ihm in den Schooß fällt; dieser Gedanke allein stößt überall auf Wider-

spruch. Und warum hauptsächlich? Weil wir nicht gewohnt sind, wahrhaftig zu sein gegen uns selbst. Der das ist, kann der Erkenntniß nicht sich verschließen, daß er bei jeder ernstern Gelegenheit diesen Satz an sich selbst bewährt findet. Wir können immer nur das thun, was im betreffenden Fall uns glücklicher macht. Gewiß hat der Individualismus auch große Schattenseiten. Diese hat eben der Fortschritt, den es ohne jenen nicht giebt, mit in den Kauf zu nehmen. Treibt's der Individualismus zu arg, dann wird sich's immer rächen, aber nie so bitter rächen als seine Knechtung. Wir können irre geleitet werden; jedoch mit Bewußtsein gegen unser Interesse handelnd, würden wir wider unsere Natur handeln, und das könnte nur Einer, der von Sinnen wäre. Sache der Erziehung ist es, uns dahin zu bringen, daß wir mehr als für alles Andere Sinn haben für ein edles Glück.

Dieses ist das Kennzeichen des ethisch erhobenen Menschen, der, beseelt vom Willen des Guten, in seinem Thun und Lassen sich frei fühlt, weil er sich bewußt ist, in Gemäßheit seiner Natur zu handeln. Damit sagen wir nicht, daß er immer nur das Gute thun werde. Dazu müßte er die Vollkommenheit selbst sein, und das ist Niemand. Allein er ist nicht nur nicht vollkommen, er ist gar nicht ethisch erhoben, wenn er, im Guten wie im Bösen, nicht wahrhaftig ist gegen sich selbst und gegen Andere. Jede Ethik, die nicht von diesem Satz ausgeht, verdient ihren Namen nicht. Von welcher Bedeutung die Wahrhaftigkeit im Allgemeinen sei, haben wir soeben gezeigt. Sie verhält sich zu den innern Dingen wie zu den äußern das Licht. Nur, wo sein Strahl hinfällt, wissen wir auf den ersten Blick, wo wir sind. Darum weiß auch der Einzelne, woran er mit sich selbst ist, und wissen auch die Andern, woran sie mit ihm sind, nur wenn die Wahrhaftigkeit zu seinen entschiedensten Charakterzügen gehört. Diesen Zug zu pflegen und für seine möglichst klare Ausprägung zu sorgen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung. Nicht nur ist ein aufrichtiger Bösewicht der menschlichen Gesellschaft weniger schädlich als ein verlogener Tugendheld: man kann sogar sagen, daß jener vermöge der Größe, zu welcher er sich erheben mag, diesem gegenüber, der immer niedrig bleibt, der ethischere Charakter ist, was auch an seiner ästhetischen Brauchbarkeit sich erweist. An ihm ist doch etwas, während an dem Andern gar nichts ist. Daß so Viele sich sträuben, die

Richtigkeit dieser doch so einfachen Sätze unbedingt zuzugeben, ist allein darin begründet, daß ein falscher Tugendbegriff durch eine vielhundertjährige Uebung nahezu allgemein sich eingelebt hat.

Wie unsere Weltanschauung keinerlei absolute Wahrheit und nur relative Gewißheiten kennt, wenngleich unter diesen solche, die für den Menschen positiver Natur sind, das heißt, für uns unter allen Umständen Allgemeingiltigkeit haben: so können wir vom Einzelnen auch keine absolute Wahrhaftigkeit fordern. Es giebt eben auf Erden nichts Vollkommenes, weil es auf Erden nichts Absolutes giebt, und der ganze Begriff des Absoluten hat für uns nur insofern einen Sinn, als an ihm uns klar wird, was wir unter dem bloß Relativen zu begreifen haben. Nichts ist für unsern Sittlichkeitsbegriff überflüssiger, als zu den Spitzfindigkeiten einer Casuistik zu greifen, die den stärkern Geist nur zu lächerlichen Uebertreibungen führt, den schwächern dagegen in ein Labyrinth von Skrupeln hineinjagt, in welchem die einfachsten Fragen unauflöslich sich verwirren. Wie weit es die Casuistik — ein Lieblingsfeld der landläufigen Moral — mit ihren Haarspaltereien bringen kann, zeigt am schönsten das folgende Kunststück. Es ist leicht zu erweisen, daß wir edler handeln, wenn wir mit eigener Lebensgefahr einen Feind, als wenn wir einen Freund mit eigener Lebensgefahr retten. Da ergiebt sich aber für den Vollblut-Casuisten die hochwichtige Streitfrage: ob wir, wenn wir gleichzeitig einen Freund und einen Feind dem Ertrinken nahe sehen, nicht eigentlich verpflichtet wären, den Freund umkommen zu lassen und dem Feinde beizuspringen? Der Fall ist nicht uninteressant, weil er ein helles Schlaglicht auf den gewöhnlichen Tugendbegriff wirft, der von der Größe der Selbstaufopferung ausgeht und thatsächlich eine kleine Erschütterung erleidet, wenn dem kleinern Opfer, das wir beim Retten des Freundes bringen, der Vorzug gegeben werden sollte. Unser Glückseligkeitsstreben ist da nicht des kleinsten Zweifels fähig, weil es uns übermächtig dem versinkenden Freunde zutreibt.

Die Frage: ob in einem bestimmten Falle zu reden oder zu schweigen sei? — in der Erklärung, von einer Sache, die man weiß, keine Kenntniß zu haben, liegt unzweifelhaft eine große Lüge — kann unter Umständen zu einer sehr delikaten werden. Ob Einer auf Grund einer berechtigten oder unberechtigten Frage oder ganz aus

freien Stücken eine Mittheilung macht; ob es um sein eigenes oder um ein fremdes Geheimniß sich handelt; ob ein Nutzen oder ein Schaden aus einer Bekanntmachung erwächst: diese und gar viele andere Gründe können die Entscheidung bestimmen. Nicht darauf kommt's an, daß man nie die Unwahrheit sage, sondern darauf, daß, wenn schon einer die Unwahrheit sagt, der Fall ein solcher sei, daß jeder Edeldenkende sein Verhalten billigt. Sein ganzes Verhalten hat ein derartiges zu sein, daß alle Welt von ihm wissen muß, die Wahrheit sei ihm heilig. Ohne Falsch hat er zu sein und keiner Hinterlist fähig. Ist er auch manchmal zur Verstellung gezwungen: zur Heuchelei zwingt ihn nichts. Die das Leben mit ihm theilen, haben immer, als in einem offenen Buch, in seiner Seele zu lesen. Nicht bloß sein Wort, sein ganzes Wesen hat wahr zu sein, soll ein Verlaß sein auf sein Wort und auf ihn selbst. In der Wahrhaftigkeit liegt der Werth seines Fühlens, seines Geistes, seiner Thatkraft, seiner ganzen Individualität. Und was in zweifelhaften Fällen ihn sicher leitet, ist nicht das zagende Abwägen eines grübelnden Verstandes, sondern die sichere Hand des Gefühls, das einem geläuterten Glückseligkeitsstreben entspringt.

Gerade weil man von Niemand Vollkommenheit voraussetzt, und selbst der Beste Fehler sich zu Schulden kommen läßt, ist die Wahrhaftigkeit das einzige Mittel, dem ethisch erhobenen Menschen die auf Erden erreichbare Vollendung zu sichern. Gleich weit entfernt von einer entwürdigenden Zerknirschung wie von einer prahlenden Leichtfertigkeit, haben wir gegebenen Falls unsere moralischen Gebrechen einzugestehen. Wir können immer darauf rechnen, daß sie nachsichtsvoll mit in den Kauf genommen werden, wenn unser ganzes Wesen dafür sich verbürgt, daß das in uns liegende Gute sie reichlich aufwiegt. Kann doch selbst der große Verbrecher nur durch ein redliches Auffichnehmen aller Schuld, durch ein offenes: Ja, ich war's, ich konnte nicht anders, — unsere Theilnahme wecken. Die Wahrhaftigkeit adelt Alles, weil sie Allem den Stempel der Treuherzigkeit aufdrückt.

Da wir im Verhältniß zu dem, was es zu wissen gäbe, unendlich wenig wissen, so haben wir dieses Wenige zu hüten als der Menschheit größten Schatz, als das, was sie gemacht hat zu dem, was sie ist, und als die Bürgschaft alles künftigen Fortschritts. Wir brauchen darum Niemand in dem, was ihm heilig ist, zu

kränken. Das Wissen ist nur dort am Platz, wo es fortarbeitet; denn es ist nichts Ruhendes, auf keinem Punkt etwas Abgeschlossenes; es ist selbst Arbeit, unbeschränkte Arbeit. Wo Thorheit oder Gewaltthätigkeit einen Damm ihm entgegenstellt, arbeitet es latent fort, bis ein günstiger Augenblick es befreit und in ungebrochener Kraft seiner Sendung es wiedergiebt. Solche Hemmungen zu bekämpfen, so oft Gefahr droht oder Unterstützung noth thut, den ganzen Mann einzusetzen, mit der überwältigenden Macht der Wahrhaftigkeit einzustehen für das Wissen: ist die vornehmste unter allen Aufgaben des Menschen. Und der so glücklich ist, mit arbeiten zu können an der Erweiterung und Vertiefung des menschlichen Wissens, der kann seine Dankbarkeit für dieses beseligende Geschenk eines günstigen Zusammentreffens der verschiedensten Umstände nur durch jene selbstlose Wahrhaftigkeit an den Tag legen, die, unbekümmert um die Folgen, einzig auf die lautere Bewahrung des Erworbenen bedacht ist. Stellt etwas als wahr sich heraus, so ist es eben wahr und läßt sich daran nichts ändern. Für den Moment mag es seine Nachtheile haben; aber der Mensch müßte allwissend sein, um vorhersagen zu können, daß es nicht eines Tages als ein Segen sich erweisen wird. So ohnmächtig, wie die heilige Inquisition der um die eigene Axe sich drehenden Erde gegenüberstand: so kindisch wird immer die höchste weltliche oder geistliche Macht sich gebärden, welche eine Wahrheit zu vernichten unternehmen sollte. Die wechselnden Verhältnisse, unter welchen sie an's Licht getreten ist, mögen sich ändern: die Unabänderliche wird es nie. Bis jetzt hat sich noch immer jede neue Wahrheit schließlich als eine Wohlthat der ihr sich anpassenden Menschheit herausgestellt. Daß es in alle Zukunft so sein wird, ist eine unserer positiven Gewißheiten.

Und gerade weil unsere Thatkraft nur eine scheinbare ist, so lange ihr nichts zu Grunde liegt als die Winzigkeit eines Einzelwesens, haben wir in nie sich verleugnender Wahrhaftigkeit die Leistungen Anderer anzuerkennen als den größern Theil unsrer Kraft, als unser Ich erweiternd zu einem Gesammt-Ich. Die mächtigste Individualität läßt sich nie trennen von den übrigen, mit denen sie durch Geburt, Erziehung und die ungezählten Bande, welche die Schule des Lebens knüpft, zu einem Ganzen wird, das ihrem Dasein Gehalt und Wesenheit verleiht. Ohne diesen Halt

sind wir ein Nichts, und dieser Halt schöpft seine ganze Bedeutung aus unserer Wahrhaftigkeit. Wer setzt Vertrauen in uns, und wem können wir vertrauen, wenn es an Wahrhaftigkeit uns gebricht? Wer liebt uns, und wie werden wir geliebt, ja, wie lieben wir selbst, wenn unser Ja nicht Ja ist, unser Nein nicht Nein? Ohne Wahrhaftigkeit sinken wir herab zu einem Schein, in welchem trügerische Wesen abwechselnd unsere Stelle einnehmen, und ist, was an Glück uns zu Theil oder Andern von uns geboten wird, nur ein zerschäumendes Scheinglück.

Sittlichkeit.

Aus dem bisher Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, was wir unter sittlich verstehen. Streng genommen handelt dieses ganze Buch von nichts Anderm. Dennoch glauben wir, es dem gütigen Leser schuldig zu sein, diesen Begriff, mit welchem wir von der herrschenden Auffassung ziemlich weit uns entfernen, abgesondert zu betrachten. Unsere Unterscheidung zwischen „Moral" und „Sittlichkeit" hat die verschiedensten Beurtheilungen erfahren. Während einer der genialsten englischen Ethiker erklärt, längst gefühlt zu haben, daß seine Sprache eines Ausdrucks ermangele für das, was wir Sittlichkeit oder Moral im weitern Sinn nennen: werden wir von leider sehr competenter deutscher Seite der schlimmsten Begriffsverwirrung geziehen. Wie ermuthigend auch das erstere Urtheil für uns war: das letzere fiel so schwer in's Gewicht, daß wir uns verpflichtet gefühlt haben, unsere Anschauung nach Kräften zu überprüfen, gern bereit, das Wort zu opfern, falls wir uns überzeugen sollten, daß es nur um eine Marotte sich handle. Allein je sorgfältiger wir die beiden Begriffe betrachteten, desto klarer gingen sie uns auseinander. Nach wie vor erscheint uns der Unterschied als ein wesentlicher und das Aufgeben der Unterscheidung als eine Unmöglichkeit.

Bei diesem Worte denkt wohl Mancher, daß wir auch von „unmöglich" einen seltsamen Begriff haben, denn möglich müsse uns die Sache doch sein. Es giebt aber auch bedingte Unmöglichkeiten, und dieser Fall ist ein solcher. Sie müßten nämlich, um jene Unterscheidung aufzugeben, das vorliegende Buch vernichten. Da wird man vielleicht fragen, ob dies ein Unglück wäre? In den Augen Vieler gewiß ein Glück. Nun haben aber auch wir

Augen, und in diesen erscheint uns der hier unternommene Versuch als vollkommen gerechtfertigt, obwohl wir oder vielmehr weil wir voraussehen, daß der Mensch, den wir in der schönsten Bedeutung des Wortes als sittlich bezeichnen, von den Moralisten strenger Observanz unmoralisch genannt werden dürfte. Sie hätten auch dazu alles Recht, so lange sie den Standpunkt des „Sollens" als den in der Moral allein maßgebenden anerkennen.

Unser Begriff des Sittlichen ist daher thatsächlich ein anderer als der gewöhnliche. Nur weil wir sonst unsern Gedanken nicht völlig aussprechen würden, bleiben wir bei unserer Unterscheidung, und für jene, welchen sie noch neu ist, setzen wir das von uns wiederholt gebrauchte Beispiel des Cölibats gleich hierher. Kein unbefangener Ethiker wird den Cölibat als sittlich bezeichnen; und doch kann man ihn nicht unmoralisch nennen, so lange es eine weitverbreitete Moral giebt, die ihn aufrecht hält. Er entspricht eben einer Anschauungsweise, nach welcher er eine Veredlung des Menschen bewirkt. Blicken wir aber dieser Veredlung auf den Grund, so sehen wir, daß sie in der Unterjochung, um nicht zu sagen Vertilgung des wichtigsten Naturtriebes besteht; und da können wir nicht umhin, als den höhern ethischen Standpunkt denjenigen zu erkennen, der an die Stelle der Unterjochung eine zur Läuterung führende Entwicklung treten läßt. Wie kaum ein anderer, deckt dieser Fall den Unterschied auf. Moral nennen wir die Zusammenfassung der Normen, welche dem Menschen vorschreiben, wie er sein soll, um den Anforderungen einer als vorzüglich geltenden Lebensführung zu entsprechen. Der Umstand, daß diese Normen nach Zeit und Ort verschieden sind, macht diesen Begriff zu etwas Schwankendem, weshalb auch die Moral oder, wie wir sagen würden, die Sittlichkeit im engern Sinne nur historisch sich begründen läßt. Führt nicht dieser Umstand allein zu dem Bedürfniß, für das, was als das Allgemeinere, als Moral im weitern Sinn sich herausstellt, einen eigenen Ausdruck zu haben, und ist es nicht das Nächstliegende, diesem Begriff den Ausdruck Sittlichkeit vorzubehalten?

Gemeinhin werden freilich auch die Bezeichnungen Ethik und Moral in einen Topf geworfen. Da fragen wir aber, ob die Begriffe moralischer Mensch und ethisch erhobener Mensch sich decken? Ist der ethisch erhobene Mensch das, was wir soeben als nach unsern Begriffen sittlich bezeichnet haben, so decken sich Moral und

Ethik nicht. Darum nehmen wir — im Gegensatze zu dem, was wir vorhin Moral genannt haben — die Ethik im antiken Sinn als die Zusammenfassung der letzten Resultate der gesammten philosophischen Wissenschaften in ihrer Anwendung auf das praktische Leben, so daß die Moral nur einen Theil der Ethik bildet. Diese Umschreibung der Ethik haben wir nicht erst, um unsere gesammelten Essays als ein zusammenhängendes Ganzes erscheinen zu lassen, uns zurecht gelegt, sondern schon in unserm ersten Buch über Ethik „Sittlichkeit und Darwinismus", Wien 1871, S. 1, gebraucht und seither immer festgehalten. Wir kehren damit zu dem Standpunkt zurück, welchem der dualistische Mensch noch unbekannt war. Gewiß giebt es moderne Ethiker, deren Moral von einem Dualismus, welcher die Seele als etwas vom leiblichen Wesen Verschiedenes betrachtet, nichts weiß. Daß aber diese Ethiker am herrschenden Standpunkte der Moral festhalten, können wir nur damit uns erklären, daß sie es noch immer als möglich erachten, die Consequenzen der Entwicklungslehre mit dem starren Begriff des „Sollens" in Einklang zu bringen.

Uns dagegen erscheint dies als unbedingt unmöglich. Darum stellen wir einen Begriff der Sittlichkeit auf, der als ein allgemein menschlicher unabhängig ist von Ort und Zeit und in seiner Unabänderlichkeit eine wissenschaftliche Begründung zuläßt. Für unsern ethisch erhobenen Menschen ist, außer der im engern Sinne moralischen, die intellectuelle, künstlerische und auch körperliche Ausbildung wesentlich. *Für ihn ist das Gute identisch mit Fortentwicklung.* Und da die Fortentwicklung Lust ist, so bildet für ihn die Glückseligkeit nicht nur sein Ziel, sondern auch das bewegende Element, das seinem Ziel ihn entgegentreibt. Nur darum kann der Mensch zum ethischen Menschen sich erheben, weil beim Zusammensein mit seinesgleichen, ohne welches es für ihn eine allgemeine Fortentwicklung nicht giebt, das Zusammenleben nur durch ein gewisses Maß von Selbstbeschränkung ihm zu einer reinen, dauernden Lust wird. Daraus ergiebt sich ein nothwendiger sittlicher Fortschritt der Gesammtheit. Ohne diese Grundlage hätte die christliche Religion nicht veredelnd wirken können. Sie hat die Menschheit rascher vorwärts gebracht, aber auch oft genug in ihrer Entwicklung sie gehemmt und zurückgeworfen. Heute liegt die Gefahr darin, daß der Glaube an ein Jenseits, den die Religion mit der Moral

verquickt hat, im Schwinden begriffen ist, und daß dadurch die Moral um ihre Hauptstütze gebracht wird. Jeder moderne Ethiker sieht dies ein und nicht weniger, daß der Accent auf die Erziehung des Individuums zu legen ist. Allein nicht nur hat dies unumwunden ausgesprochen, es hat auch untersucht zu werden, wie unter den durch die Consequenzen der Entwicklungslehre gründlich veränderten Verhältnissen das Individuum der Sittlichkeit entgegen zu führen sei.

Darüber kann unter aufrichtigen und unbefangenen Denkern nicht Streit sein, daß eine Erziehung, die den Menschen in seiner Einheitlichkeit auffaßt, und für dieses Leben ihn heranbildet, so daß er immer mehr sich überzeugt, nur als Culturmensch einen Sinn zu haben, in dessen eigenem wie im allgemeinen Interesse das Höchste leisten würde. Es wäre gegen die Natur eines solchen Menschen, nach Rechten sich zu sehnen, die mit einer steten Vertiefung und Erweiterung der Cultur in Widerspruch ständen. Der Naturmensch ist für ihn ein bloßes Thier, und sein Stolz ist es, daß die Menschheit der Thierheit sich entwunden hat. Das Glück seiner Mitmenschen ist sein Glück, und die Macht, zu der sein Individualismus sich erhoben hat, erfüllt ihn darum mit einer beseligenden Empfindung, weil sie keinen andern Zweck hat als das Wohl der Gesammtheit. Der Satz, der dies alles zusammenfaßt, lautet: *Die Veredlung des Glückseligkeitsstrebens ist der Weg zur Sittlichkeit.* Ernstlich kann nur die Frage aufgeworfen werden, ob der Mensch, der im Grunde immer seinem Glückseligkeitstriebe folgt und daher nur darum gut ist, weil er nicht anders kann, als der sittlichere zu bezeichnen sei, und ob nicht vielmehr dem die Palme gebührt, in dessen Innerem ein gutes und ein böses Princip fortwährend in Streit sind, so daß er in jedem wichtigern Fall nur nach hartem Kampfe zum Guten sich entschließt? Wir könnten da nicht dem leisesten Zweifel Raum geben. Wenn zwei Männer dieselbe Last heben: welcher von beiden ist der Stärkere? Ist es der, welcher dabei am ganzen Leibe zittert und vor Ueberanstrengung bis in die Stirn erglüht, so daß wir fürchten, es könne jeden Augenblick ihn der Schlag rühren? Oder ist es der, dem wir kaum eine Mühe anmerken, weil für ihn diese Aufgabe ein Kinderspiel ist? In diesem Falle ist die Sache so allgemein klar, daß Manchem die Frage als ein Scherz erscheinen mag. Warum sollte sich's aber

anders verhalten, sobald wir, anstatt von körperlicher Kraft, von moralischer Kraft sprechen?

Sehen wir uns unsern Mann etwas genauer an. Er gesteht es selbst offen ein, daß er das Gute thun muß. Fast immer thut er es ganz leicht, so leicht, daß er gar nicht darauf achtet, und in vielen Fällen mit einer so vollendeten Neigung seines ganzen Wesens, daß damit ein unbeschreibliches Gefühl von Glückseligkeit verbunden ist. Und selbst wenn eine gewaltige Anstrengung dazu erforderlich wird, muß er bekennen, in der Ueberzeugung zu handeln, es würde das Gegentheil ihn so unglücklich machen, daß ihm die schmerzliche Anstrengung das minder Schreckliche ist. In keinem Falle nimmt er das leiseste Verdienst für sich in Anspruch. Durch das Bewußtsein, im Sinne der Gesammtheit gehandelt zu haben, und durch das Glück, das er dabei empfunden hat, findet er sich reichlich belohnt; und vor Allem würde ihm eine ewige Entgeltung für eine zeitliche, wenn auch noch so bedeutende, im Verhältniß zur Unendlichkeit aber verschwindende Gutthat einfach als lächerlich erscheinen.

Auch Mitleid und Reue sind nicht in dem Maße bei ihm entwickelt, wie die Moralisten von altem Schrot und Korn es erheischen. Das Mitleid wirkt bei einem solchen Charakter nur als Antrieb, Hilfe zu bringen, und wo er kann, hilft er auch. Ist es ihm aber unmöglich, zu helfen, dann hat er etwas Besseres zu thun, als mit zu leiden und zwecklos sich abzuhärmen. Es ist dies die Art schwacher Charaktere, deren Individualität so sehr herabgekommen ist, daß sie in jede andere aufgeht, und wann sie zu trösten meint, nur zu entmuthigen versteht. Gerade, weil ihm die Thränen eines machtlosen Mitleids nicht den Blick trüben, weiß er aufzurichten, wann er tröstet: dem Unabänderlichen zu begegnen vermag nur Geisteskarheit. Und eben diese ist es, die bei ihm die Reue nur als Erinnerung an die von einer schlechten That verursachte Unlust aufkommen läßt, als den daraus entspringenden Vorsatz, dasselbe nicht wieder zu thun, und als aufrichtigen Wunsch, den daraus erfolgten Schaden wieder gutzumachen. Diesem Wunsche kommt er nach, soweit seine Kräfte reichen, und ist er sich bewußt, das Mögliche gethan zu haben, so giebt er die nur mehr zweckwidrige Reue auf und wendet sich beruhigt einer ersprießlichen Thätigkeit zu. Nur eine nützliche und womöglich schöne Verwendung der körperlichen und geistigen Kräfte vermag ein Menschenleben würdig auszufüllen.

Würdig gewiß, — ruft man uns zu — allein von einem echt moralischen Charakter wird mehr denn das gefordert.

Bietet er aber nicht mehr denn das? Nützlich ist er seinen Mitmenschen wie kein anderer, weil er in ihrem Glück sein Glück sieht, und bei Allem, was er thut, den ganzen Mann einsetzt. Ist das nicht der eigentliche Zweck der Sittlichkeit? Und das Gute, das dieser Mensch thut, thut er nicht gegen seine Natur und widerwillig Gesetzen sich fügend, welchen sein Denken wie sein Fühlen widerstrebt: er thut es mit Freiheit, weil aus innerstem Drang, weil er selbst es ist, der es will. Und das sollte nicht das Hauptmerkmal wahrer Sittlichkeit sein? Sein Wille ist nicht der Herdenwille, der nur aus Gewohnheit oder Furcht vor der Peitsche des Hirten einem bestellten Leithammel nachgeht; seine Individualität hat derart sich entwickelt, daß er selber seinen Weg geht und Andere führen kann. Nie wird man uns begreiflich machen, daß dieser Mensch mit seinem veredelten Glückseligkeitsstreben nicht der sittlichere sei, daß der Staat, der Hort aller Civilisation, nicht erst durch solche Bürger zu einer wahrhaft sittlichen Institution werden könne. Unbequem mögen sie den Staatsoberhäuptern sein, aber auch nur, wenn diese in unglückseliger Verblendung die gedankenlosen Unterthanen vorziehen, welche kirchliche und weltliche Dogmatik aus selbstischen Beweggründen zu Sclavenseelen verbildet hat. Treue kennt nur der freie Mann, weil er aus Freiheit, weil er „mit Willen" liebt. Der Unfreie gehorcht nur der Gewalt, und sobald diese schwankt, wirft er sich in die Arme des ersten besten, der für den Augenblick ihm die größere Sicherheit bietet. Daher unsere erbärmlichen politischen Zustände, die von der Freiheit nur den Schein vertragen, und bei welchen der Individualismus, wo er sich hervorthut, nur ein entarteter sein kann.

Solche Männer wollen auch wir nicht, wendet man uns schließlich ein; dein Ideal ist auch das unsere und deine ganze Unterscheidung nur ein Spiel mit Worten; demselben Ideal zustrebend, können wir nur dieselben Menschen heranbilden. — Es sind aber nicht dieselben Menschen, weil die anders erzogenen anders fühlen, anders urtheilen, anders wollen. Die Seele eures Ideals ist eine Lüge; unser Ideal trägt den Stempel der Wahrhaftigkeit an der Stirne. Auch auf allen Vieren kommt man vorwärts, aber zum eigentlichen Menschen gehört der aufrechte Gang; denn das Glück,

das er ansprechen kann, ist ein erhabenes. Seit Jahrhunderten erzieht ihr ihn nach den Grundsätzen einer untergegangenen Zeit. Wollt ihr wissen, was euer Mensch werth ist, so braucht ihr nur die Augen aufzuthun und zu sehen, welcher Art das Glück ist, nach dem er strebt. Ist es etwa ein sittliches, oder könnt Ihr es vernünftig nennen? Die Vernunft, deren Entstehung der einzige Beneke richtig erklärt hat, ist nichts Angeborenes, wovon die Sittlichkeit sich ableiten ließe. Gleichzeitig haben Sittlichkeit und Vernunft sich entwickelt. Die Vernunft ist jene Bildung der Gefühle, welche dem durch das Gehirn bedingten Verstand den Werth der höchsten menschlichen Zwecke klar macht. Die Sittlichkeit wird von dem nothwendigen Zusammenleben der Menschen gefordert und durch die menschliche Intelligenz ermöglicht; sie ist das vernunftgemäße Sein.

Liebe.

Die Liebe ist die Goldprobe des richtig entwickelten Individualismus. Sag' mir, wie du liebst, und ich sage dir, wie werth deine Sittlichkeit ist. Die Liebe ist der mächtigste der Affecte; Niemand bleibt von ihm unberührt, und über keinen andern gehen die Meinungen so weit auseinander. Fast könnte man sagen, daß es soviel Nüancirungen dieses Affectes giebt als Individuen, von welchen nicht zwei vollständig sich gleichen. Die natürliche Verschiedenheit der Individuen ist aber nicht der einzige Grund. Entscheidend für diese so weit gehende Verschiedenheit der Auffassung sind auch die Anschauungen, in welchen wir erzogen werden. Von Haus aus fühlt Jeder, daß er es da mit der Quelle der höchsten Glückseligkeit zu thun hat; aber das Verständnis für diese Glückseligkeit und die Weise ihrer Verwirklichung ist von dem Begriff abhängig, den der Mann vom Weibe, das Weib vom Manne in sich trägt. Der Mann will ein Weib, das Weib will einen Mann, und angehören wollen sie sich so innig als möglich. Das ist der Grundton dieser das ganze Menschenleben durchfluthenden Seelensymphonie, deren harmonischen Abschluß die Frage bildet, welche hier uns beschäftigt. So weit es ist vom Thier zum hochentwickelten Culturmenschen: soweit ist es von jenem Grundton zu dem Accord, den wir meinen.

Wir gehören nicht zu den Vertretern der Frauenemancipation, insofern sie eine völlige Gleichstellung von Weib und Mann anstrebt, weil dies in Widerspruch steht mit der beim Menschen durch die Natur gegebenen Arbeitstheilung. Allein ebenso wenig können wir das Weib als einen nicht fertigen oder gar nur halben Menschen betrachten. Wie der Mann, ist auch das Weib ein ganzer Mensch.

und wenngleich es in gar Manchem vom Manne überragt wird, so überragt doch auch das Weib den Mann in gar Manchem. Sie ergänzen sich zu einem höhern Begriff und stehen sich daher ebenbürtig gegenüber. In der Anerkennung dieser Ebenbürtigkeit liegt die richtige Werthschätzung beider und mit ihr die Grundbedingung der wahren Glückseligkeit, zu welcher die Liebe, als individuelle Ergänzung, führen kann. Diese individuelle Ergänzung findet ihren vollen Ausdruck in den drei Worten: diese ist es — dieser ist es. Daß man dabei irre gehen kann, daß außer dieser einen Ergänzung noch Vieles erforderlich ist, damit man mit einer bestimmten Person für's ganze Leben glücklich werde, gehört auf ein anderes Blatt und würde uns hier zu weit führen. Uns ist es nur um die Feststellung dessen zu thun, was wir unter echter Liebe verstehen. Viele mögen deren gar nicht oder nur auf ganz kurze Zeit fähig sein; aber Jeder, dem es begegnet ist, mit einer so vollendeten Ausschließlichkeit an einem Weibe zu hangen, daß es in jener Zeit für ihn kein anderes Weib auf Erden gab, wird uns zugeben, daß diese Art Liebe von jeder andern Neigung und noch so leidenschaftlichen Begierde sich wesentlich unterscheidet.

In der Natur dieser Liebe ist es gelegen, daß wir sie nur fassen können als beruhend auf vollendeter wechselseitiger Freiheit. Den Besitz kann man erflehen, erkaufen, erzwingen; die Liebe, die wir meinen, läßt sich nicht gebieten: sie giebt sich selbst oder sie giebt sich nicht. Unsere Seligkeit liegt in der Freiheit, mit der wir uns hingeben, und diese Seligkeit ist nur halb, wenn die Geliebte nicht mit derselben Freiheit, einzig aus Liebe, sich uns hingiebt. Der Besitz im engern Sinne ist allerdings von unsagbarem Werth, aber unerläßlich ist er nicht: unerläßlich ist nur das Bewußtsein der Ausschließlichkeit: daß es nämlich für unser Herz nur das eine Wesen giebt auf Erden. Sind Mann und Weib von dieser Liebe erfüllt, dann giebt es für sie nur einen Bund für's Leben. Und diesen Bund können sie nicht so verstehen, als würde dadurch das Eine in die Gewalt des Andern kommen. Bei der Freiheit bleibt's, weil sie das Wesentliche ist an diesem Bunde. Durch ihr Sein haben sie sich erworben, und ihr ganzes Streben geht dahin, so zu sein, daß sie fort und fort einander neu erwerben. Daß ihnen dies gelingen wird, können sie gar nicht bezweifeln, und es gelingt ihnen auch, wenn sie wirklich zu einander passen. Eigen-

thümlichkeiten, die wir früher nicht leiden mochten, können uns durch den, der sie hat, so lieb werden, daß wir sie uns aneignen. Und wie leicht legen wir störende Angewöhnungen ab, beseelt vom Wunsch, dem Geliebten immer mehr recht zu werden. Das Streben, einander zu gleichen, beherrscht so sehr das ganze Wesen dieser Liebenden, daß sie mit der Zeit sogar physische Aehnlichkeiten aufweisen. Und die Anpassung geht noch weiter. Diese Liebe kann, was sonst nichts kann: sie bringt es bis zu einer erheblichen Modificirung des Charakters.

Der hiermit gekennzeichneten Liebe kann man nur vorwerfen, daß sie schwer erreichbar sei und zu den Seltenheiten gehöre. Das leugnen wir nicht und haben als einzige Antwort darauf den Satz, mit welchem Spinoza seine Ethik schließt: „Alles Herrliche ist ebenso schwer als selten." — Wir behaupten auch nur, daß alle andern Arten von Liebe treffender mit andern Namen bezeichnet würden, und daß der Ausdruck: wahre Liebe — nur der hier geschilderten gebührt. Jedem bleibt es unbenommen, jede beliebige Form dieses Affectes als seinem Geschmack zusagender zu erklären; aber daß keine so vollendet ist, muß uns allgemein zugestanden werden. Geschieht dies, so können wir dem naturalistischen Individualismus das Recht bestreiten, im Interesse der Liebe, d. h. ihrer Läuterung und, was ebenso gewagt ist, im Interesse des Weibes die Abschaffung der Ehe und gesetzliche Einführung der sogenannten „Freien Liebe" zu fordern. Wir werden zeigen, daß die wahre Liebe und das Weib dieser Reform entrathen können. Die Forderung verstehen wir, jedoch nur als gestellt im einseitigen Interesse der Männer und excentrischer Frauen.

Wenn zwei sich wahrhaft lieben, so bedürfen sie allerdings keines festeren Bandes; der Bund, den sie geschlossen haben, gilt „bis in alle Ewigkeit". Sie können ihn gar nicht anders denken, und eben darum kann ihnen die Ehe nur willkommen sein. Daß die Ehe für den Fall, daß die Verbindung zwei Menschen unglücklich macht, vollkommen lösbar zu sein, und daß die Ebenbürtigkeit der Frau, besonders in Betreff der Verwaltung eines eigenen Vermögens, zu vollem Ausdruck zu kommen habe, ist selbstverständlich. Das Letztere ist eine Consequenz der Stellung, die dem Weibe gebührt. Das Erstere ist nicht nur eine Forderung einfachster Humanität: es ist eine vernünftige Concession an die menschliche Natur, die durch

jeden Zwang zur Widersetzlichkeit gereizt wird. Wie Vielen schon ist das Klosterleben durch den bloßen Gedanken der Unabänderlichkeit zur Hölle geworden, während ein zeitliches Gelübde sie nie auf den Gedanken gebracht haben würde, ihre Abgeschlossenheit aufgeben zu wollen. Thatsächlich ist aber leider die Trennbarkeit der Ehe nur eine Prämie für die Vermöglichern, welche in der Lage sind, eine neue Familie zu gründen und gleichzeitig für die Erhaltung der frühern zu sorgen, abgesehen davon, daß die halbverwaisten Kinder fast immer schwer darunter leiden. Darum hat die Ehe eingegangen zu werden mit dem festen Entschluß, sie für's Leben einzugehen, und ohne Zaudern thut dies die wahre Liebe. Die Ehe bedeutet für den Mann wie für das Weib: wir wollen von nun an Freud und Leid, das ganze Leben wollen wir redlich theilen. Den wahrhaftig sich Liebenden bietet die Ehe nur, was sie wollen, und als öffentliche Sanctionirung ihres Bundes ist sie ihnen von hohem Werth. Aber nicht für sie ist sie da; sie ist da für die Gesellschaft, ihr Zweck ist die Familie, die Gründung eines Hausstandes, der nur bei dauernder Hingebung gedeiht und der ethischen Heranbildung der Kinder eine durch nichts zu ersetzende Grundlage bietet. Durch die Abschaffung der Ehe würde der Staat in seine Atome zerschlagen, und es ist charakteristisch für unsere naturalistischen Neuerer, daß sie in ihrer Fürsorge für das Weib und die Läuterung der Liebe diese Kleinigkeit übersehen.

Daß die Abschaffung der Ehe und gesetzliche Einführung der „Freien Liebe" für gar manche Gattungen Liebe von Vortheil sein würde, leugnen wir durchaus nicht; nur den Gewinn vermögen wir nicht einzusehen, den das Weib daraus zu ziehen hätte. Es giebt Frauennaturen, die sich dabei wohl befänden; doch diese wissen auch aus den jetzigen Verhältnissen Capital zu schlagen. Die andern, die nur aus mangelhafter Ueberlegung dieser Bewegung sich anschließen, vergessen, daß die Männer es immer nur zu gut verstanden haben, Zustände zu schaffen, durch die sie das hilflose Weib in ihre Gewalt bekommen. Wessen das Weib bedarf, ist ein tüchtiger Unterricht, der sie in den Stand setzt, auf eigenen Füßen zu stehen und nicht auf die Gnade des ersten besten Mannes angewiesen zu sein, der ihr seinen Namen giebt, um sie zu seiner Magd zu machen. Je unabhängiger sie dasteht, desto leichter wird sie einen würdigen Lebensgefährten finden. Was mehr bindet als die Ehe, sind die

natürlichen Folgen eines engern Liebesbundes, die Kinder, und durch diese wird das Weib fast immer weit mehr gebunden als der Mann. Daß es unter den Verfechtern der „Freien Liebe" solche giebt, welche für den Fall, daß die Liebenden auseinander gehen, betreffs der Versorgung der Kinder: ob z. B. und bis zu welchem Jahre die Knaben beim Vater, die Mädchen bei der Mutter zu bleiben haben, — gesetzliche Bestimmungen wünschen, die auch, in der That, nothwendig wären, deckt den ganzen Widersinn der sogenannten „Freien Liebe" auf. Da hätten wir ja nichts Anderes als wieder die Ehe, von der uns durch diese Abhilfe nur bewiesen wird, daß sie in sehr erheblicher Weise zum Schutz der Kinder da ist.

Unter den hochethischen Folgen, welche man von der Abschaffung der Ehe sich verspricht, finden wir obenan das Aufhören der Halbwelt. Auch den Wildfrevel giebt's nicht mehr, sobald die Jagd freigegeben wird; allein was wird dann aus dem Wild? Ja, wenn wir vollendete Menschen denken könnten! Wir verkennen durchaus nicht die moralische Verkommenheit mancher Ehen der höhern Gesellschaft, gegen welche eheloſe Bündnisse in Arbeiterkreisen oft wie ethische Perlen sich ausnehmen. Aber unter zehn von diesen letztern würden neun durch eine Eheschließung nichts verloren haben außer den Taxen und andern damit verbundenen Auslagen, welche zu ersparen bei ihrer Mittellosigkeit der wichtigste Grund war, aus dem sie auf das Sacrament verzichtet haben; die wahre Liebe kommt auch in sehr schlichten Formen zur Erscheinung. Bei den erstern liegt gewöhnlich der Grund der Entartung in einer Erziehung, welche von ethischer Heranbildung der Gefühle nichts weiß, nur den Sinn für gesellige Talente und Luxus entwickelt und — man entschuldige den Ausdruck — eine eheliche Halbwelt hervorbringt. Die finanziellen Schwierigkeiten, welche für so manche, mit einigen Töchtern gesegnete Mutter den Gedanken an die Ehe zu einer schweren Sorge machen, sind gewiß eine Calamität, welcher aber durch die „Freie Liebe" nicht abgeholfen würde. Auch da ist eine zweckentsprechende, den Verhältnissen angemessenere Erziehung die einzige Rettung. Keinesfalls aber besteht zwischen der Ehe und der Halbwelt der ursächliche Zusammenhang, den die Jünger des modernen Naturalismus darin suchen.

Die Halbwelt ist das Kind der Noth. Bei der niedern Halbwelt ist es die Noth der Armuth, und solange es diese giebt, wird

es die niedere Halbwelt geben. Es gab in Deutschland eine Zeit, in der man diese unglücklichen Mädchen milde behandelte, aus Stadtmitteln, wenn die Gelegenheit, sie zu verheirathen, sich fand, für eine Aussteuer sorgte und im Alter sie vor dem Elend schützte. Es liegt eine gewisse Rohheit der Sitten in dieser Humanität, aber human war's doch, denn diese Milde beruhte auf der Einsicht, daß dieses scheinbare Wohlleben nur eine Leidenskette ist, daß es um Opfer der Gesellschaft sich handelt, und daß bei dem Umstande, daß eine große Zahl Männer weder heirathen, noch auf Grund einer „Freien Liebe" ein ordentliches Verhältniß anknüpfen kann, diese Opfer für die anständige Frauenwelt ein nicht zu unterschätzendes Bollwerk sind. Man muß vergessen, um welche unbezähmbare Naturgewalt es sich da handelt, und ideallos sein wie die Gegenwart, um in's andere Extrem zu verfallen und einen Zustand paradiesischer Unschuld für möglich zu halten. Fragt man hundert von diesen armen Mädchen, wodurch sie zu dem geworden, was sie sind, so würden neunundneunzig gestehen, daß es ein Freund der „Freien Liebe" war, der in ihr Schicksal sie getrieben hat. Bei der höhern Halbwelt ist es die Noth des Luxus, welche Mädchen und Frauen dem Laster in die Arme wirft. Wie verschieden auch von der Noth der Armuth, ist doch auch diese Noth erklärlich, wenn man die überspannten Anforderungen eines weit entwickelten Culturlebens berücksichtigt. Allein gerade hier kann man am klarsten sehen, wo die Sittlichkeit bliebe, wenn der Naturalismus auch das Gesetz für sich hätte. Liebe wird auch das genannt; frei ist diese Liebe auch: aus diesem Vorgeschmack der „Freien Liebe" läßt sich ganz gut entnehmen, was allmählich aus der Liebe würde.

Ernstlich kann man gar nicht an die Abschaffung der Ehe denken, ohne die durch den Staat zu erziehenden Kinder hinzu zu denken. Es gäbe keine Familie mehr, und die Erziehung der Kinder durch das lebendige Beispiel in der Familie, das wirksamste ethische Bildungsmittel, würde entfallen. Nur Waisenkinder gäbe es auf dieser Welt, und das wäre das Letzte, wofür die Liebe, die wir meinen, ein Verständniß hätte. Im Interesse der wahren Liebe wäre nach alledem die gesetzliche Einführung der „Freien Liebe" so wenig als im Interesse des Weibes. Tritt die Liebe im bösen Sinne als Leidenschaft auf, dann läßt sie sich ohnehin die Freiheit nicht streitig machen. Diese Freiheit ist aber nicht die hingebende, selbstlose,

schaffende, von der wir gesprochen haben; es ist eine hinnehmende, selbstsüchtige, zerstörende Freiheit, die in ihrer Art auch beglückt, aber nicht dauernd. Dem Glücke, das sie bietet, folgt tiefe Unlust auf dem Fuß, die entsetzliche Unlust, die nur der kennt, der ein willenloser Spielball ist in der Hand wild aufwogender Affecte, die Unlust, die auch nicht bessert, weil sie nur aufhört, wann die Verzweiflung ihr ein Ende macht. Kein Beispiel sagt uns so deutlich, was Spinoza darunter versteht, wenn er die Affecte, welche als freie Thätigkeiten auftreten, klare, die als gebundene Leidenschaften auftreten, unklare nennt. Diese Leidenschaft ist frei nach außen, insofern sie über jede Rücksicht sich hinweg setzt; sie ist gebunden nach innen, weil sie ihre eigene Sklavin ist. Unklar ist sie, weil sie den Gegenstand ihrer Liebe umfaßt, als hinge sie mit jeder Fiber ihres Herzens an ihm, und dabei doch von Zeit zu Zeit tief erschrocken hört, wie das Herz ihr sagt: ich liebe eigentlich doch nicht. Das ist der Bodensatz immer wiederkehrender Unlust in diesem überschäumenden Becher einer falschen Freude, die als unbezwingbare Kraft sich fühlt und doch nichts ist als eine grenzenlose Schwäche. Daß diese Liebe zur Ehe nicht taugt, leuchtet Jedermann ein: für sie ist die Ehelosigkeit das Richtige; aber nicht, weil ihr damit geholfen wird, sondern weil der durch sie Beglückte leichter von ihr sich befreit.

In dieser Weise zu lieben ist eben ein Unglück, wie es ein Unglück ist, ein Spieler zu sein, ein Säufer, ein Geizhals, ein Verschwender. Das Wesen der Leidenschaft liegt darin, daß man, anstatt in jedem Punkte der Welt die ganze Welt zu erblicken, nur in Einem Punkte die ganze Welt sieht und, anstatt sie zu umfassen, von ihr verschlungen wird. Ohne Zweifel ist der Grund eine natürliche Veranlagung; aber diese kann durch Erziehung zum Guten wie zum Bösen entwickelt, sie kann eingedämmt und uferlos gemacht werden. Daß ein bloßes Verliebtsein nicht die Grundlage eines Bundes für's Leben sein darf, ist selbstverständlich; aber ebensowenig taugt es zu einem Bunde im Sinne der „Freien Liebe". Nur zu häufig sehen wir seine Folgen in beiden Fällen: hier unglückliche Mädchen, dort unglückliche Ehen. Spricht das gegen die Ehe? Gewiß nicht; es spricht nur gegen die herrschende Erziehung, die es versäumt, in den jungen Leuten den Durst nach edlen Zielen zu wecken, und sie dann entweder ihrem Schicksal über-

läßt oder in einen Bund für's Leben sie hineindrängt, ohne daß sie eine Ahnung hätten vom erhabenen Zweck der Ehe. Wir sehen es ja täglich, wie Vieles später sich noch gut machen läßt, wenn anstatt einer Moral, die aus lockenden Sünden gewoben ist, nur ein kleiner Kern gesunder Sittlichkeit dem Menschen innewohnt, und dieser als ein einheitliches Wesen sich fühlt und nicht als den bloßen Kampfplatz wechselseitig sich bekämpfender Dämonen. In Bezug auf das Herz ist das Weib ein Kind und ein Heros zugleich. Weiß sie ein vernünftiger Gatte im richtigen Moment zu fassen, so macht er aus ihr, was er will. Fällt ein Mädchen, so ist es im Stande, die Kraft von zehn Männern in sich zu vereinen, gilt's, dem Kinde ihrer Liebe eine Zukunft zu schaffen. Zeigt sich die kleine Heldin der schweren Aufgabe würdig, so wird die Welt sie nicht streng beurtheilen: die Welt ist gerecht und erkennt an ihrer Haltung, daß nicht sie die Schuldigere war. Manche vom Gesetz beschirmte Tugend ist nicht so groß als die Pflichterfüllung eines solchen Weibes, das die Folgen seines Leichtsinns ganz auf sich nimmt. Was ihr die Kraft giebt, ihre Schuldigkeit zu thun, ist das Glück, mit dem die Mutterliebe sie erfüllt; und je milder die Welt ein solches Weib beurtheilt, und je strenger sie den Mann verurtheilt, der es geliebt und verlassen hat, desto höher ist der ethische Standpunkt, den die Welt einnimmt. Würde die „Freie Liebe" diesen Mann rechtfertigen? Ja, wenn man sie auffaßte als einen Freibrief für Schlechtigkeit.

Wir wollen mit einer Liebe schließen, die wir nur darum nicht so hoch stellen wie die von uns als die wahre bezeichnete, weil ihr der Zauber fehlt, der jene befähigt, den ganzen Himmel der Glückseligkeit uns zu gewähren. In ihr ist das leidenschaftliche Moment nahezu gänzlich getilgt. Darum ist sie womöglich noch edler als ihre glücklichere Schwester. Ihr richtiger Name ist Neigung, aber wir haben sie zu fassen als das Höchste in ihrer Art. Mit vollendeter Selbstlosigkeit giebt sie sich hin, ausschließlich darauf bedacht, den Mann ihrer Wahl zu beglücken. Wie die wahre Liebe ist sie für die Ehe geschaffen. Das Hauswesen ist ihre Gegenwart; die Familie ihre Zukunft; für alles Schöne hat sie einen regen Sinn; theilnehmend ist sie mit den Fröhlichen, hilfreich den Leidenden und Bedrängten; der Fortschritt der Menschheit ist ihr Aufblick, gute, dem Kampf um's Dasein gewachsene Kinder heranzubilden ihr

Lebenszweck. Von der Liebe redend, haben wir unwillkürlich ein Weib geschildert. Aber gerade diese Liebe ist auch eine Liebe, welche tüchtige Männer dem Weibe ihrer Wahl entgegen bringen und bis in den Tod bewahren. Verstehen müssen sich beide. Der Gatte muß die Sorgfalt zu würdigen wissen, mit welcher die Gattin das Heim verwaltet, das nach des Tages Mühen als seine bessere Welt ihn aufnimmt, ihn allen Verdruß des Lebens vergessen läßt. Die Gattin muß Verständniß haben für die gemeinnützigen Ziele, welchen der Gatte seine Thatkraft widmet. Die Anhänglichkeit, Nachsicht und Duldsamkeit, deren diese Zuneigung fähig ist, macht sie weit beseligender als manche Liebesleidenschaft, deren tiefstes Wesen Selbstsucht ist. Nur der nicht weiß, wie schal in ihrem Grunde all' die Sinnesreize sind, für welche Thorheit und Uebermuth eigenes und fremdes Lebensglück auf's Spiel setzen, blickt mit Geringschätzung auf einen solchen Bund. Man wird uns sagen: auch diese Ehen seien selten. So selten sind sie nicht, als man gemeinhin denkt, und daß sie nicht häufiger sind, ist nicht die Schuld der Ehe: es ist die Schuld der weitverbreiteten Unkunde dessen, was wahrhaft, dauernd glücklich macht. Bei der Verlobung macht das Mädchen einen Sprung in's Unbekannte, und der junge Mann, der schon in seinen Jünglingsjahren als Weltkluger sich geriren durfte, ahnt nicht, daß es seine Unerfahrenheit ist, die er für Erfahrung hält. Kommt die Enttäuschung, dann haben beide die Empfindung, Andere geworden zu sein. Aber kein Mensch verändert sich derart; sie haben nur zu spät sich kennen gelernt. Viele meinen, die Freuden der Liebe müssen Alles vergolden. Allein Messing bleibt Messing. Die zu einander passen, fühlen sich dadurch inniger verbunden, die nicht zu einander passen, immer unleidlicher abgestoßen. Jeder hatte nur an sein Glück gedacht und nicht auch an das Glück des Andern. So wächst man heute auf, will glücklich werden, fühlt klar, daß die Liebe die Quelle des höchsten Glückes ist, aber über das Wesen des Glückes ist man im Unklaren. Für das nicht einheitlich entwickelte Individuum, dessen Natur nicht vergeistigt ist, giebt es nur rein sinnliche Liebe, oder eine psychisch überspannte Liebe, die gar keinen Sinn hat, oder die Liebe als schnödes Spiel. Eben weil die Liebe das höchste Glück zu bieten vermag, gilt es von ihr mehr als von allem Uebrigen: daß nur der glücklich wird, der sein Glück sucht im Beglücken.

Familie.

Die Familie ist der Zweck der Ehe. Diesen Satz nicht aus den Augen zu lassen, ist viel wichtiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Die meisten halten die Ehe und mit ihr die Familie für den Zweck der Liebe. Würde dies der Fall sein, dann wäre die Ehe und mit ihr die Familie auf die schwankendste Grundlage gestellt. Was wird nicht alles unter Liebe verstanden! Und daß die Ehe zu den größten Seltenheiten gehören würde, wenn sie die von uns gekennzeichnete wahre Liebe zur Bedingung haben müßte, giebt uns gewiß jeder Aufrichtige zu. Der Zweck dieses Buches ist es auch nur, bei Allem zu zeigen, welcher der Weg zur denkbar höchsten Glückseligkeit möglichst Vieler sei. Wir haben versucht, diesen Weg bei der Liebe aufzuweisen, und werden es nun auch bei der Ehe unternehmen, die, welche Form immer man ihr geben mag, die einzige Grundlage der Familie bleibt. Man kann allerdings die Familie für überflüssig halten, der sogenannten „Freien Liebe", die aber darum noch lange nicht wahrhaft frei wäre, den Vorzug geben und die Erziehung der Kinder dem Staat aufbürden. Der Gedanke ist nicht neu und hat schon im grauen Alterthum hervorragende Vertreter gefunden. Allein gerade dieser Umstand, daß nämlich dieser Gedanke bis auf den heutigen Tag es nicht weiter als zu hervorragenden Vertretern gebracht hat, beweist uns zur Genüge, daß er nur den Bedürfnissen Einzelner, nicht aber einem Grundbedürfniß der Menschheit entspricht. Ein solches aber ist die Gründung der Familie.

Nur dem Naturalismus gelingt es, Verwirrung in diesen Begriff zu bringen, und mit Ibsen — allerdings durch den Mund einer Abenteurerin, die sich aus einem indirecten Mord kein Gewissen macht — zu sagen: die Ehe adle zwar den Menschen, aber

sie tödte das Glück. Wie wenn es ohne Seelenadel ein wahres Glück geben könnte! Für Jeden, dem ein Zug Idealismus eingeprägt ist, wird immer die Familie sich herausstellen als Anfang und Ende alles Dessen, was dieses Leben zu einem wahrhaft wünschenswerthen machen kann. Das anfänglich dunkle Gefühl, das diesem Streben zu Grunde lag, klärte sich durch seine Bethätigung mehr und mehr, bis es endlich zur eingesehenen Wahrheit sich erheben konnte. Seine Entstehung verdankt dieses Gefühl dem allgemein menschlichen Glückseligkeitsstreben, und mit der Veredlung dieses letztern hat seine Klärung gleichen Schritt gehalten. Dem Glück, das eine vernunftgemäß gegründete und geleitete Familie dem Menschenherzen zu bieten vermag, kommt keines gleich; und wenn wir unserer innersten Ueberzeugung vollen Ausdruck geben dürfen: der nicht verheirathet war, hat, wie intensiv und extensiv er auch gelebt zu haben meint, nur halb gelebt.

Der moderne Mensch ist in einem argen Irrthum befangen, wenn er von der Ansicht ausgeht, daß gerade er am leichtesten die Fesseln abstreifen könne, mit welchen die Familie unauflöslich Jeden festhält, der ihrem Banne sich unterwirft. Durch die Familie gelangt er zu zwei Dingen, deren er weniger als irgend ein Mensch der Vergangenheit entrathen kann, weil sie ihm da in der für ihn allein noch möglichen Form erhalten bleiben. Der mit der Liebe zum Leben dem Menschen eingeborene Wunsch nach Fortdauer über's Grab hinaus findet in den Kindern, in die wir gänzlich uns hineinleben, und welchen wir die Früchte unserer Arbeit hinterlassen, die reellste und zugleich schönste Verwirklichung. Für den Glaubenslosen ist dies von unendlichem Werth. Nichts ist elender als eine frivole Glaubenslosigkeit, die mit dem Glauben die lästige Verpflichtung zum Guten über Bord werfen zu können denkt. Die einem klaren Wissen entspringende Glaubenslosigkeit hält am Guten fest als an ihrem kostbaren Gut. Wie werthvoll auch die Unsterblichkeit sein mag, die durch dauernde Werke erworben wird: im Fortleben, das durch die Familie uns gesichert wird, lebt der einzig unentbehrliche Glaube fort, der Glaube an die Menschheit. Das Zweite, das die Familie uns zu Theil werden läßt, ist die Möglichkeit, in der wirksamsten Weise zur Hebung der allgemeinen Sittlichkeit beizutragen. Es giebt keine Lehren, welche dem kindlichen Gemüthe die Grundsätze, auf denen alle echte Moral beruht, so

klar machen könnten, wie das lebendige Beispiel der Eltern. Thun diese ihre Schuldigkeit, so wachsen die Kinder arbeitsliebend und mit jener Herzensgüte heran, die wie nichts uns verbürgt, daß aus ihnen nützliche Menschen werden. Der im Grunde gut ist, mag noch so sehr auf Irrwege gerathen: mit ihm läßt sich reden, weil er die Ermahnungen nicht bloß einsieht, weil in ihm auch das Gefühl vorhanden ist, das ihn drängt, sie zu befolgen. Die eine Ehe eingehen wollen, sollten vor Allem sich fragen: ob sie dafür einen Sinn haben und den rechten Willen, Menschen in die Welt zu senden, die für ihre Mitmenschen da sein werden? Aus der Familie hat die civilisirte Gesellschaft sich entwickelt. Die Sittlichkeit der Familien bestimmt die Sittlichkeit des Staates, und der eine Familie sein nennt, hat wie Keiner ein Interesse an der Erhaltung des Staates.

Das bisher Gesagte dürfte genügen, um den Werth zu kennzeichnen, den wir auf die Familie legen. Diesem Werth entspricht auch die Vorsicht, mit welcher wir an die Feststellung der Grundsätze gehen, die uns bei der Stiftung einer Familie zu leiten haben. Daß die Möglichkeit, durch Besitz oder Arbeit die Kinder groß zu ziehen und erwerbsfähig der Welt zu übergeben, die erste Bedingung sei, bedarf wohl keiner Begründung. Nur Gewissenlosigkeit kann darüber sich hinaussetzen; aber ungleich größer ist die Gewissenlosigkeit, welche die Welt mit Kindern bevölkert, die kaum eine Mutter und gar keinen Vater haben. Wir sind gewiß die Letzten, die elementare Macht zu unterschätzen, die den Menschen um alles Urtheil bringt, sobald sie ihre Arme nach ihm ausstreckt. Das Urtheil hilft eben zu nichts, wenn nicht das Gefühl es unterstützt, wenn wir uns nur sagen und nicht gleichzeitig empfinden, welche die Folgen unserer momentanen Befriedigung sein werden. An dem Mangel einer einheitlichen Bildung von Kopf und Herz liegt es, daß das Gefühl als das berückend Böse einem grübelnden Verstand sich entgegensetzt. Ein Mann, der, und wär' es in der tiefsten Armuth, das Weib, das für ihn Alles hingegeben, zu seiner Ehefrau macht, hat wenigstens das Herz auf dem rechten Fleck und den festen Willen, ihr und dem Kinde sein ganzes Selbst zu weihen.

Einfältige Mütter haben ungezählte verunglückte Familien auf der Seele. Gewiß ist es traurig, wenn ein Mädchen keinen Mann findet; aber um wieviel trauriger ist nicht eine mißrathene

Ehe? Daran denkt man gar nicht. Wozu sich so böse Dinge in den Kopf setzen? Das Töchterchen, das mit der Ansicht heranwächst, um keinen Preis ledig bleiben zu dürfen, wird so bald als möglich unter die Haube gebracht. Ob sie kräftig genug ist, die Last der Ehe zu tragen; ob sie schon hinlänglich verständig ist, um mit dem nöthigen Ernst einem Hauswesen vorstehen zu können; ob sie überhaupt zu dem „eroberten" Gatten und er zu ihr paßt, sind lauter unbedeutende Dinge, wenn nur finanziell Alles befriedigend ist. Das ist allerdings das Wichtigste, wie bei einem Hause das Fundament. Allein dieses ist noch lange kein Haus. Das macht nichts — erwidert heute manches zur Zierpuppe herangebildete junge Dämchen —, ich brauche kein Haus im ordinären Sinne; so ein Hauswesen macht nur Verdruß; ich verstehe auch nichts davon, und wir haben schon beschlossen, das Essen aus dem Hôtel holen zu lassen. Man ißt dann freilich nicht so gut als im Hôtel selbst; aber wird's uns zu schlecht, dann gehen wir in's Hôtel. — Wagt man die Bemerkung, daß dies wohl nur angehen dürfte, so lange keine Familie da sei, so kann man sich gleich überzeugen, daß die Sache mit dem Bräutigam und der Frau Mama bereits nach allen Seiten reiflich erwogen ist; denn ungesäumt erhält man zur Antwort: Die paar einfachen Sachen, welche die Kinder brauchen, werden wohl immer gut genug sein. Von einer Köchin will ich nichts wissen. Sollten wir von Zeit zu Zeit Gäste haben, so bekommen wir aus dem Hôtel das schönste Diner sammt Geschirr und Bedienung. — Wir haben diese praktische Auseinandersetzung mit eigenen Ohren gehört, und sie hätte uns beinahe für die „Freie Liebe" eingenommen.

Noch einfältiger als die eben geschilderte Weise, das Mädchen zu versorgen, ist die in neuester Zeit überhand nehmende Manie, kaum dem Jünglingsalter entwachsene Männer zu verheirathen. Der Zweck ist, vor den Verirrungen der Jugend sie zu bewahren. Für ein paar Jahre mag oft dieser Zweck erreicht werden. Allein Verirrungen liegen im Wesen der jugendlichen Entwicklung und können nur in den seltensten Fällen gänzlich ausbleiben. Es giebt Dinge, die man, so wahr sie auch sind, Keinem auf's Wort glaubt. Nur durch eigene Erfahrung wird man gründlich klug. Man muß es wissen, wie himmelweit von wahrer Glückseligkeit manche Freuden sind, um später, wenn man ihnen nicht mehr nachgehen kann, ohne

sein kostbarstes Gut in die Schanze zu schlagen, von ihnen nicht mehr angezogen zu werden. Treten dann die Folgen des nicht zu Verstand gekommenen Leichtsinns ein, so werden plötzlich die Eltern, die es nicht mehr unmittelbar trifft, sehr coulant und meinen, die junge Gattin habe derlei Kleinigkeiten, wie z. B. die Unterscheidung zwischen der Treue des Weibes und der Treue des Mannes, zu verstehen und praktisch aufzufassen. Gut für sie, wenn sie in dieses Unrecht sich finden kann und dabei gar nicht zu praktisch an's Werk geht; aber wie weit ist das Glück, das sie damit erringt, von dem Glück entfernt, das sie geträumt hat und in ihrer Unkunde auch nur erträumen konnte. Auch das Mädchen hat nicht als halbes Kind zu heirathen, die freie Jugend zu genießen und die Welt ein bißchen kennen zu lernen, eh' sie einen Bund für's Leben eingeht. Bei ihrem feinern Takt bedarf sie der gröbern Proben nicht, welche das massivere Mannesherz braucht. Sie hat nicht gänzlich ohne Einblick zu sein in das Gemüth des Mannes, und ihr eigenes Herz fragen zu können. Das capriciöse Korbgeben kommt bei jenen vor, die vom Werth eines Mannes keine Ahnung und eben nur Capricen im Kopf haben.

Und nun kommen wir zum Hauptgrund der meisten unglücklichen Ehen, und das ist — sicherlich von unserer Seite Vielen unerwartet — die Liebe. Gewöhnlich wird von der ganz falschen Ansicht ausgegangen, die Ehe sei der Zweck der Liebe. Diese Ansicht ist darum falsch, weil die Liebe etwas Natürliches ist und die Natur keine Zwecke kennt. Die Ehe ist eine Institution des Menschen, der als denkendes Wesen in der Lage ist, Zwecke sich zu setzen. Und so hat er, wie wir bereits im Eingang erwähnt, die Ehe mit dem Zweck der Familiengründung gestiftet. Die Kirche hat gar kein Verdienst dabei. Nicht bloß, weil die Ehe viel älter ist als sie, sondern weil die Kirche sehr schwer sich entschlossen hat, die Ehe unter die Sacramente aufzunehmen. Das apostolische Wort: „Der seine Tochter verheirathet, thut gut, der sie nicht verheirathet, thut besser" — hatte es als sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob man den Zweck der Ehe als einen heiligen erklären könne? Gerade wegen des bedeutenden Mannes, von dem jenes Wort herrührt, wirft es ein charakteristisches Licht auf die Quelle der kirchlichen Moral. Wir heben es nur hervor, damit es nicht heiße, wir hätten nur ganz nebenbei des Sacraments erwähnt.

Bei der Liebe kann man nur figürlich von einem Zweck reden, und dieser wäre Glückseligkeit. Wie unrichtig es sei, in diesem Falle von einem Zweck zu reden, leuchtet sofort ein, wenn man darüber mit sich in's Klare kommt, daß die Liebe selbst nichts Absichtliches ist. Unwillkürlich stellt sie sich ein, und es ist widersinnig, um nicht zu sagen krankhaft, überhaupt lieben oder gar eine bestimmte Person lieben zu wollen. Der Weise, in welcher wir lieben, liegen Temperament und Charakter zu Grunde; es kann daher nur eine sehr sorgfältige Erziehung modificirend darauf einwirken. Alles Streben in uns wird bestimmt durch den Werth, welchen wir den Dingen beilegen, und die Dinge können für uns keinen andern Werth haben, als welchen ihnen unsere Vorstellungen und Begriffe geben. Diese stehen aber unter dem Einfluß unserer Affecte, von welchen sie die entscheidende Färbung erhalten, und eine Erziehung, die nur die Vorstellungen und Begriffe klärt, ohne gleichzeitig eine Milderung der Affecte anzustreben, würde so wenig ihren Zweck erreichen, als wenn sie das Herz und nicht zugleich den Verstand bilden wollte. Alles Wissen, selbst das allergründlichste, ist, ohne Gefühl für das allgemeine Wohl, unfruchtbar; und auf den besten Menschen, der es nicht ist aus klarer Ueberzeugung und nur aus Schwäche, ist kein Verlaß. Was da wie ein fehlerhafter Kreis aussieht, in welchem die Erziehung sich zu bewegen hätte, ist nur die nicht zu übersehende Wechselwirkung zweier Aeußerungen — Fühlen und Denken — eines und desselben Wesens; und daß dieses manchmal eine bildungsunfähige Sprödigkeit aufweist, ist kein Grund, die Macht der Erziehung anzuzweifeln. Der geschickteste Baumzüchter kann freilich aus einer Fichte keinen Apfelbaum machen; aber diesen kann er veredeln. Beruht auch Alles auf bestimmten Organen, die wir nicht ändern können: die Weise ihres Functionirens können wir höher entwickeln, indem wir auf höhere Reize sie reagiren lassen. Gerade die Anlage zur Liebe kann durch eine verständig liebevolle Behandlung ideal entfaltet werden, wie sie durch eine verkehrte oder charakterlose Methode abscheulich zusammenschrumpfen kann. Das lebendige Beispiel wirkt als Lebendiges.

Liebe als Leidenschaft taugt am wenigsten zu einem Ehebündniß; denn nicht nur vermag sie nicht zu beglücken: sie trägt den Keim des Hasses in sich, in den sie jeden Augenblick sich verwandeln kann. Sie kümmert das nicht; in ihrer Verblendung sieht sie nicht,

daß sie sich selbst und andere in's Verderben stürzt: besitzen will sie, koste es, was es wolle. Und der Besitz ist nur eine Enttäuschung, wenn die Liebe erlischt, sobald er erreicht ist. Das andere Extrem der Liebe als Leidenschaft ist die Liebe als Frivolität. Sie spielt mit dem eigenen wie mit dem fremden Herzen, erblickt in den Seifenblasen, welche die Eitelkeit ihr vorlügt, blendende Welten, und durchschaut den Wahn, dem ihre Gedankenlosigkeit sich hingiebt, erst wenn des Lebens Ernst sie zur Besinnung bringt. Was sie für echte Liebe hält, verdient diesen Namen so wenig, als was die bloße Leidenschaft in ihrer Raserei sich vorgaukelt. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier" zerreißt die goldene Freiheit der Jugend; und giebt es dann die Liebe nicht, die mit einer weit edlern Freiheit uns zu beglücken weiß, so ist der Rest des Lebens eine Sklaverei.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet," sagt der Dichter. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." Und die echte Liebe bleibt auch und wird durch die Ehe erst recht zur Liebe; aber man hat zu einander zu passen. Darum ist es für die Ehe, deren Zweck die Familie ist, tausendmal besser, wenn anstatt der berückenden Selbsttäuschungen, die als Liebe sich darstellen, eine einfache Neigung, aber unerschütterlich tief, weil auf die Uebereinstimmung der Charaktere gegründet, dem für's Leben geschlossenen Bunde die Weihe giebt. Einem solchen Bunde kann eine sehr hohe Glückseligkeit zu Theil werden; jedoch schließen können ihn nur zwei Menschen, die in der Lage sind, für sich einzustehen, weil sie das Leben und sich selbst kennen. Zwei solche Menschen gründen eine Familie mit gutem Gewissen. Die Pflichten, die sie übernehmen, sind ihnen heilig als die Säulen des Tempels, welchen sie ihrer Glückseligkeit erbauen. Mit Freuden gehen sie einem Leben schönster Thätigkeit entgegen mit der Aufgabe, sich selbst und ihre Kinder zu einem der Menschheit nützlichen Kunstwerk herauszubilden. Die auf Grund einer unechten Liebe für's Leben sich verbunden haben, werden durch die Freuden, welche ihnen das Leben bietet, von einander abgelenkt, und bei den kleinsten Leiden, die ihren Weg durchkreuzen, beklagen sie den unglücklichen Schritt, der sich nicht zurückthun läßt. Anstatt zu einem organisch gegliederten Ganzen, das aus der Eintracht seine Kraft und sein Gedeihen schöpft, bringt es da die Familie nur zu einem lebens-

unfähigen Auseinander, von dem man nicht weiß, ob nicht ein gänzliches Zerfahren besser wäre: was einst Liebe hieß, ist längst zu einer bittern Ironie geworden. Ist tiefe Neigung das Band, das zwei Herzen an einander schließt, dann wird jede Freude doppelt genossen und jedes Leid mit vereinter Kraft getragen. Freud und Leid scheinen nur zu kommen, damit Jeder in der Seele des Andern eine neue Schönheit entdecke; und die süße Dankbarkeit, die immer inniger die zwei Seelen vereint, verwandelt nicht selten eine solche Neigung in wahre Liebe. Sind einer solchen Ehe die Kinder versagt oder raubt sie ihr der Tod: ein liebevolles Paar trägt die Grundbedingung höchster Glückseligkeit in sich und hat sein Kind an jedem Hilfsbedürftigen, dem es beistehen kann, wie jeder echt sittliche Mensch, dem es nicht beschieden war, eine Ehe einzugehen, in letzter Linie für seine Mitmenschen lebt. Nur größer oder kleiner, aber dem Wesen nach immer dieselbe ist die Thätigkeit des ethisch erhobenen Menschen; und was wir hier skizzirt haben als die der kleinsten Menschengruppe erreichbare Glückseligkeit, ist das unerreichbare, aber stetig anzustrebende Ideal der großen Menschenfamilie.

Phantasie.

Die Phantasie ist es, welche unsern Vorstellungen höhere Lebenswärme einhaucht. Ohne ein hochentwickeltes Empfinden ist an ein reiches Seelenleben nicht zu denken, und von der Phantasie hängt es größtentheils ab, was aus unsern Affecten wird. Für eine Hebung oder Herabsetzung der Empfindungsfähigkeit kann die Erziehung wenig thun. Ein stumpfsinniges Individuum bleibt stumpfsinnig, ein übermäßig reizbares wird immer zu reizbar sein. Allein etwas einschränken läßt sich die Reizbarkeit doch, und zwar auf diätetischem Wege. Einfachheit der Nahrung, zweckdienliche Thätigkeit und Bewegung, viel freie und gesunde Luft können sehr heilsam wirken und wenigstens dem Ueberhandnehmen einer an's Krankhafte streifenden Empfindlichkeit entgegen arbeiten.

Daß geistige Ueberanstrengung, vielseitige Beunruhigung und gleichzeitige Inanspruchnahme nach verschiedenen Richtungen schon in früher Jugend die unglückselige Nervosität und mit ihr eine schmerzliche Steigerung der Empfindungsfähigkeit zur Folge haben könne, wird Niemand bestreiten. Dann kann aber auch nicht bestritten werden, daß eine vernünftige Erziehung für ein gesundes Empfinden von Nutzen zu sein vermag, wenn sie mindestens das fernhält, was bekannter Maßen nachtheilige Folgen hat. Und da die Weise des Empfindens von wesentlichem Einfluß ist auf den Charakter der Phantasie, so läßt sich dadurch mittelbar auch auf diese wirken, was für gewöhnlich viel zu wenig beachtet wird.

Viel zu wenig wird auch durchschnittlich gesehen auf die unmittelbare Heranbildung einer gesunden Phantasie durch Gewöhnung an normale Vorstellungen und Beschränkung alles Phantastischen auf erheiternde Spielerei. Alles Märchenhafte ist dem kindlichen

Gemüthe nur insoweit nützlich, als es unterhält und den Schönheitssinn bildet. Allzuviel das Kind damit zu beschäftigen, ist gewiß vom Uebel. Und ist der Geist dem Kindesalter entwachsen, so ist ihm sicherlich das beruhigende classisch Schöne zuträglicher als das aufregende Romantische. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß unsere Zeit eine idealloſe ist. Wie die Vorkämpfer der Renaissance auf das Antike sich geworfen haben, um den Banden des Mittelalters sich zu entwinden: so wird gegriffen werden müssen nach einem Ideal, das der modernen Weltanschauung entspricht, sollen wir anders dem Naturalismus entrinnen, der gerades Weges in primitive Zustände zurückdrängt. Sophie Germain hat, vielleicht die Erste, diesem Gedanken Ausdruck gegeben, und Dühring, dem das Verdienst gebührt, die geniale Schriftstellerin der Vergessenheit entrissen zu haben, verleiht diesem Gedanken einen präciseren Ausdruck. Genau ist er heute noch nicht festzustellen. Um zu zünden, muß er weitere Kreise ergriffen haben; dann wird er mit Einem Mal in klaren Umrissen sich verkörpern und als Bannerträger die sichere Führung alles Dessen übernehmen, was zu den Idealen der Menschheit gehört.

Das wird wohlthätig wirken auch auf die täglich mehr überhand nehmende Nervosität. Nicht der letzte Grund dieses aufreibenden Uebels ist eine zügellose Phantasie, welcher es an jedem festen Halt gebricht. Hat der denkende Mensch die Phantasie nicht in seiner Gewalt, richtiger gesprochen, ist das Denken nicht klar und selbständig — die Phantasie ist ja wie der Geist kein Wesen für sich und nur das Bildnerische an der geistigen Thätigkeit —, so geht die Form mit dem Inhalt durch, und man irrlichtelirt. Wie eine überreizte Phantasie bald in unrealisirbare Träumereien uns wiegt, bald Gefahren als schreckhaft uns vormalt, die kaum ernster Natur sind oder gar nicht bestehen: so erfüllt sie uns heute mit lähmenden Schreckbildern, morgen mit kindischen Wünschen.

Nun ist aber die Grundbedingung aller dauernden Glückseligkeit, weder für sinnloſe Schreckniſſe empfänglich zu sein, noch mit Wünschen sich zu tragen, deren Erfüllung nicht in der Macht des Menschen liegt. Zu diesen letztern gehört vor Allem das Streben nach überirdischen Gewißheiten. Der einen starken religiösen Glauben in sich trägt, welcher ihm durch seine Verheißungen Beruhigung verschafft, der bleibe dabei und schüttle gleich im Anbeginn jeden

auftauchenden Zweifel ab. Eines ist der wissenschaftliche Zweifel, der die Erkenntniß fördert, indem er vor unbewiesenen Annahmen sie bewahrt: ein Anderes ist der zwecklose Zweifel, der nur Unklarheit erzeugen kann. Nichts ist werthvoller als klares Denken, weil unsere Existenz für uns factisch zu dem wird, als welches wir in diesem Spiegel sie erblicken. Die Zahl und Größe unserer Wünsche richtet sich nach der Verschwendung oder Sparsamkeit, mit der die Phantasie unsere Vorstellungen ausstattet. Das sogenannte metaphysische Bedürfniß hatte eine ganz andere Bedeutung im Mittelalter, das nur wenigen Bevorzugten ein menschenwürdiges Dasein gewährte und der Sehnsucht nach einer andern und bessern Welt fortwährend neue Nahrung gab. Ohne die feste Basis einer eigentlichen Naturwissenschaft speculirte die Philosophie jener Zeit, so zu sagen, ohne alle Beschränkung. Und wie wenig Praktisches hat sie uns hinterlassen! Da für sie nothwendiger Weise der Accent auf das Jenseits fiel, vernachlässigte sie das Diesseits, und suchend, wo nichts zu finden war, nicht suchend, wo sie gefunden hätte, verlor sie sich in einem leeren Wortschwall. Sie konnte nicht anders und hat uns eine Lehre zu sein, aus der wir Nutzen ziehen.

Nichts als die Folge einer ausartenden Phantasie ist es, daß in unsern Tagen der Spiritismus mit einer Mystik breit thut, die des Mittelalters würdig wäre. Gebildete Menschen glauben an Gespenster. So lange sie daran nur ihre Unterhaltung finden, was geht es uns an, daß ihr Geschmack kein sehr glücklicher ist? Wenn sie nur selbst dabei glücklich sind und dabei die Kreise Anderer nicht stören. Und wenn sie behaupten, die Weisheit ihrer Poltergeister werde der Ethik die wahre Grundlage bieten, so kann man ruhig darauf warten. Sollte aber mit dieser Grundlage der Versuch gemacht werden, das Individuum in mittelalterliche Fesseln zu schlagen, so wird der moderne Mensch, um den uns gar nicht bangt, es einfach gar nicht dazu kommen lassen. Und die wahrhaft Glaubensbedürftigen werden diesen Taumel, der schon unzählige Mal da war und ebenso oft wieder sich verloren hat, von selbst satt kriegen, weil er es nicht über die Annahme einer Jenseitigkeit bringt, mit der Niemand etwas Vernünftiges anzufangen wüßte. Wir erwähnen diese Erscheinung, die in das große Gebiet des Aberglaubens gehört, nur als ein besonders hervorragendes Beispiel der Verirrung einer allzu willfährigen Phantasie. Was diese Verirrung auszeichnet, ist

der Bildungsgrad ihrer Anhänger. Wenn ein Aberglaube der Ausfluß tiefer Ignoranz ist, so bietet er nichts Staunenswerthes dar. Die dem Spiritismus sich hingeben, sind meist Feingebildete.

Um zu zeigen, welche gründliche Beachtung die Entwicklung der Phantasie verdiene, brauchen wir nur zwei Umstände hervorzuheben, deren einen wir schon berührt haben: daß nämlich sie es ist, die unserm Denken die Farbe und Wärme des Lebens giebt. Das ist das Erste und bedingt nicht nur die Stärke, mit der unser Denken uns selbst afficirt, sondern auch den Grad, in welchem unsere Mittheilungsweise hinreißend auf Andere wirkt. Die bloße Richtigkeit des Denkens läßt kalt und überzeugt nicht, weil sie keinen Affect in Anspruch nimmt. Unser Denken hat selbst als Affect aufzutreten, soll es Andere in Affect bringen; denn nur durch einen Affect kann ein Affect angeregt oder bekämpft werden. Es ist dies in der Einheitlichkeit der Menschennatur begründet, insofern wir es da mit den zwei Seiten Eines Ganzen zu thun haben, und eine halbe Ursache nur eine halbe Wirkung haben kann. Wie aus unserm Organismus der Geist im Wege der Empfindung hervorgeht: so vermag der Geist nur im Wege der Empfindung auf einen andern Organismus zu wirken. Die wir überzeugen wollen, haben den Eindruck zu empfangen, daß aus unsern Worten der ganze Mensch spricht, daß wir nicht bloß so reden, sondern selbst überzeugt sind.

Dies macht es begreiflich, daß die ganze Energie unseres Charakters, die Entschiedenheit unseres Auftretens und unserer Hingebung, die Weise, in welcher wir eines Gegenstandes uns bemächtigen, von der Phantasie abhängt, die unser Denken durchglüht. Immer ist es der ganze Mensch, der aus uns handelt. Er kann nach verschiedenen Richtungen entwickelt sein, und in der Art dieser Entwicklung liegt die günstige oder ungünstige Wechselwirkung, zu welcher die verschiedenen Fähigkeiten gelangen. Praktische Klarheit des Denkens und eine ihr angemessene Phantasie sind ebenso unerläßlich zur Entfaltung einer nachhaltig nützlichen Thätigkeit, als zur Gründung und Behauptung einer glücklichen Lebenslage. Freundschaft, Liebe, Patriotismus sind als bloße Verstandessache werthlose Halbheiten. Tritt aber auch das Herz hinzu, wodurch sie erst einen Sinn erlangen, den sie übrigens auch nicht hätten, wenn ihnen bloß das Herz und nicht auch Verstand zu Grunde

läge; gestaltet sie nicht die Phantasie zu etwas Schönem: so gebricht es ihnen an der wirkenden Kraft, und sie reißen weder uns noch Andere hin. Dies gilt von allem Sittlichen und in erster Linie vom Altruismus. Wir haben den großen Gedanken, daß die Liebe zu den Mitmenschen eine Erweiterung unseres Ich ist, in seiner Schönheit zu erfassen, soll er Fleisch werden von unserm Fleisch, so daß er in uns lebt und wir ihm gemäß leben. Was wir derart denken und fühlen, reizt uns unwiderstehlich zu dessen Bethätigung, weil die Phantasie, indem sie es uns als schön erscheinen läßt, uns klar macht, wie wahr, wie gut es ist. Und das ist das Zweite.

Damit betreten wir die eigentliche Domäne der Phantasie, das Gebiet des Schönen. Wir können nur annehmen, daß im Menschen die Begriffe des Wahren, Guten und Schönen gleichzeitig sich entwickelt haben, indem der Eine an dem Andern sich klärte. Was alles mag dem Menschen als wahr erschienen sein, eh' die Vorstellung des Schönen und Guten in ihm zu dämmern begann? Und was alles mag er für gut gehalten haben, so lange er betreffs der wichtigsten Dinge tief im Irrthum steckte und an der barockesten Geschmacklosigkeit Gefallen fand? Betrachtet man die jetzt noch lebenden Wilden und das, was bei ihnen als Schönheitsvorstellung zum Ausdruck kommt, so könnte man sich versucht fühlen, zu glauben, der Begriff des Schönen sei zuletzt erwacht. Allein die echten Wilden sind noch ganz uncivilisirt, und die wenngleich sehr mangelhaften Uebergänge, welche von ihnen zu den hochcivilisirten Nationen führen — wenn wir uns nämlich eine Scala construiren, die vom Ungebildeten zum Gebildeten emporsteigt —, sprechen dafür, daß der Sinn für das Schöne schon ziemlich stark entwickelt sein kann, wo der Sinn für das Gute und Wahre noch sehr weit zurück ist. Und bedenken wir, daß den Hellenen, welche es unter den uns bekannten Völkern des Alterthums zur edelsten Cultur gebracht haben, das Schöne als der Maßstab des Guten galt, dann liegt es nahe, vom Begriff des Schönen anzunehmen, daß er zum Begriff des Guten geführt habe. Es stimmt dies auch ganz überein mit dem bildnerischen Moment, das die Phantasie auszeichnet, insofern die Form, in der eine That uns vor Augen tritt, am leichtesten eine Vergleichung uns ermöglicht. Mit Vischer's Definition des Schönen: als der Einheit von Idee und Bild, — darf man heute dem modernen Menschen nicht kommen. Er will es handgreiflich erklären und verwechselt

es mit dem Wahren. Daher sein Naturalismus. Aber es giebt Begriffe, die nur philosophisch — wir meinen damit nicht den hohlen Formalismus — zu fassen sind, und die Zeit kann nicht ausbleiben, in der die ideale Seite des Schönen wieder zur Geltung kommt. Der Begriff des Schönen ist da und kann nur zeitweise sich verdunkeln. Er war früher da als die Aesthetiker, welchen die unsterblichen Kunstwerke vorangegangen sind. Eine Aesthetik, die nur den Geschmack einer bestimmten Zeit definirt, ist keine Aesthetik. Die eigentliche Aesthetik kennzeichnet das Schöne überhaupt. Dieses kommt in keinem Gegenstand, wie die Wirklichkeit ihn darbietet, voll zum Ausdruck, sondern nur in dem künstlich derart ausgebildeten, daß in ihm — wenngleich bloß scheinbar — das große Ganze in seiner Einheitlichkeit uns vor die Seele tritt. Die alte Idee ist mit dem Gattungsbegriff untergegangen; aber die Entwicklungslehre bringt mit ihren auseinander hervorgehenden Arten die Einheitlichkeit des Ganzen noch weit lebendiger zum Ausdruck, als es die Hilfsvorstellung der sogenannten absoluten Idee vermochte. Im Capitel über die Kunst kommen wir darauf zurück.

Der ethische Werth des Schönen wird uns klar durch dessen Zusammenhang mit dem Guten und Wahren. Er liegt aber weniger darin, daß der Genuß, den echte Kunstwerke bereiten, veredelnd wirkt: man kann nicht von wahrem Schönheitssinn durchdrungen sein, ohne feinfühlig zu sein für das Gute und Wahre. Nur dieser Zusammenhang macht es erklärlich, daß die Phantasie, die so leicht wüsten Einbildungen sich überläßt, das Ideale, das im Schönen ihr entgegen kam, erfaßt und festgehalten hat. Diese Selbstbeschränkung war eben eine Nothwendigkeit. Jedoch sie verwirklicht sich erst im Verlauf der Zeit, und der Einzelne hat selbst sie zu erwerben. Darum ist schon bei den Kindern der Geschmack am Schönen, der nur zu leicht verdorben wird, mit aller Sorgfalt zu pflegen als das sicherste Correctiv gegen Ausschreitungen der Phantasie. Die schöne That identificirt sich mit der edlen That, und eine dafür erglühende Phantasie ist die festeste Bürgschaft für eine fördernde Lebensführung. Ohne sie ist eine ideale Richtung des Charakters unmöglich. Sie macht uns empfänglich für den beseligenden Zauber der Kunstwerke: diese verstehen, heißt ihrer Sprache mächtig sein. Die großen Werke der Kunst sind Fragen, deren Beantwortung in unserer Seele zu liegen hat. So wenig als den Willen, haben wir die Phantasie

in unserer Gewalt: werden sie nicht von der Liebe zum Angemessenen in Schranken gehalten, so überlassen sich beide den aberwitzigsten Ueberschreitungen. Der Schönheitssinn führt uns am verläßlichsten auf die Spur des Angemessenen. Haben wir die, dann ist es ein Leichtes, gleich im Anbeginn ein Ueberwallen der Einbildungskraft zu vereiteln, welches, ist es einmal tüchtig in Gang, kein Gott einzudämmen vermöchte. Nur vorübergehende Störungen können eintreten, wenn das Gleichgewicht der Seele auf einer vernunftgemäßen Grundlage ruht.

Mäßigkeit.

Mäßigkeit war das große Geheimniß der Epikureer nicht weniger als der Stoiker. Wie verschieden auch ihre Ansicht und Lebensführung war: beide strebten nach Einem Ziel, nach möglichst ungetrübter Glückseligkeit. Es ist ebenso falsch, von den Stoikern anzunehmen, daß ihr Ideal ein freudloses Dasein war, als den Epikureern anzumuthen, daß sie ausschweifende Sinnenlust gesucht und daran ein Vergnügen gefunden haben. Beide konnten ihr Glück nur in dem finden, was ihrer Individualität am meisten zusagte. Den Stoikern galt als das Höchste die möglichste Gleichgültigkeit gegen Schmerz, den Epikureern diejenige Art der Freude, welche ihnen die längste Dauer verbürgte. Daß die Richtung der Stoiker ohne eine tief ausgeprägte Neigung zur Mäßigkeit undenkbar sei, leuchtet ein auf den ersten Blick. Dagegen ist über die Lehre Epikur's eine irrige Meinung verbreitet, welche sich auf das Leben von Leuten stützt, die allerdings sich Epikureer nennen, es aber nur sind im verwerflichsten Sinne. In ähnlicher Weise suchen unsere Rückschrittler die Materialisten als nur rohem Sinnengenuß ergeben darzustellen, während es doch einen Materialismus giebt, dessen Streben den erhabensten Idealen gilt. Auch Stoiker gab es, welche in der Lehre der Schule zu einer Verranntheit gelangten, die an Narrheit grenzte; und wollte man sagen: Stoiker kennt ihr, aber nicht die Stoa, — so wäre dies ebenso treffend als das Wort: Epikureer kennt ihr, aber nicht Epikur.

Was sind aber Lust und Unlust, Freude und Schmerz? Der Natur ist diese Unterscheidung fremd: sie kennt allein Empfindung. Nur der mit Bewußtsein ausgestattete Organismus fühlt Lust und

Unluſt. Die nicht central organiſirten Lebeweſen, für welche die Empfindung des Theils nicht zur Empfindung des Ganzen wird, empfinden, ohne es zu wiſſen. Die Empfindung iſt immer dieſelbe, und nur durch die Stärke, in der ſie auftritt, wird ſie für das mit Bewußtſein ſie auffaſſende Individuum zu etwas Anderem. So lange ſie eine gewiſſe Stärke nicht erreicht, iſt ſie einfache Lebensbethätigung oder Erweiterung und wirkt auf das betreffende Individuum als Luſt, Vergnügen, Freude, Wonne. Durch das Ueberſchreiten der richtigen Grenze wird ſie zur Lebenseinſchränkung und in Folge deſſen als Unluſt, Mißbehagen, Schmerz, Qual gefühlt. Daraus erhellt zur Genüge und zwar als eine Grundbedingung echter Glückſeligkeit, daß wir von Jugend auf an Mäßigkeit gewöhnt zu werden haben, nicht nur, weil dadurch unſere Geſundheit, die zum Leben ſich verhält, wie das Gedeihen zum Keimen, gefördert und erhalten wird, ſondern weil allein durch Mäßigung unſere Affecte zu befreienden Thätigkeiten und nicht zu feſſelnden Leidenſchaften ſich geſtalten. Nur um einem naheliegenden Einwand zu begegnen, welcher dieſe Charakteriſirung der Luſt und Unluſt zu erſchüttern ſcheint, fügen wir bei, daß, wenn durch Kitzeln, das unſtreitig eine ſchwache Empfindung iſt, eine Marter, ja der Tod hervorgerufen werden kann, dies doch nur in Folge eines Zuviel geſchieht, durch ein unmäßiges Fortſetzen dieſer Empfindung.

Aus dieſer Theorie folgern die Peſſimiſten, daß, ſtreng genommen, alles Empfinden Schmerz und dieſes ganze Leben eigentlich ein Unglück ſei. Es iſt dies jedoch nur eine Uebertreibung, wie der ganze Peſſimismus eine Uebertreibung iſt. Wir ſehen daraus am beſten, wie gar manches Leiden unſer eigenes Werk iſt und folglich von uns vermieden werden könnte. Iſt Beſcheidenheit etwas Anderes denn Mäßigkeit? Der welterſchütternde Thaten vollbringen will, muß auf die Glückſeligkeit verzichten, die unſer Ideal iſt. Dieſes ſcheut vor aller tiefern Leidenſchaft zurück, weil es nur Affecte brauchen kann, die als reine Thätigkeit ſich entfalten. Da iſt es das Erſte, daß wir nur Wünſchen nachhangen, die in unſerer Lage erfüllbar ſind. Und iſt dies gar ſo ſchwer, wenn wir wiſſen, daß Alles, was darüber hinausgeht, nur Enttäuſchungen und Kummer uns bereiten kann? Der Optimiſt iſt gerade ſo im Unrecht wie der Peſſimiſt: er übertreibt wie dieſer, nur thut er es

nach der entgegengesetzten Seite. Es ist nicht wahr, daß Alles sich zum Guten wenden könne, und nur zu oft können wir von Glück reden, wenn es uns gegönnt ist, von zwei Uebeln das kleinere anzustreben. Dies zuzugeben, ist gar kein Beweis von besonderer Weisheit; es beweist nur, daß man das Leben kennt und nicht mit Absicht Täuschungen sich hingiebt. Es ist weit besser, wenn es uns schlecht geht und wir dabei zufrieden sind, als wenn es uns gut geht und wir sind unzufrieden. Nur seiner Einfachheit wegen sieht dieser Satz paradox aus; wahr ist er wie kaum einer. Was hat der Reiche von seinem Gelde, wenn er nach seinen Begriffen nicht genug hat? Ein armer Teufel ist er und mürrisch dazu, während es genug arme Teufel giebt, die heiter sind. Auf die Zufriedenheit kommt es an, und die giebt's nicht ohne Mäßigkeit. Das menschliche Leben ist entsetzlich kurz für jeden, der es gut zu verwenden weiß. Selbst unter Leiden vergeht es ihm rasch. Wollen wir es durchaus bis in's Unerträgliche verlängern, so bleibt uns nichts übrig, als jeder tüchtigen Arbeit zu entsagen und durch unmäßiges Genießen für alle Freuden uns unempfänglich zu machen.

Gewiß giebt es Unglückliche, welchen nicht zu helfen ist. Ist das aber ein Grund, daß auch jene dem Unglück sich hingeben, welche in der Lage wären, sich zu helfen? Uebrigens sind auch unter Jenen, die man mit Recht vom Unglück verfolgt nennt, nur Wenige, deren Lage durch Geistesklarheit, auf die schließlich alle wahre Glückseligkeit zurückführt, nicht zu einer erträglicheren zu gestalten wäre. Damit sagen wir nicht, daß sie es könnten: wir sagen damit nur, daß nicht die Verhältnisse, in welchen wir leben, sondern daß die Weise, in der wir uns in sie finden, das Entscheidende ist, um wieder daran zu erinnern, wie viel die Erziehung leisten kann. Uns liegt nichts ferner, denn auf die Tugend uns zu berufen und zu fordern, daß Einer auf sein Glück verzichte. Was wir fordern, ist, daß Jeder sein wahres Glück suche. Das kann aber nur der, welcher diesen Weg zu gehen gelernt hat. Wir verkennen nicht die Macht, welche das Tugendgefühl auf den ausübt, der davon durchdrungen ist. Wir überlassen nur die ausschließliche Vertretung dieses Standpunktes den dazu Berufenen und wünschen aufrichtig, daß die Religion es darin zu großen Erfolgen bringe. Möglichst viel Glückliche hat es auf Erden zu geben. Im Alterthum waren es die Stoiker, welche in der

Tugend der Entsagung einen so mächtigen Antrieb für das sittliche Verhalten zu finden wußten, daß sie in den entgegengesetzten Motiven die geringere Verlockung erblickten. Der moderne Mensch ist seiner Natur nach Eklektiker, das heißt, sein Individualismus drängt ihn, aus Allem das Bessere sich heraus zu suchen. Darum ist es für ihn besonders wichtig, zu einer klaren Werthschätzung des Bessern zu gelangen, das so oft der Feind des Guten ist. Auf eigenen Füßen will er stehen und glücklich sein, so lange als möglich ungetrübt glücklich. Darum kann er von den Lehren der Stoa nur das sich aneignen, was seine Kraft erhöhen mag, und wird er nur in seltenen Fällen von ihrer grandiosen Abnegation Gebrauch machen. Weit näher steht ihm der wohlverstandene Epikur.

Da ist aber Mäßigkeit das Unerläßlichste, und grundfalsch ist es, zu meinen, daß diese dem Wesen des modernen Menschen entgegengesetzt sei. Man darf sie ihm nur nicht als Tugend anpreisen: man hat ihm zu zeigen — und das war dem herrlichen Epikur so klar —, wie nützlich sie ihm ist, und daß in ihr die festeste Bürgschaft echter Glückseligkeit liegt. Im höchsten Norden giebt es stumpfsinnige Völkerschaften, für die es der größte Genuß ist, bis zum Rausch angefressen, halb bewußtlos dazuliegen. Ein ethisch hochentwickeltes Individuum hat an dem einmaligen, zu weit getriebenen Genuß übrigst genug; ihm ist das darauf folgende Mißbehagen keine Erhöhung des Genusses, sondern ein unverhältnißmäßig hoher Preis, den es nicht wieder zahlt, weil es einsieht, daß es damit zu einem Widerwillen gegen etwas Angenehmes gelangt, wodurch es die Zahl seiner Freuden vermindert. Und so ist es mit Allem. Wie jeder bestimmte Geschmack, zu stark concentrirt, seine Annehmlichkeit, jeder zu penetrante Duft seinen Zauber verliert: so verletzen grelle Farben das Auge, allzu kräftige Töne das Ohr. Schon aus diesem Grunde stehen die geistigen Genüsse höher als die körperlichen: sie sind an sich feinerer und edlerer Natur, und die Schwelle des Ueberdrusses wird dabei nicht so leicht erreicht. Bei den schönen Künsten ist mit den Gesetzen des Ebenmaßes die Nothwendigkeit der Mäßigung gegeben, und bei den Wissenschaften bildet die Erfahrung eine heilige Schranke. Daß man auch bei den geistigen Genüssen des Guten zu viel thun könne, ist selbstverständlich. Alles Zuviel ist darum verderblich, weil das Wesentliche des Genusses im Gefühl einer

Förderung der Lebensbethätigung liegt, die durch das Uebermaß in ihr Gegentheil umschlägt.

Was wir bei keinem Genuß aus den Augen verlieren dürfen, ist die Erhaltung der Gesundheit. Wie ernst wir es damit meinen, und wie unser Begriff des wahren Genießens nichts gemein hat mit den Verirrungen der falschen Epikureer, sagen am besten unsere drei Lebensregeln: Hartes Lager, einfache Kost, tüchtige Arbeit, — das gerade Gegentheil von dem, was man ein üppiges Leben nennt. Das Hauptgewicht legen wir auf die Arbeit, die nicht eine überanstrengende, aber doch etwas aufreibende zu sein hat, soll die Erneuerung des Organismus ununterbrochen vor sich gehen, die Kost munden, das Lager erquicken. Was wir damit als die Regel aufstellen, schließt nicht nur zeitweise Ueberschreitungen nicht aus: es befähigt vielmehr dazu, weil es genußfähig erhält. Die einzig und allein dem Genuß leben wollen, bringen es nach kurzer Zeit nicht mehr über das bloße Wollen: theils sind sie für das Meiste schon abgestumpft, theils muß ihre geschwächte Gesundheit für jeden kleinen Exceß theuer büßen, ganz abgesehen von der Gemüthsleere, die ein nichtsleistendes Leben nothwendiger Weise zur Folge hat.

Wir brauchen nur den Werth der Mäßigkeit kennen zu lernen, damit sie uns täglich lieber werde. Beherrscht sie unser ganzes Wesen, so bewahrt sie uns fortwährend vor Leiden, fort und fort neue Wege uns erschließend, die unser Leben mit edlen Genüssen bereichern. Reue und Mitleid schränken sich da von selbst auf das richtige Maß ein, und mehr, als wir bieten können, fordern wir auch von unsern Mitmenschen nicht. Jede Ueberspanntheit wird uns immer fremder, und an ihre Stelle tritt eine solide Natürlichkeit. Daraus ergiebt sich allmählich jenes allgemeine, aber vernünftige Wohlwollen, das den, der es übt, nicht weniger beglückt, als den, dem es zu Theil wird. Die Toleranz, die wie keine andere Eigenschaft den Begriff des Göttlichen uns klar macht und zu allem Fanatismus sich verhält, wie das Licht zur Finsterniß, kann nur in einem Herzen wohnen, das mäßig ist in allen seinen Gefühlen. Und liebt ein solcher Mensch, so ist seine Liebe eine nie erlöschende Glut, weil nur der für's Leben lieben kann, der an Andere so wenig als an sich selbst unerfüllbare Anforderungen stellt. Ohne Mäßigkeit giebt es keine Unwandelbarkeit und keine Treue.

Gar viel könnten wir dem Gesagten noch beifügen; allein wir denken, daß dieses Wenige genügt, um Jedem, der sehen will, zu zeigen, daß Mäßigkeit die Grundbedingung der Zufriedenheit ist. Wie es überhaupt keine Vermögen im Menschen giebt, so steckt auch die Mäßigkeit nicht als ein solches in ihm. Der ganze Mensch ist mäßig, und es kommt dies in seinem gesammten Fühlen und Wollen zum Ausdruck. Die Phantasie des Mäßigen kann die Grenzen des Schönen nicht überschreiten und überschreitet folglich auch nicht die Grenzen des Guten und Wahren. Die Ideale des Mäßigen haben immer einen praktischen Sinn. Keine Ziele sind sie ihm, die er verständnißlos zu erreichen strebt: sie sind ihm Sterne, die eine Richtung bestimmen. Aber die ideale Lebensauffassung kann nicht allgemein werden, so lange das Ideal der modernen Zeit nicht zum Durchbruch kommt. Der Individualismus glaubt nicht daran, weil die herrschende Moral ihm nur Ideale zeigt, die bald in mystisches Dunkel, bald in spiritualistische Leere sich verlieren. Um wieviel die christliche Moral höher steht als deren kirchliches Beiwerk: um soviel höher, als die widernatürliche Tugend erhebt sich die dem Menschen erreichbare Vervollkommnung, das selbsteigene Werk einer an der Sonne der Bildung gereiften und geläuterten Natur. „Und geht eines Tages" — fragt man uns höhnisch — „diese Erde in Trümmer, für was war dann dieses Streben nach Vervollkommnung?" — Für uns, für die Menschen, die bis zu jenem Tage, der noch die Kleinigkeit von ein paar Millionen Jahre ausbleiben kann, die Erde bewohnt haben werden. Allerdings ist es nur die Liebe, die einen so erhabenen Gedanken zu fassen vermag. Ist die verschwunden? Die Liebe, für die es ein Ich ohne Du und Wir nicht giebt, sie ist da, sie wird da sein, so lange Menschen wandeln auf Erden, und daß sie im menschlichen Herzen ihren Ursprung hat, macht sie uns nicht weniger werth. Das moderne Weib ist längst nicht mehr das Weib früherer Jahrhunderte. Auch sie hat die neue Stellung der Menschheit noch nicht ganz erfaßt. Aber sie wird sie ganz erfassen, vielleicht früher als der Mann, dem sie immer in so Vielem vorangeleuchtet hat. Das innere Leben ist ihre Stärke. Nur ganz ausnahmsweise sinnlich veranlagt wie der Mann, ist sie mäßig in Allem, und sie wird es sein, die den Individualismus auf den richtigen Weg bringt. Ist auch aller Fortschritt nur möglich durch das Zusammenwirken

Vieler: den hinreißenden Impuls hat immer das Individuum gegeben. Der Mensch aus Einem Guß, dem wir heute schon überall begegnen, wird dann seine ganze Bedeutung erkennen und in idealem Aufschwung alle ethischen Leistungen der Vergangenheit überbieten. „Das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl" wird zur Wahrheit werden und eine ganze Religion aufwiegen. Wie alt ist denn der Glaube an eine andere Welt? Hat es nicht auch ohne ihn glückliche Zeiten gegeben? Die von ihm nicht lassen können, glauben eben nicht an die Fortentwicklung des Menschen und finden alle seine bisherigen Leistungen ungenügend. Sie sind die Allerunmäßigsten; sie wird es aber dann nicht mehr geben, denn ihr Glaube wird sich offenbaren als werkthätige Liebe zu den Mitmenschen.

Ehrgefühl.

Nichts spricht mehr für die Macht der Erziehung als das Ehrgefühl. Es ist nämlich eine Eigenschaft, die Niemand als dem Menschen angeboren betrachten kann. Ein ganz sich selbst überlassenes Individuum würde nie zu einer Ahnung dieses Gefühls gelangen. Wachsen wir aber unter Menschen auf, die ganz davon durchdrungen sind, so wird es so sehr unser eigen, als wär' es mit unserer Person zur Welt gekommen. Es ist dies darum leicht erklärlich, weil in der persönlichen Ehre der Individualismus am prägnantesten zum Ausdruck kommt. Mit meiner Ehre gehe ich selbst verloren. Und da eine wirklich verlorene Ehre nie mehr sich wiedergewinnen läßt, so erleben wir da Selbstmorde, gegen die kein stichhaltiger Grund vorzubringen ist.

Mit den Worten: „wirklich verlorene Ehre" — sagen wir schon, daß zwischen den einzelnen Fällen streng zu unterscheiden ist. Es giebt auch, in der That, da die Ehre meist als Standesehre aufgefaßt wird, verschiedene Arten von Ehre: Kaufmannsehre, Offiziersehre, Cavaliersehre, Banditenehre u. s. w., und da ist es dann nicht mehr in der Hand des Einzelnen gelegen, selbst zu bestimmen, ob die Ehre verloren ist. Dadurch erleidet der Begriff eine arge Verzerrung, und, um ihn klar zu fassen, haben wir erst einige der Formen uns genauer anzusehen, in welchen er aufzutreten pflegt. Seine Feststellung ist darum von besonderer Wichtigkeit, weil er, wie wir später sehen werden, für den modernen Menschen von einschneidender Bedeutung ist. Vom Begriff der Ehre hängt es ab, ob das Ehrgefühl einen sittlichen Werth hat.

Von den oben genannten Arten von Ehre nimmt in ethischem Bezuge die Kaufmannsehre den ersten Rang ein. Sie steht und

fällt mit der makellosen Solidität des Geschäftes, auf welcher das allgemeine Vertrauen in dem betreffenden Mann beruht. Da giebt es keine Halbheit: entweder Achtung oder Nichtachtung. Der Name dieses Mannes, sein Wort ist reinstes Gold oder ein werthloses Metall. In der Regel geht da mit der Ehre das Geschäft unter, so daß der Name des Mannes identisch ist mit dessen Existenz: die Ehre ist dann Alles. Dauert nach dem Untergang der Ehre das Geschäft fort, und findet sich der Betreffende darin zurecht, so kann er noch Geld machen in Hülle und Fülle, aber die Achtung kann er nicht wieder erwerben. Hat er die Sache selbst verschuldet, so ist Verachtung sein Loos; ist er aber auch unschuldig, der Makel bleibt. Die Kaufmannsehre, mit welcher wir die Ehre des Banquiers, des Fabrikanten, des Gewerbsmannes u. s. w. kennzeichnen, ist eben eine Standesehre — wir nehmen den Ausdruck Stand in seiner weitern Bedeutung — und über die Scrupulosität ihrer Auffassung wacht unter normalen Verhältnissen der Stand des Betreffenden mit unerbittlicher Eifersucht. Wir können diese Ehre auch die bürgerliche Ehre schlechtweg nennen, und dann begreift sie unter sich auch die Ehre des Beamten, des Advocaten, des Notars u. s. w. Das Charakteristische, das Wesentliche an ihr ist die gewissenhafte Erfüllung der mit einem bestimmten Geschäft oder Beruf übernommenen Pflichten. Nur der diese vollständig erfüllt, gereicht seinem Stand zur Ehre und ist selbst ehrenhaft.

Damit ist die Anknüpfung an die Officiersehre gegeben. Auch diese ist eine Standesehre, auch da handelt sich's um die Erfüllung übernommener Pflichten; aber unter diesen finden wir die Pflicht der Tapferkeit obenan, nicht des Muthes, ohne den wahre Mannhaftigkeit nicht gedacht werden kann, sondern der fortwährenden Bereitschaft, einen Kampf aufzunehmen. Nach rein ethischen Begriffen ist es ehrenhaft — weil nicht feige und nur besonnen —, einem unnöthigen, durch bloße Raufluft herauf beschworenen Kampf auszuweichen. Da giebt es keinen Kampf um des Kampfes willen und ohne den berechtigten Zweck des eigenen oder fremden Schutzes. Anders verhält sich's mit der Tapferkeit, die vom Kriegshandwerk abgeleitet wird und dem Begriff Feigheit eine specielle Ausdehnung verleiht. An ihrem blanken Schild darf nicht der leiseste Hauch sichtbar werden, und es ist logisch, daß ein solcher Hauch nur durch

einen eclatanten Beweis von Tapferkeit getilgt werden könne. Darin liegt die militärische Berechtigung des Duells. Daß dabei oft an's Aberwitzige streifende Uebertreibungen statthaben, ist für den Einzelnen ohne Bedeutung; denn für ihn giebt's keine andere Richtschnur als die Auffassung des Standes, keine andere Alternative als: mitthun oder austreten. Ueber die Schranke, die da gezogen ist, kommen die bestgedachten Einwendungen des Moralisten nicht hinweg. Der Officier handelt so, weil er so handeln muß. Theils bringt das Waffenhandwerk eine gewisse Verwilderung des Herzens mit sich, die auch durch die militärische Erziehung und besonders in neuester Zeit durch extreme Reiterbravouren methodisch gesteigert wird; theils wirkt die allgemeine Gepflogenheit mit ihrem täglichen Beispiel unaufhaltsam. Eine arge Frivolität läßt sich bei dieser Behandlung des Menschenlebens allerdings nicht in Abrede stellen. Es gilt eben eine Ehre, die mit Blut sich rein waschen läßt, was bei der bürgerlichen Ehre nicht der Fall ist. Bei dieser wird der Vorwurf, einer Verpflichtung nicht nachgekommen zu sein, durch eine Herausforderung zum Zweikampf nicht wett gemacht; und eine Verleumdung, die man als solche nicht erweist, bleibt haften der brutalsten Antwort zum Trotz.

Das bringt uns unwillkürlich auf die Cavaliersehre. Historisch geht diese der Officiersehre voraus, denn thatsächlich sind die Officiere an die Stelle der mittelalterlichen Ritter getreten; die eigentlichen Gewaltmenschen sind jetzt sie. Die Cavaliere thun's den Officieren nach, theils aus Erinnerung an alte Zeiten, theils weil sie in einer ähnlichen, aber ungünstigeren Stellung sich befinden. Bei ihnen gelten dieselben Vorurtheile; jedoch bei ihnen heißt's nicht: mitthun oder austreten; — austreten können sie nicht und können nur hinausgeworfen werden. Dazu kommt, daß sie nicht selten einem andern Stand gleichzeitig angehören, Beamte, Industrielle sind, wodurch die Situation zu einer unklaren wird. Diese zwei Umstände alteriren beim Cavalier nicht wenig das über die Officiersehre Gesagte, das sonst buchstäblich auf ihn anwendbar wäre. Uebrigens steht das Duell auch in Zusammenhang mit den feinern Manieren, welche in der Regel den Cavalier auszeichnen und immer sehr einnehmend wirken möchten, wenn nicht oft gleichzeitig der ehemalige Gewaltmensch zum Vorschein käme. Der Anspruch auf edlere Umgangsformen, welche empfindlicher machen gegen Beschimpfungen und jede gemeine

Rauferei perhorresciren, wird aber heute so allgemein erhoben, daß jeder Gebildete in die Lage kommen kann, einem Duell als etwas Unvermeidlichem gegenüber zu stehen. Je gebildeter übrigens Einer ist, desto seltener wird er in diese Lage kommen, wie England beweist, wo Duelle fast nicht mehr stattfinden. Jene Duelle, die in Gebräuchen ihre Begründung haben, für welche wir dem geistvollen Schopenhauer die treffende Bezeichnung Narrencodex verdanken, gehören nicht hierher. Da wird in der Hand der Rohheit das Edle zur Fratze und treibt mit dem Menschenleben ein frevelndes Spiel. Das Muster für das Edle, das wir meinen, ist aber auch der Edelmann längst nicht mehr, sondern das, was der Engländer Gentleman nennt. Es hat bereits der Sprachgebrauch diese beiden Begriffe endgiltig fixirt. Jedermann sagt heute: der Edelmann hat wie ein Gentleman und nicht, der Gentleman wie ein Edelmann sich zu benehmen.

Auch die Banditenehre ist eine Standesehre, und sie zeigt uns nicht nur, wie weit es die Vorstellung eines Standes bringen kann, sondern auch, daß zum Stand und den mit ihm verbundenen Pflichten die Leistung des Einzelnen hinzutreten müsse, damit die Ehre zu einer höhern Bedeutung gelange. Der Bandit ist es seinem Stande schuldig, die Genossen nicht zu verrathen, dem, für den das Lösegeld eintrifft, die Freiheit wiederzugeben, einen genau bezahlten Mord gewissenhaft zu vollbringen. Wozu hätte er ein Gewissen, wenn nicht um seinem Stande Ehre zu machen? Der Gedankengang ist immer derselbe, und wie leicht selbst mit dieser Form Religiosität sich verbinden lasse, beweisen die christlichen Amulete, die der Bandit um den Hals hängt, und die Heiligen, zu welchen er bei schweren Aufgaben betet. Wir ersehen daraus, daß die Art der Leistung das Wichtigere ist, und daß auf sie der Accent zu fallen hat, sollen wir zu einem sittlichen Begriff der Ehre uns erheben.

Mit dem oben entwickelten Begriff der Officiersehre darf die Soldatenehre nicht verwechselt werden, die in der Fahnentreue ihren allgemeinsten Ausdruck findet und den ethischen Theil der Officiersehre ausmacht. Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die jeden Kampftüchtigen zur Vertheidigung des Vaterlandes beruft, hat die Soldatenehre ein anderes Antlitz gewonnen und ist zu einer Bürgerehre geworden. Es liegt in der Natur der Sache,

daß die allgemeine Wehrpflicht mit einem Impuls begonnen hat, der eine Militarisirung des Bürgerthums in Aussicht nahm. Bei Allem wirkt die Außenseite zuerst und kann erst allmählich der Kern zur Geltung kommen; dafür kommt dieser später dauernd zur Geltung. Jedesfalls wird es noch einer geraumen Zeit bedürfen, aber ausbleiben kann es nicht, daß der culturfeindliche Militarismus einer culturfreundlichen Verbürgerlichung der Heere Platz macht. Dann wird eine der mächtigsten Schranken gefallen sein, die heute noch einem echten Weltfrieden sich widersetzen. Dann werden die Officiere und schließlich auch die Cavaliere immer mehr als Bürger sich fühlen, und die verschiedenen Arten Ehre zu Einer Ehre aller Gebildeten sich erheben, was für die ethische Entwicklung des Menschen von hohem Werthe ist. — Da haben wir's mit euerer mechanischen Weltanschauung, ruft man uns zu, nur immer Alles hübsch nivelliren; wie wenn dies nicht zum Gegentheil der echten Cultur führen müßte! — Wäre das richtig, dann würde im Mittelalter die Cultur ihren Höhepunkt erreicht haben, welcher Ansicht man ja auch sein kann; es giebt deren noch verschrobenere. Und was die mechanische Weltanschauung — die einzige widerspruchslose — anbelangt, so steht sie einem lebenswarmen Realidealismus gar nicht im Wege; nur für alles Spiritualistische ist in ihr nicht Raum. Und was endlich das Nivelliren betrifft: nivellirend wirkt nichts so sehr wie das Kastenwesen, das alle Individuen Einer Kaste nach Einem Modell formt. Bei einer tüchtigen Heranbildung des Individualismus kann von einem Nivelliren gar nie die Rede sein. Zur Sittlichkeit haben alle gleich erzogen zu werden, und innerhalb dieser Schranke ist die vielseitigste Entwicklung der Charaktere möglich. Der Unterschiede wird es in Folge der weit aus einander gehenden natürlichen Anlagen noch immer mehr als genug geben.

Die Hauptsache ist es, daß möglichst Viele zu selbständigen Menschen werden, selbständig nach oben wie nach unten und gegenüber den eigenen Leidenschaften. Dann wird das Ehrgefühl immer seltener in Ehrsucht ausarten, die gemeinschädlichste Untugend, die Alles um sich her ihren Bestrebungen opfert, und selbst den, der sich ihr hingiebt, durch ihre Ruhelosigkeit aufreibt. Ein richtig verstandener Ehrgeiz ist für Jeden unerläßlich, der Großes leisten soll; und richtig verstanden ist er nur, wenn ein ethisches Ehrgefühl ihm zum Grunde liegt. Auf diesem beruht die Gegenwart und

Zukunft des thatkräftigen Mannes. Nur in zartern Conturen, aber nicht weniger entschieden tritt es beim Weibe auf. Seine Seele ist jene hochentwickelte Scham, die dem Weibe so unentbehrlich ist, als dem Manne der Muth, und für die es nur den alten Namen Verecundia giebt. Diese ist ein Motiv, das wie kein anderes von allen Handlungen abhält, welche die Achtung unserer Mitmenschen uns entziehen würden. Die gesichertste Existenz ist ein schmaler Pfad am Rand eines schwindelhohen Abgrundes, wenn wir der allgemeinen Achtung und vor Allem der Achtung jener uns nicht erfreuen, die wir in ethischer Beziehung am höchsten stellen. Nur wenn wir immer die Ehrenhaften auf unserer Seite gehabt haben, hinterlassen wir unsern Kindern einen guten Namen, ein Gut, dem keines gleich ist. Unsere Freunde sind dann verläßlich und bleiben die Freunde und Beschützer unserer Kinder. Jede Stunde kann uns abrufen, und da ist es ein stärkender Gedanke, die geborgen zu wissen, für die wir gearbeitet haben und die unser Leben fortsetzen. Der da meint, bei unserer Weltanschauung sei es gleichgültig, wie man lebt, der mag viel wissen, aber was wahre Glückseligkeit sei, weiß er nicht.

Gott überall.

Die christliche Religion ist darum ein vorzügliches Erziehungsmittel, weil sie vollkommen geeignet ist, das Gefühl der Verpflichtung des Einzelnen gegen seine Mitmenschen wie gegen sich selbst in leicht faßlicher Weise dem kindlichen Gemüth einzuprägen. Der im Geist und in der Wahrheit diese heilige Lehre der Liebe in sich aufgenommen hat, ist der Sittlichkeit gewonnen für immer, weil der Glaube an die Menschheit ihm zum Selbst geworden ist von seinem Selbst und sein dem allgemeinen Wohl zugewendetes Herz einem Altruismus lebt, an dem die Lieblosigkeit, Bosheit und Verworfenheit einzelner Menschen ohnmächtig abprallt. Die Vergangenheit des Menschen beruht auf seiner Herkunft. Aus sich selbst ist er geworden, was er ist, und da all' sein Thun fort und fort wirkende Folgen hat, so ist die Zukunft der Menschheit sein künftiges Leben. Wenn Alles ihn verläßt: so lange er selbst sich nicht verläßt, fühlt er sich eins mit dem großen Ganzen. In dieser Erkenntniß liegt die lebendige Wärme dieser edelsten Religion, nicht in den Gebräuchen einer spätern Kirche, die ein anderes Leben uns vorspiegelt, von dem der Heiland nichts zu erzählen wußte. Für das gläubige Gemüth fehlt's nicht an Anhaltspunkten, aber unrichtig ist es, aus dem Wortlaut die Sache als unzweifelhaft erwiesen darzustellen; darum legen wir den Accent auf den Werth, den die Lehre auch ohne den Glauben an eine bessere Welt hat. Jesus sprach nur von einer Allmacht, die Himmel und Erde erschaffen hat, und von einem Vater im Himmel, der die Menschen alle mit gleicher Liebe umfängt. Ueber diese göttliche Liebe, welche in der Liebe der Menschen zu einander ihre schönste Verwirklichung findet, ging seine Lehre nie hinaus. Wir brauchen nur das Leben Jesu in seinen tiefern Zügen

zu verfolgen, um zu sehen, daß es allein der Nächstenliebe und Gerechtigkeit geweiht, daß die Menschheit ihm das Höchste war. Dem Apostel Jakobus waren Glaube und Liebe eins und dasselbe, als er ausrief: Wenn es Einen friert und hungert, und du ihm sagst: wärme dich, sättige dich, — was hilft es ihm, wenn du ihm nicht auch giebst, was er braucht? „Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er todt an ihm selber." Und fast noch weiter geht der heilige Paulus, wenn er sagt: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

Gewiß hat es gegenüber Kindern, wie gegenüber Völkern, deren Entwicklung auf der Stufe der Kindheit sich befindet, einen praktischen Werth, den Nachdruck darauf zu legen, daß, wie die Liebe der Menschen, auch die Liebe Gottes verloren werden könne. Dieser Gedankengang ist wirksam, leicht faßlich und rasch beizubringen. Aber weiter darf der Staat die Kirche nicht gehen lassen. Der Fanatismus ist nicht mehr reiner Glaube, sondern eine böse Leidenschaft, welche das Gemüth verdirbt. Lehrt die Kirche, die Nächstenliebe sei ohne den Glauben werthlos, so lehrt sie nicht mehr, was der Heiland gelehrt hat. Und was sind die Folgen? Die Kinder wachsen heran in der Ueberzeugung, daß es überhaupt nur für die Gläubigen eine Moral gebe; und verlieren sie später den Glauben, so wird für sie die ganze Moral hinfällig. Die zur Gläubigkeit Neigenden werden immer gläubiger, je lauterer die Lehre ist; die nicht dazu Neigenden sind für die Kirche verloren, wovon man täglich sich überzeugen kann. Sollen sie aber auch für ihre Mitmenschen verloren sein? Was wird aus ihnen, wenn der Glaube an die Allgemeinheit der Sittlichkeit nicht zu der Zeit, in der er auf immer Wurzel faßt, in ihr Herz gepflanzt worden ist? Worte, die der Kopf auswendig lernt, wirken nicht inwendig, wenn ihnen nicht das Herz auf halbem Wege entgegenkommt. Mit dem, dessen Erziehung nicht in früher Jugend begonnen hat, ist später nichts mehr anzufangen. Und wenn die Kirche klagt über die Immoralität der Zeit: hat nicht sie allein bis nun Moral gelehrt?

Wir wissen ganz gut, daß unser Standpunkt von beiden Seiten bekämpft wird: die Kirche findet, daß wir das Wesen ihres Amtes verkennen; die Gegner der Kirche wollen sie ganz aus der Schule entfernt wissen. Wir sind aber nicht Feinde der Kirche, wir sind

nur Gegner ihrer Machtüberschreitungen. Die sehr triftigen Gründe, aus welchen wir es vorziehen, daß sie unter der Aufsicht des Staates ihren Unterricht ertheile, haben wir schon gekennzeichnet. Hier wollen wir nur zeigen, von welchem hohen Werth der Religionsunterricht ist, den wir meinen. Wir haben Jene im Auge, die heute schon der Ueberzeugung sind, daß es auch ohne die Annahme einer andern Welt Sittlichkeit gäbe, und welchen es Bedürfniß ist, ihre Kinder zu wahrhaft sittlichen Menschen heranzubilden. Wir haben gezeigt, worin der Kern des Christenthums liegt, und daß er bestehen und gedeihen kann ohne einen Glauben, der in Widerspruch sich befände mit den allgemeinen Grundsätzen des Wissens. Wenn es sich also nur darum handelt, dem kindlichen Gemüthe die Lehren der Moral in religiöser Form beizubringen, damit es leichter sie fasse und sie unauslöschlich sich ihm einkerben, so darf deshalb diese Form die Grenzen der Form nicht überschreiten, das Mittel nicht zum Zweck werden, weil sonst die Hülle, die nur bestimmt ist, den jungen Keim zu schützen, bis er lebensfähig ist, sich verhärtet und, anstatt im richtigen Moment zu fallen, über die Zeit hinaus bleibt und die Entwicklung des Keimes hemmt. Die göttliche Allmacht hat so allgemein dargelegt zu werden, daß sie später für den zur Gläubigkeit nicht Neigenden von selbst in den Begriff Natur aufgeht. Wie es grundfalsch ist, die rohe Natur als Lehrerin der Sittlichkeit aufzustellen, da sich aus der Natur, wie aus der Bibel, Alles rechtfertigen läßt: so geht es nicht an, den kindlichen Verstand mit der ganzen Schwere der Naturgesetze belasten zu wollen. Es wäre einfach thöricht, dem noch nicht fertigen Gehirn die Entwicklungslehre beibringen zu wollen; aber auch ganz verfehlt würde es sein, eine Scheidewand aufzuführen, welche für immer gegen die wissenschaftliche Erkenntniß abschließt. Die Vorstellung der Allgegenwart Gottes trägt ein pantheïstisches Moment in sich, das ganz ungezwungen dem allgemeinen, gesetzlichen Zusammenhang des Werdens Platz macht. Die Nothwendigkeit alles Geschehens hat Allen klar gemacht zu werden, auf daß Jeder in's Unvermeidliche sich zu fügen lerne, und das Bitterste, das ihm widerfährt, keinen Haß erwecke, der ihm ein empörtes Warum entringt. Das ist die Bedeutung der Alliebe; denn die echte Religiosität liegt nicht im Glauben, sondern in der Demuth.

Auf was es ankommt bei dieser Erziehung des Gemüthes, zeigt

uns am besten die Nützlichkeit der Märchen und Fabeln. Es fällt doch Niemand ein, Kindern Märchen zu erzählen, um sie abergläubig zu machen. Man sagt es ihnen vielmehr rund heraus, daß Alles nicht wahr ist. Sie wissen es auch ganz genau; allein das hindert nicht, daß sie dem Gedankenspiel freudig folgen, und daß mit Hilfe der Phantasie Gefühle und Anschauungen ihnen zu eigen werden, die, in trockener Nüchternheit mitgetheilt, abstoßend für sie wären. Nie hat ein Kind geglaubt, daß Thiere reden können; aber es liebt die Thiere, wenn es kein verwahrlostes Kind ist; es sieht, daß sie denken, und fände es ganz in der Ordnung, daß sie redeten; aus ganzer Seele würde ihnen sein klares Herz die Sprache wünschen. Das Kind hat noch so viel von den jungen Thieren an sich; es fühlt sich ihnen verwandt und denkt sich ganz in sie hinein. Der tiefe Sinn, der aus ihrem Thun aufblitzt, zündet in seinem Innern, und was darin aufleuchtet, um durch's Leben es zu begleiten, ist Wahrheit. Es liegt ja tausendmal mehr Verständniß in dem ethisch geleiteten, frei erblühenden Kindesgemüthe als in dem verknöcherten Herzen der alten Betschwester. In einem erlösenden Zauber erblickt das Kind nur den rein menschlichen Wunsch nach Hilfe, und es freut sich über den Fall, in welchem die Hilfe rechtzeitig erscheint. Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Milde, Redlichkeit, Liebe werden da nicht dem Kinde als von außen kommende Gebote, welchen die Natur widerstrebt, anbefohlen: ohne daß es das Kind merkt, bildet man das alles in ihm heran, so daß es ihm zur zweiten Natur wird und das Kind sich frei und glücklich fühlt, wenn es darnach lebt.

Ein Märchen, das ebenso gut eine religiöse Erzählung genannt werden könnte — Gottüberall heißt es — bringt unsern Grundgedanken so klar zum Ausdruck, daß wir's uns nicht versagen können, es hierher zu setzen. — Die Eltern waren auf's Feld gegangen, und ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen blieben allein zurück. Sie spielten im Grase, bis sie müde wurden und Durst bekamen. Da fiel ihnen ein, daß die Mutter am frühen Morgen einen großen Napf Milch in den Keller getragen hatte, der so finster war, daß sie ein Licht mitnehmen mußte. Von der Stiege aus hatten sie geguckt und genau gesehen, wie die frische Milch auf den Tisch gestellt wurde. „Holen wir uns Löffel und nehmen wir von der guten Milch," — lispelte das Mädchen. „Wenn uns aber wer

sieht," — seufzte der Knabe. „Weit und breit ist Niemand; wer soll uns sehen?" — „Gottüberall." — „Wenn der's auch sieht, er sagt's nicht weiter." — Das gab den Ausschlag. Die Kinder holten sich Löffel und stiegen behutsam die dunkle Kellerstiege hinab. Unten eingetreten, sahen sie im ersten Moment nichts. Aber bald hatten sich die Augen an die Nacht gewöhnt; sie erblickten die Milch und dann auch den Tisch, auf dem sie stand. Erst wechselten sie zaghafte Blicke, dann gingen sie zum Tisch und machten sich daran, ihren Herzenswunsch zu erfüllen. Aber wie sie mit ihren Löffeln in die Milch fahren wollten, brach durch einen Sprung der alten Mauer ein heller Sonnenstrahl in den Keller, und Jedes sah in das funkelnd beleuchtete Gesichtchen des Andern. „Wir sind gesehen," — riefen beide zugleich, ließen die Löffel auf den Tisch fallen und machten sich davon. In's Freie gelangt, setzten sie sich unter einen Baum, schlangen Eines um den Hals des Andern die zitternden kleinen Arme und weinten bitterlich. So fand sie die Mutter, die über die helle Verzweiflung nicht wenig erschrak. Gleich auf die erste Frage beichteten die schluchzenden, feinen Stimmchen die ganze schreckliche Begebenheit. Die Mutter, die sich zu ihnen gesetzt hatte, liebkoste sie, während sie erzählten, gab jedem einen Kuß, wie sie zu Ende waren, und ging mit einem Licht in den Keller. Die Kleinen hüteten sich, ihr zu folgen. Als die Mutter die beiden Löffel fand, noch ganz unberührt von der Milch, traten ihr Thränen in die Augen. Mit einem Teller Milch kam sie zu den Kindern zurück, die wie festgebannt unter dem Baum saßen. „Diese Milch" — sprach sie — „schickt euch Gottüberall, weil ihr ihm nicht getrotzt habt. Merkt's euch für die Zukunft. Nur der Schlechte thut, was unrecht ist, weil er hofft, nicht gesehen zu werden. Der gute Mensch weiß, daß Alles gesehen wird: Gottüberall ist das Gewissen."

Und so ist es. Das Gewissen ist aber ausschließlich Sache der Erziehung. Ein in einer Wildniß sich selbst überlassen aufwachsendes Kind würde ganz gewissenlos bleiben, während domesticirte Thiere, z. B. Hunde, Pferde, genau wissend, was von ihnen gefordert wird, unverkennbare Spuren von Gewissen an den Tag legen. Die Frage nach der Freiheit des Willens kommt dabei gar nicht in Betracht. Der nach einer bestimmten Richtung Erzogene muß nach dieser Richtung leben. Was wir Willensenergie nennen, ist die Energie des Individuums. Für den ethisch Gebildeten giebt es nur den

Einen Willen, und versagt ihm in einem besondern Fall diese Kraft, so hat er das Gefühl der Zersetzung seiner Individualität, und er leidet. Verpflichtung und Verantwortlichkeit sind für ihn undiscutirbare Dinge, die mit seinem Selbstbewußtsein stehen und fallen. Nur wenn Einer im Moment der That nicht bei sich war, fühlt er sich nicht zurechnungsfähig, bekennt sich aber damit als verantwortlich in allen Fällen, in welchen er seine fünf Sinne klar beisammen hat. Verantwortlichkeit und Verpflichtung ergänzen sich in ihm zu einer Gefühlsweise, die über sein Thun und Lassen immer gleich unerbittlich urtheilt.

Von der Art der Erziehung ist die Zartheit abhängig, mit der wir zwischen Gut und Gut, Böse und Böse unterscheiden, die Empfindlichkeit, mit der unser Gewissen reagirt. Wir können über unser Gewissen uns hinaussetzen, aber ihm zum Trotz glücklich sein können wir nicht. Ist uns eine ideale Richtung gegeben, so ist es diese, die in erster und letzter Linie unser Handeln bestimmt. Und um zur religiösen Moral zurückzukehren, von der wir bei diesem Essay ausgegangen sind: weder Himmel noch Hölle dürfen maßgebend sein für den ethisch erhobenen Menschen. Nicht wegen der Folgen des Bekanntwerdens scheut er vor einer unredlichen That zurück: für ihn giebt es auch eine innere Ehrlichkeit; denn nicht nur was wir thun, auch wie wir es thun, ist entscheidend für das Beseligende der Gewissensruhe.

Tod.

Was geht uns Lebende der Tod an? Wir würden auch wahrlich von ihm gar nicht reden, wenn er nicht auch unser Lebensende bedeutete. Er selbst ist nichts. Wie treffend sagt Epikur: „Wir empfinden sein Erscheinen nicht; denn so lange wir sind, ist er nicht da, und ist er da, so sind wir nicht mehr.“ Anders verhält sich's mit dem Sterben. Allein, wann es wirklich an's Sterben geht, ist kein Mensch bei Bewußtsein, und daß Einer mit Bestimmtheit wisse, er werde in kürzester Zeit sterben, kommt nur bei sehr wenigen Erkrankungen und bei Verunglückten vor, die in eine Lage gerathen sind, aus der sie nicht gerettet werden können. Der letztere Fall ist gewöhnlich mit unsäglichen Martern verbunden und ein so verzweifelter, daß dabei alle Philosophie aufhört. Doch dürfte da die Angst vor dem Tode durch den Wunsch nach einem raschen Ende der Qual verscheucht werden. Auch bei Krankheiten kann sich's fügen, daß der Leidende den Tod ernstlich herbeiwünscht; doch sind alle Versicherungen, die Wahrheit wissen zu wollen, mit größter Vorsicht aufzunehmen, weil diese Fragen meist in der Hoffnung, daß man sie verneine, gestellt werden. Soweit unsere Erfahrung reicht, dürfte es höchst selten geschehen, daß man Einem durch die Erhaltung der Hoffnung keine Wohlthat erweise. Man lebt nur einmal, das Leben ist ein kostbares Gut, und die Liebe zum Leben ist ebenso allgemein als natürlich. Nicht einmal von allen Selbstmördern kann man sagen, daß sie ernstlich das Ende herbeigewünscht haben; denn die meisten handeln in einer Denkverwirrung, die ihre Zurechnungsfähigkeit wesentlich einschränkt.

Wir haben die Hoffnung genannt und können nicht fortfahren, ohne ihr ein paar Worte gewidmet zu haben. „Was wir zuletzt

verlieren, ist die Hoffnung," — sagt der Italiener; und er spricht damit ein allgemeingiltiges Wort aus. Es ist dies sehr merkwürdig, weil man kein Pessimist zu sein braucht, um zuzugeben, daß es auf Erden sehr viel Elend giebt, und daß sich bei Allem, was der Mensch unternimmt, weit eher auf ein Mißlingen, denn auf ein Gelingen wetten läßt. Man kann daher nicht annehmen, es habe die Reflexion in das Menschenherz eine Neigung zur Hoffnung gepflanzt, die allen Schicksalsschlägen Widerstand leistet und, wie oft sie auch erlöschen mag, immer wieder aufleuchtet. Die an eine Weltlenkung oder an eine zielbewußte Natur glauben, die haben es leicht, vorausgesetzt, daß ihr Glaube im entscheidenden Moment nicht schwankt. Sie lassen die Hoffnung durch eine ewige Güte dem Menschen zu Theil geworden sein, damit er den „Kampf um's Dasein" leichter bestehe. Auch manche Physiologen haben es oder machen sich's wenigstens sehr leicht: sie finden oder erfinden zu jeder psychischen Thätigkeit ein eigenes Organ und meinen damit die Thätigkeit selbst zu erklären. Es bringt uns aber dies um keinen Schritt weiter; denn erst müßten wir erfahren, wieso das Organ zu dieser Thätigkeit gekommen sei? Wieder Andere machen sich's noch leichter und schreiben die Sache dem Zufall zu. Diesen giebt's aber nicht; Alles entsteht auf Grund bestimmter Ursachen, und was wir Zufall nennen, ist nur der Punkt, auf welchem zwei verschiedene Causalreihen sich kreuzen, wie wenn z. B. durch Verwitterung des Mörtels ein Ziegel locker wird und gerade in dem Moment herunterfällt, in welchem ein Knabe des Weges kommt, um einen Brief zur Post zu bringen: der Knabe wird erschlagen, der Brief kommt zu spät; aber die Lockerung des Ziegels steht in keinem Zusammenhang mit der Causalreihe, in die der Brief gehört.

Seit unserer Jugend hat uns die Ausdauer der Hoffnung frappirt, weil nur zu oft aller Lebensmuth uns verlassen hätte, würde nicht immer wieder und mit einer oft uns selbst ganz unbegreiflichen Beharrlichkeit die Hoffnung uns aufgerichtet haben. Wir haben uns überzeugt, daß bei schweren Unglücksfällen, besonders bei schmerzlichen Krankheiten, von welchen ein geliebtes Wesen betroffen war, nur durch die Hoffnung das Ausdauern uns ermöglicht worden ist. Ohne diese edlere Schwester des Glaubens wäre eine tief empfundene Liebe, das heiligste Gefühl der Menschenbrust, die Quelle grenzenloser Hingebung, rein undenkbar. Dieses ganze Leben,

das durch die Liebe zu einem unsagbar schönen sich gestalten kann, und dem die Treue den Stempel des reinsten Seelenadels aufzudrücken weiß, wäre für den denkenden Menschen nur ein Schwanken zwischen bodenlosem Leichtsinn und öder Verzweiflung, wenn die Hoffnung nicht wäre. Glaube, Hoffnung und Liebe werden mit Recht göttliche Tugenden genannt: alle drei weisen auf eine ewige Allmacht. Der Glaube ist am leichtesten zu erklären, weil nichts leichter ist, als etwas, das man von ganzem Herzen wünscht, auch ohne Beweise für wahr zu halten. Die Götter sind, wie Feuerbach uns gezeigt hat, die personificirten Wünsche des Menschen, und es giebt einen selbstlosen, erhabenen Gottesglauben, den die praktische Vernunft tüchtig zu stützen versteht, und den auch wir vom einfachen, finstern oder lächerlichen Aberglauben immer streng zu unterscheiden wissen werden. Daß die Liebe nichts Geheimnißvolles sei, dürften wir in dem ihr gewidmeten Capitel zur Genüge dargelegt haben. Nur die Hoffnung betreffend, sind wir noch immer die Antwort schuldig, und wir halten sie für sehr wichtig, weil auch der moderne Mensch „noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt", nicht im Hinblick auf ein Jenseits, sondern im festen Vertrauen, daß die Ideen, welchen sein Leben geweiht war, Verwirklichung finden werden.

Für uns ist der Tod die naturgemäße Auflösung in die Elemente, aus welchen das Lebewesen hervorgeht. In ihm erblicken wir nichts Schreckhaftes; denn für das vom Leben mehr oder minder sanft, aber ununterbrochen geschütterte Individuum bedeutet er ewige Ruhe. Für uns ist allein das Leben von Interesse; und nur der Zweck dieser Versuche: Gleichdenkenden zu zeigen, wie das Leben zu verschönern oder doch wenigstens erträglich zu machen sei, — zwingt uns, bis zu seinem Ende ihm zu folgen. Gerade sein Ende, an dem eigentlich nichts ist, wird von den Meisten als ein besonders kritischer Moment betrachtet, und Viele meinen gar, man habe sich ernstlich darauf vorzubereiten. Wie wenn es nicht etwas wäre, das den Unvorbereitetsten trifft! Gerade in seiner Allgemeinheit und Unausbleiblichkeit liegt das ganz besonders Gewöhnliche. Wir kennen keine andere Vorbereitung auf den Tod, als gefaßt zu sein, in jeder Minute aufhören zu können. Jeder gewissenhafte Mensch, dem an der Erfüllung seiner Pflichten gelegen ist, wird sein Haus immer so bestellt haben, daß er zu dieser

Abreise jederzeit bereit ist. Nicht nur kann es ihm sonst geschehen, Wichtiges unterlassen zu müssen: es giebt überhaupt nichts Unpassenderes und Peinlicheres, als in einer mindestens sehr unruhigen Stunde, welche nicht die letzte sein muß, aber die letzte sein kann, sich abzumühen, um ja nichts zu vergessen, und dessen, was noch geschehen kann, gut sich zu entledigen.

Jeder Vernünftige schätzt das Leben; aber er schätzt es nicht höher, als es werth ist, und am allerwenigsten wird er den Tod, die ewige Ruhe für ein Unglück halten. Er will nur seine kurze Spanne Lebens so gut als möglich ausfüllen. Hinterläßt er geliebte Wesen, für die er unersetzlich ist, dann ist dies, dann ist sein blutendes Herz sein Schmerz und nicht der Tod. Der Tod selbst ist nichts; nur für den Aberglauben ist er etwas und durch die gräßlichsten Bilder, welche die Phantasie in's Jenseit zeichnet, etwas Entsetzliches. Kommt das Lebensende in normaler Zeit, dann muß Einer wohl ein Schwachkopf sein, um es nicht mit Fassung hinnehmen zu können. Hat man schwer sein Lebensglück sich erkämpft, so wird man schließlich doch müde; und ist Einem Alles spielend gelungen, so kriegt man's noch leichter satt: in beiden Fällen aber brauchen wir nur ernstlich aller Jener zu gedenken, die es nicht entfernt so gut oder weit schlechter als wir gehabt haben, um zur Einsicht zu gelangen, daß wir zufrieden sein können. Wissen wir aber nicht mit Bestimmtheit, daß unser Ende gekommen ist, oder kommt es zu früh, und wüßten wir dem Leben noch etwas Liebes abzuringen; dann haben wir jeden Hoffnungsstrahl freudig zu begrüßen, weil es vernünftig ist, jedes letzte Theilchen unseres Daseins uns so erträglich zu machen als möglich. Es thun dies auch fast Alle, weil, wie gesagt, das Letzte, das der Mensch aufgiebt, die Hoffnung ist. Darum ist auch das Sterben nicht so schlimm, als so Viele sich's vorstellen, wenn nicht unsere Umgebung es uns erschwert. Wir hoffen, bis unser Hoffen abgelöst wird von einem Zustand halben Bewußtseins, der nicht viel ärger ist als ein böser Traum. Es kann aber dieser Zustand auch einem traumlosen Schlaf gleichen, und nicht mit Unrecht heißt der Schlaf der Bruder des Todes, der Schlaf, den Shakespeare „die Würze alles Lebens" nennt. Nur der Jahre lang gelitten oder mit Leib und Seele einer großen Arbeit gelebt hat, kennt den ganzen Werth des Schlafes, dieser wundervollen Quelle neuer Kraft. Ja — wird

man uns vielleicht einwenden —, wir freuen uns auf den Schlaf, nur weil wir sicher sind, wieder zu erwachen. — Gewiß, aber eigentlich doch nur, weil wir neue Kraft brauchen; während der Tod ein Schlaf ist, bei welchem wir entschlummern können mit dem Bewußtsein, keiner Kraft mehr je zu bedürfen.

Das Schlimmste sind die Menschen, die Einen nicht ruhig sterben lassen. Sie mögen es gut meinen, aber sie machen es schlecht. Verlangt Einer selbst nach den Tröstungen der Religion, so ist es eine Barbarei, ihn darnach sich sehnen zu lassen; aber man braucht darum nicht es ihm damit zu bestätigen, daß er am Ende seiner Tage sei. Gegen diese oft so unbarmherzige Barmherzigkeit weiß der Mutterwitz des Volkes durch den guten Glauben sich zu schützen, daß sehr oft das Begehren nach den Tröstungen der Religion genüge, um eine Todesgefahr abzuwenden. Läßt sich etwas Bezeichnenderes denken? Es giebt starke Charaktere, welchen es eine Nothwendigkeit ist, von ihrem nahenden Lebensende unterrichtet zu sein. Kennt man sie genau, so ist man verpflichtet, sie zu befriedigen; aber das sind seltene Ausnahmen. Die Meisten sind glücklich, wenn sie über das Sterben hinwegkommen, ohne darum zu wissen, und nichts hat uns je mit dem Verlust eines heißgeliebten Menschen so tief versöhnt, als das Bewußtsein, bis zum letzten Moment in ihm die Hoffnung wach erhalten zu haben, so daß das Leben hinschwand, ohne daß die leiseste Ahnung, in ernster Gefahr zu schweben, das arme Herz geängstigt hätte. Und endlich: stirbt der wirklich, der nicht weiß, daß er stirbt, und wenn man schon durchaus unsterblich sein will, ist das nicht auch eine Unsterblichkeit?

Selbst bei Krankheiten, deren Ende durchschnittlich ein gräßliches ist, kann ein schmerzloses Entschlummern eintreten. Daß manche aus Furcht vor dem Tode zum Selbstmord schreiten, ist ein böser Witz; was sie fürchten, ist das Sterben und nicht der Tod. Aber auch diese sind Ausnahmen. Der Mensch ist darnach angelegt, bis zur letzten Spur eines Bewußtseins zu hoffen. Woher das kommen mag? Wir wollen versuchen, eine ganz natürliche Erklärung dieser unschätzbaren Thatsache zu geben. Es ist eine der glücklichsten Eigenthümlichkeiten des Menschen, für das Gute, das ihm widerfährt, ein besseres Gedächtniß zu haben als für das Böse. Henry Maudsley, dessen Name in der Wissenschaft schwer

wiegt, erklärt diese auffallende Eigenschaft dadurch, daß sehr schmerzliche Affecte, da die davon berührten Organe eine theilweise Zerstörung erleiden, im Fall der Erinnerung nicht mit der ursprünglichen Lebendigkeit wieder aufleben, während wohlthuende Affecte Eindrücke hinterlassen, welche eine vollständige Reproduction gestatten. Dieser verschiedenen Erinnerungsweise verdanken wir ein Bild des Lebens, in welchem, mag auch der Verstand ein Ueberwiegen des Leidens constatiren, für das Gefühl das Angenehme vorherrscht. Nun ist aber die Hoffnung rein Gefühlssache, und unsere Neigung dazu, sowie deren Ausdauer findet in der von Maudsley so einfach erklärten Erscheinung eine, wie uns dünkt unanfechtbare Begründung. Den Fällen, in welchen die Hoffnung uns nicht getäuscht hat, bewahren wir eine lebhaftere Erinnerung, und auf dieser beruht die Unerschütterlichkeit, mit der wir immer wieder an der Hoffnung festhalten.

Man wird vielleicht eine gesuchte Seltsamkeit darin erblicken, daß wir, um von der Hoffnung zu sprechen, den Tod uns ausgewählt haben. Die Hoffnung, in diesem ganzen Buche den Werth der irdischen Glückseligkeit klarzulegen, hat selbst beim Tod uns nicht verlassen. Wir haben die Hoffnung nicht gesucht; sie selbst ist gerade da besonders freundlich uns entgegen gekommen, auch über das Ende des Lebens — etwas Anderes ist ja der Tod nicht — ihren Rosenschimmer ergießend. Und so wollen wir mit dem Fall schließen, in welchem, wie in keinem andern, der Mensch dem Ende seines Lebens in's Auge blickt, mit dem Selbstmord. Es ist ein gewaltiger Irrthum, anzunehmen, jeder Selbstmord sei immer gewollt. Jeder von uns, der sich selbst unbefangen zu beobachten versteht, weiß, wie oft wir zu wollen meinen, während wir im Grunde nur gewollt werden. Begreiflich ist allerdings jeder Selbstmord. Man braucht nur der Stärke eines Leidens die Schwäche des Individuums gegenüber zu stellen und zu berücksichtigen, wie wenig eine krankhafte Empfindlichkeit, ein schwacher Kopf, ein unselbständiger Charakter gegen einen wuchtigeren Ansturm gegebener oder leichtsinnig herbeigeführter Verhältnisse vermag: um einzusehen, wie eine an sich widernatürliche That zu einer natürlichen wird. Allein, wenngleich das Begreifen uns zum Verzeihen geneigt macht, so ist doch damit noch lange nicht die Billigung ausgesprochen. Und selbst das Verzeihen wird zu einem sehr mattherzigen in den

Fällen, in welchen jene nichtige Gewissenlosigkeit mitspielt, die über den Kummer, den der Selbstmörder allen ihn Liebenden verursacht, oder gar selbst über die Hilflosigkeit sich hinwegsetzt, in der er Angehörige zurückläßt, die auf seine Unterstützung angewiesen sind. Es würden, und besonders im jugendlichen Alter, weit seltener die Selbstmorde sich ereignen, wenn bei der Erziehung auf die Entwicklung der Charakterstärke besser hingewirkt und Allen klargelegt würde, wie unrühmlich — die Irrsinnigen kommen hier gar nicht in Betracht — die Unzurechnungsfähigkeit ist, mit welcher in den meisten Fällen eine feige Fahnenflucht entschuldigt wird. Das Recht, sich zu tödten, kann dem Menschen nicht bestritten werden. Es ist sein Leben, das er hingiebt; und die Macht, in den natürlichen Verlauf seiner Existenz gewaltsam einzugreifen, ist der sprechendste Beweis für die Selbständigkeit seines Willens. Aber eben weil das Leben das kostbarste Gut, ist dieses Recht das allerbedenklichste. Es erheischt die vollste Urtheilsklarheit, soll Einer mit zureichender Begründung sagen können, er habe vollauf am Leben genug. Wer kann wissen, ob nicht der nächste Augenblick seine Lage vollständig verändern und, was ihm heute als klug erscheint, nicht morgen als thöricht sich herausstellen mag?

Wie bei den meisten menschlichen Verirrungen, liegt auch bei dieser fast immer die Schuld in einem falschen Glückseligkeitsideal, wie es die herrschende Erziehung fast nothwendig mit sich bringt. Die Extreme berühren sich immer. Derselbe Grund, der die Einen unbedacht in den Tod treibt, erfüllt die Andern mit einer sinnlosen Todesangst. Zeitlebens haben sie nach eiteln Gütern gerungen, und jede Stunde sagt ihnen, daß sie noch nicht gelebt haben. Sie empfinden es klar, aber sie wissen nicht, woran es liegt; sie wissen nur, daß sie wahrhaftig leben möchten, und bringen es nicht zu Wege. Was Wunder, daß die Einen das Leben fliehen, das als ein ödes Nichts ihnen entgegengähnt, und daß die Andern im niederschmetternden Gefühl ihres eigenen Nichts den Tod als eine Vernichtung betrachten, die sie doppelt trifft und mit Grauen erfüllt? Für den Vernünftigen, der nach Kräften immer seine Schuldigkeit gethan hat, dessen Gewissen ruhig ist, und der im Schweiße seines Angesichts ein edles Loos sich erarbeitet hat, ist der Tod nichts als der Abschluß eines schönen, aber doch so mühevollen Lebens, daß er mit Dankbarkeit und ohne alle Trostlosigkeit

an das eines Tages unvermeidliche Lebewohl denken kann. Und so giebt es für den Vernünftigen nur Einen Selbstmord, den zu billigen er nicht umhin kann. Hat Einer durch eine unglückselige Verkettung der Umstände seine Ehre verloren, so kann er — wir meinen die Ehre, die uns kein Anderer und Jeder nur sich selbst rauben kann, und die, einmal verloren, unwiederbringlich ist — als Mann nicht mehr unter seinesgleichen leben, und handelt nur als Mann, wenn er eine ebenso zwecklose als unerträgliche Pein abschüttelt. Er zeigt damit, daß ihm wenigstens das Ehrgefühl geblieben ist, und kann erwarten, daß ihm kein Ehrenmann seine Achtung ganz entziehen wird. Selbst hier sehen wir die Hoffnung noch aufleuchten, und es ist kein trügerisches Aufleuchten.

Duldsamkeit.

Der Unduldsame ist unglücklich. Keiner lebt in so idealen Verhältnissen, daß er nicht ab und zu verkehren müßte mit Menschen, an welchen ihm Vieles widerwärtig ist. Wollen wir aufrichtig sein, so haben wir sogar zu gestehen, daß uns ganz recht nur die sind, welche wir lieben. Warum? Weil Alle, wie schließlich wir selbst, unangenehme Seiten haben. An denen, welche wir lieben, bemerken wir sie nicht, wenn wir nicht gar sie liebenswerth finden; und die uns lieben, sind ebenso liebenswürdig gegen uns. Es liegt dies im Zauber der Liebe, der aber, wenn sie echt ist, seine Grenzen hat; über diese hinaus artet sie aus bis zur Affenliebe. Man kann uns hier einwenden, daß wir alle Menschen lieben sollen. Das ist sehr schön wie alles „Sollen"; jedoch gerade die Liebe, die nie sich heischen läßt, weil sie auf wechselseitiger Freiheit beruht, zeigt uns die ganze Ohnmacht dieses Wortes, das die landläufige Moral zum Grundstein ihres Gebäudes gewählt hat. So allgemein aufgefaßt, daß wir sie allen Menschen entgegen bringen könnten, ist die Liebe keine Liebe mehr, wie überhaupt nur der wirklich liebt, der Wenige liebt. Der Ausdruck Liebe stimmt hier durchaus nicht. Weder die Liebe als Leidenschaft, noch die Liebe als Neigung kann hier gemeint sein, nicht einmal die verwandtschaftliche Liebe oder irgend eine Form der Freundschaft. Die Menschen, an welche wir hier denken, stehen eigentlich unserm Herzen ganz fern; ihre Person ist ist uns gleichgiltig. Darum sagt uns auch „christliche Liebe" zu viel. Als Charitas ist sie vor Allem Mildthätigkeit, und tritt sie verzeihend auf, so liegt für das, was wir hier meinen, etwas viel zu Vornehmes in ihr. Oder macht es etwa nicht den Eindruck einer demüthigenden Hoheit, wenn wir fremde Fehler „mit dem Mantel

der christlichen Liebe bedecken?" Was uns vorschwebt, kennt keine Hoheit; es ist nur gut, kann durch das bloße Beispiel jedem Kinde beigebracht werden, und heißt Duldsamkeit.

Zur eigentlichen Liebe tritt immer etwas Verblendung hinzu. Davon weiß die Duldsamkeit nichts. Ihr Auge sieht ganz klar, und ihr Geheimniß liegt darin, daß ihr die Fehlhaftigkeit aller Menschen kein Geheimniß ist. Aber es fällt ihr nicht ein, die Menschen bessern zu wollen. Sie nimmt sie freundlich hin, wie sie sind, weil ein untrügliches Etwas ihr sagt, daß sie nicht anders können. Wir denken da nicht an große Fehler, die auf ein anderes Blatt gehören, weil sie das Beisammensein unmöglich machen können. Wir denken an üble Gepflogenheiten, übertriebene Empfindlichkeit, schiefe Ansichten, die sich gern aufdringen. Jeder Widerspruch würde reizen, und die bloße Duldung verletzt, weil sie der Ausfluß einer Ueberlegenheit, in deren Natur es liegt, ihre Macht fühlen zu lassen. Die Duldsamkeit reizt und verletzt nie, weil sie einem aufrichtigen Verständniß für die Schwächen Anderer entspringt. Sie übt nicht wie die Duldung jene kleinliche Nachsicht, welche in auffallender Weise Alles bemerkt und dann gnädig verzeiht. Sie setzt einen Kreis großer Ideen voraus und ist viel zu erhaben, als daß sie es nöthig hätte, ihr mildes Walten bemerkbar zu machen. Sie ist nicht herablassend; zu sich zieht sie empor, und nicht durch das, was sie lehrt, durch das, was sie ist, leitet sie Andere auf die Wege, die sie wandelt. Neigung weckt sie für ihre Art zu fühlen und zu denken, und nicht ihrem, dem eigenen Wunsch folgt Jeder, der ihr Wesen sich zum Vorbild nimmt.

Glückselig ist die Familie, in die sie ihren Einzug hält, denn an der Hand führt sie ihr himmlisches Kind, den Hausfrieden. Mögen da noch so viel und noch so verschiedene Menschen beisammen wohnen, sie vertragen sich alle. Die den Streit wollen, suchen das Weite, weil sie ihn hier nicht finden. Aber das Weite zu suchen, ist nicht Jedem gegönnt, und für einen zartern Organismus kann ein Haus, in welchem nicht etwa heftiger Zank und Hader, sondern bloß die Aufregung kein Ende nimmt, welche kleine Rücksichtslosigkeiten hervorrufen, zu einer wahren Hölle werden. Je fleißiger Einer arbeitet, desto mehr bedarf er der Ruhe, um des vollbrachten Tagewerks froh werden zu können. Wer kennt sie nicht, die Eigenthümlichkeit des menschlichen Herzens — bei aller Geneigt-

heit, Beleidigungen zu verzeihen und nichts nachzutragen — die leichtesten Kränkungen schlummernd in sich zu bewahren, die bei jeder Berührung derselben Saite des Gemüthes alle wieder erwachen und eine immer längere Kette bilden, welche schließlich so lang und schwer wird, daß unter ihrem Druck selbst ein starkes Herz zusammenbrechen kann? Im Unaufhörlichen, im fort und fort Wiederkehrenden liegt's, daß die ganze Existenz allmählich vergällt und endlich unerträglich wird. Wo Duldsamkeit herrscht, sind diese Leiden unbekannt, weil die Duldsamkeit das Glück dessen, der sie übt, auf Alle überträgt, die mit ihm in Berührung kommen. Und die Sache ist darum von besonderer Bedeutung, weil von dem vielen Elend dieses Lebens, über das die Menschen so sehr klagen, der überwiegende Theil den Menschen von den Menschen bereitet wird.

Wir haben bislang das Wirken der Duldsamkeit in den engern Lebenskreisen betrachtet. Blicken wir nun in's öffentliche Leben und blättern wir in der Weltgeschichte. Ist nicht die Zeit, in welcher die Staaten begonnen haben, die Toleranz, aber nicht als bloße Duldung, sondern als die dem Gerechtigkeitsgefühl entspringende Duldsamkeit auf ihre Fahne zu schreiben, der Anbruch der eigentlichen Civilisation? Erst von da an gelangte die christliche Liebe zu ihrer weltlichen Bedeutung. Nichts hat den religiösen Glauben tiefer erschüttert als die Unduldsamkeit der Kirche, welche ganz in Widerspruch steht mit dem Geiste der vom Heiland ausgegangenen Lehre. Mögen auch Manche, von edler Begeisterung entflammt, die Kreuzzüge mitgemacht haben: wie sie von den Meisten aufgefaßt wurden, waren es rohe Raubzüge, bei welchen die Scheu vor friedlicher Arbeit in einer wüsten Abenteuerlichkeit sich gefiel. Zum wahren Glauben bekehrt wurde da wohl Niemand; denn wenn Einer mit Feuer und Schwert dazu genöthigt wurde, was war das für ein Glaube! Der ostensible Zweck war, das Grab des Nazareners den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Den Tempel, in welchem er gelehrt hatte, bekam man nicht zu Gesicht; den Erlösungstempel hat Jeder in der eigenen Brust sich zu erbauen, und die dafür keinen Sinn hatten, gelangten zum heiligen Grabe, nur um dort zur Seite des Erlösers den heiligsten Theil seiner Lehre zu begraben.

Wie viel echte Gläubige hat die heilige Inquisition dem Himmelreich gewonnen? Nicht Einen. Mit teuflischen Marterwerkzeugen verstand sie es, ihre unglückseligen Opfer einem Wahnsinn in die Arme

zu treiben, in welchem sie nicht mehr wußten, was sie sagten, und wenn sie es wußten, es nur sagten, um den Folterqualen zu entrinnen. In ihrer Unduldsamkeit verfolgte sie Alles, was in ihren Kram nicht paßte. Für sie gab es keine Wissenschaft, sobald diese nicht ihren Zwecken diente. Die Sonne mußte um die Erde sich drehen, weil es die Genesis so gelehrt hatte. Daß die Genesis aus chaldäischen Quellen geschöpft, war ihr freilich unbekannt; doch wäre es ihr auch bekannt gewesen, gelten lassen hätte sie es nicht. Was als bloßer Aberglaube sich herausstellte, blieb für sie reiner Glaube, weil die ganze Lehre, deren Eckstein die Nächstenliebe war, unter ihren rauhen Händen längst zu einem bloßen Aberglauben sich verunstaltet hatte. Als die Ausbeutung der Gläubigen durch die Kirche in einem Ablaßschacher, der alle Grenzen des Erträglichen überschritt, ihren unverschämtesten Ausdruck fand und die Reformation hervorrief, führte sie den Krieg gegen den gesunden Menschenverstand mit den Waffen der Gewalt, und die Leuchte, die ihr den Weg wies, war der Scheiterhaufen. So weit war es gekommen, daß man sagen kann: ohne die Reformation wäre das Papstthum untergegangen; aber der Scheiterhaufen war beiden Kirchen gemeinsam.

Wer kann diesen nennen, ohne der Hexenprocesse zu gedenken, die nach Hunderttausenden zählten, weil die Habsucht und Unduldsamkeit der Kirche auch die Laien ergriffen hatte. Die Zahl derer, welche wirklich für Zauberer sich hielten oder als solche sich ausgaben, verschwindet gegenüber den kaum mehr zählbaren Unglücklichen, die an Derartiges nie gedacht hatten. Die kirchliche Weisheit hatte ja die Tortur, um die Wahrheit zu hören, die sie hören wollte. Verfügten die Angeklagten über ein nennenswerthes Vermögen, so wurden sie so lange gefoltert, bis sie der Hexerei sich schuldig bekannten. Die Sache war so schlau eingerichtet, daß von dem eingezogenen Vermögen der Verbrannten zwei Drittel dem Grundherrn, ein Drittel den Geistlichen, Richtern, Angebern und Henkern zufiel. Kein Wunder, daß die Manie, den Hexenkünsten sich hinzugeben, in wohlhabende und gebildete Kreise drang, in welchen Niemand sie vermuthet hätte und thatsächlich auch nur jene sie zu suchen und zu finden wußten, denen daraus ein lockendes Geschäft erwuchs. Heute noch lassen sich urkundlich die Namen frommer Edelleute feststellen, welche durch ganze Reihen von solchen spielend zu gewinnenden Processen ihre zerrütteten Finanzen in die

beste Ordnung gebracht haben. Es währte dies bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts und darf von den Verehrern „der guten alten Zeit" nicht übersehen werden.

Damit aber die neueste Zeit an die Möglichkeit solcher Dinge glaube, taucht nun, wer weiß, zum wievielten Male, und mit einer, des rohesten Mittelalters würdigen Erbitterung, die Judenverfolgung wieder auf. Selbstverständlich giebt sie sich einen civilisirteren Namen und nennt sich Antisemitismus. Die innersten Triebfedern dieser Bewegung sind Habsucht und Neid. Da der Aufklärung unserer Zeit ein Hervorkehren des religiösen Moments widerstrebt, so wurde laut erklärt, der jüdische Glaube bleibe ganz aus dem Spiel, und nur der jüdischen Rasse gelte der Krieg. Daß die Antisemiten, seit der Clerus sich ihnen anschloß, den Namen „vereinigte Christen" angenommen haben, wirft nur auf den christlichen Charakter der Kirche ein seltsames Licht: an der Sache selbst wird dadurch nichts geändert, denn eigentlich gilt der Krieg dem jüdischen Gelde. Den Namen kehrt man je nach Bedarf hervor, und es ist natürlich, daß in einer Zeit, in der die Wogen des Nationalitätenstreites hoch gehen, diese Bewegung durch die Bezeichnung Rassenkampf Kreise erfaßt, in die sie sonst nie gedrungen wäre. Für die niedersten Volksschichten bleibt nach wie vor der Religionshaß das entscheidende Motiv und, bei der herrschenden Verarmung, die Aussicht auf Plünderung eine wirksame und altgewohnte Verstärkung des Fanatismus.

Die Gebildeten, welche zu zarte Hände haben, um an Gewaltthätigkeiten sich zu betheiligen, begnügen sich mit einem indirecten Vortheil. Sie fordern nichts, als daß der Jude von allen Geschäften und Unternehmungen ferngehalten werde, bei welchen er ihnen, sei es dann durch eine bessere Eignung, oder weil sie selbst sich nicht gerne stark anstrengen, in empfindlicher Weise Concurrenz macht. Um das Begehren plausibel zu machen, begründen sie es mit der Behauptung, daß die semitische Rasse gemeinschädliche Charaktereigenschaften aufweise, und fordern gesetzliche Abhilfe.

Wir begreifen die offenen und die geheimen Plünderer. Es geht ihnen schlecht, und sie wünschen eine rasche Verbesserung ihrer Lage. Die wir nicht begreifen, sind Jene, die von gesetzlichen Maßnahmen gegen die Juden einen Aufschwung der Civilisation erhoffen. Welche Menschenrasse weist nicht besondere Schwächen und Fehler

auf? Dafür hat jede ihre Vorzüge, und im allgemeinen Wettkampf werden alle ihr Bestes leisten. Die häufiger ein Gesetz übertreten, werden eben häufiger dem Arm der Gerechtigkeit verfallen; dazu bedarf es keines besondern Gesetzes. Alle Gesetze sind da für Alle, wie der Staat für Alle da ist und nicht bloß für Diesen und Jenen. Mit dem Beginne einer Ausnahmsgesetzgebung, die immer bedenklich ist, selbst wenn sie auf einen vorübergehenden Fall sich bezieht, betreten wir eine schiefe Ebene, auf welcher der Grundpfeiler des Liberalismus: Gleiches Recht für Alle, — keinen Halt mehr findet. Heute mir, morgen dir, heißt es dann. Der Liberalismus ist nicht der Hort der Ideale Einzelner: seine Ideale sind Ideale der Menschheit. Das Ideal, das sie alle umfaßt, ist die Civilisation; und da es diese ohne Capital nicht giebt, so ist es Pflicht, das Capital zu schützen. Der Antisemitismus ist der Krieg gegen das Capital, aber nicht im communistischen Sinn, um es zu vernichten, sondern um es in andere Hände zu bringen. Die retrograden Aristokraten, welche aus religiösen Gründen den „vereinigten Christen" sich anschließen, sind so tüchtige Nationalökonomen, daß sie unter Capital nur das Capital des Börsenspeculanten verstehen. Ihre Latifundien sind ebenso Capital wie jedes andere aus Geld oder Geldeswerth bestehende Vermögen, und käme eines Tages der von ihnen vertretene Grundsatz, der das Capital vogelfrei erklärt, zur Durchführung, so würde ihnen die Erfahrung nicht erspart bleiben, wie schön sich Capital schlagen läßt aus ihrem Grundbesitz, und wie nützlich ihnen die Erkenntniß gewesen wäre, daß die Duldsamkeit auch den schützt, der sie übt. Gewiß wird auch mit dem Capital Mißbrauch getrieben. Womit geschieht das nicht? Jeder Mißbrauch trägt aber sein Correctiv in sich, weil die Folgen nothwendiger Weise sich rächen. Uebrigens sind die schlimmsten Juden unter den Christen zu finden, und schon daraus erhellt, daß eine künftige Reform der Vermögensverhältnisse nicht von antisemitischen Grundsätzen ausgehen könnte. Der ganze Antisemitismus ist eine Begriffsverwirrung, zu deren weiter Verbreitung vielleicht am meisten die Kryptoantisemiten beitragen, die unter den Antisemiten, wie unter den Jesuiten die Kryptojesuiten, die schädlicheren sind. Sie scheuen es, durch offene Parteinahme sich zu besudeln, und unter dem Deckmantel der Unbefangenheit bethören sie die unklaren Köpfe, welchen sie die Frage als discutirbar darstellen und so die Zahl der

Unentschiedenen vermehren, die ann selbstverständlich den Antisemiten zugerechnet werden.

Den Juden wird Rücksichtslosigkeit im Erwerben vorgeworfen, und die christlich-antisemitische Bewegung beruht auf dem unchristlichen Princip: ich allein darf erwerben, und auch das spreche ich an, was Andere erworben haben. Es ist der Individualismus, wie die herrschende Moral ihn großzieht, für den die Gerechtigkeit ein leeres Wort ist. Wenn Max Stirner sagt: „Ich bin zu Allem berechtigt, dessen ich mächtig bin; bin ich nur mächtig, so bin ich schon von selbst ermächtigt" — so giebt er eben diesem Individualismus Ausdruck. Seine Uebertreibungen grenzen allerdings an Wahnsinn; aber vielleicht sagt man eines Tages von ihm, wie es von Machiavelli gesagt worden ist: nicht um eine Anleitung zu geben, um abzuschrecken habe er das Buch geschrieben. Dem Individualismus ergeht es, wie es dem Menschen selbst ergangen ist: auch der Mensch mußte erst aus dem Menschen sich emporringen. Der moderne Mensch wird der wahren Richtung folgen, sobald die Fesseln fallen, die in der frühesten Jugend ihn bedrücken und einseitig machen. Keinen wird man dahin bringen, zu glauben, daß für ihn sein Interesse nicht das Erste sei; dadurch drängt man ihn erst recht auf den Weg des verwerflichen Egoismus oder einer noch verwerflichern Heuchelei. Zur Erkenntniß seines wahren Interesses hat man ihn zu bringen, und zwar auf Grund von Gefühlen, die sein Wesen beherrschen. Von einem echten Wilden Humanität anzusprechen, ist aberwitzig, weil sie ihm widerwärtig ist. Für den echten Gebildeten ist sie Bedürfniß. Dem Einen geht sie gegen seine Natur, dem Andern ist sie zur zweiten Natur geworden. Weit mußte die Civilisation gediehen sein, damit die Humanität zur Erscheinung komme; es ist diese die Errungenschaft eines reich entwickelten Gefühls, und die schönste Perle in ihrem Diadem ist die Duldsamkeit.

Charakter.

Wiederholt haben wir auf den Charakter als auf den wichtigsten Factor beim Zustandekommen der Willenserscheinungen hingewiesen. Es ist aber gewiß nicht überflüssig, diesem Gegenstande ein eigenes Capitel zu widmen. Daß die äußern Reize, indem sie unsere Empfindungen hervorrufen, mit diesen die Thaten bestimmen, zu welchen wir übergehen, ist ganz richtig; aber damit wird dieses Geschehen nur in seinen äußersten Umrissen gekennzeichnet. Wäre damit Alles gesagt, dann würden alle Menschen auf dieselben Anregungen in gleicher Weise reagiren, und man wäre in der Lage, bei allen auf Grund der auf sie einwirkenden Motive ihre Handlungen vorauszusagen. Dem ist aber nicht so. Die Menschen werden durch die äußern und innern Anregungen je nach der Art ihres Charakters und der Tüchtigkeit ihrer Erkenntniß verschieden bestimmt. Ihre Erkenntniß oder die Klarheit des Urtheils, die ihre Vorstellungen und Begriffe, als welche ihnen die Dinge erscheinen, läuternd zusammenfaßt, übt einen maßgebenden Einfluß auf den Werth aus, den für sie die Dinge haben. Aber nicht von diesem Werth allein hängt es ab, welche Dinge am stärksten sie anziehen oder abstoßen. Wesentlich wirkt dabei mit die angeborene Eigenthümlichkeit und Energie, in der beim Einzelnen die verschiedenen Neigungen und Triebe auftreten und vorherrschen, deren individuelle Zusammenfassung den Charakter ausmacht.

Jeder Mensch kommt mit einem bestimmten Charakter zur Welt, der in seinen Grundzügen unabänderlich ist und als vererbt betrachtet werden kann. Die Thiere weisen durchschnittlich nur den Charakter ihrer besonderen Art auf, und allein bei den hochorganisirten sind Spuren eines individuellen Charakters bemerkbar. Bei

den Menschen unterscheidet man mehr oder weniger deutlich einen Charakter der Rasse und der Familie; er tritt jedoch zurück gegenüber dem individuellen Charakter, durch den der Einzelne zur bestimmten Persönlichkeit wird, und als dessen besondere Züge das von der Rasse und von der Familie Stammende aufzufassen ist. Dieser individuelle Charakter macht die Natur des Einzelnen aus. Durch diese Eigenthümlichkeit wird Jeder zu dem, was er ist und bleibt: sie bedingt das, was er thut und wie er es thut. Unser Charakter sind wir selbst, und haben wir bei dem, was wir thun, unsere fünf Sinne gesund beisammen, so sind wir uns bewußt, es selbst zu thun und als beachtenswerthe Person zu abdiciren, wenn wir nicht dafür einstehen. Dadurch, daß wir als die Thäter unserer Thaten uns bekennen, und deren Folgen auf uns nehmen, anerkennen wir unsere Verantwortlichkeit. Allerdings müssen wir in jedem einzelnen Fall das thun, was wir eben thun, weil wir der Kette der allgemeinen Causalität uns nicht entwinden können; allein die Eigenart unseres Charakters ist ein Ring an dieser Kette, und zwar gerade das schließlich entscheidende Moment, das, wodurch wir so und nicht anders handeln. Wir selbst sind so, und daran wird nichts dadurch geändert, daß auch unser Charakter, wie wir von Geburt und aus der Hand der Erziehung ihn überkommen haben, das Resultat unabänderlicher Causalreihen ist. Darum sind Staat und Gesellschaft, insofern sie es nämlich eben mit uns zu thun haben, gleich jedem Einzelnen, dessen Kreise wir stören, berechtigt, uns zur Verantwortung zu ziehen. Aber je aufgeklärter ein Staat ist, je unbefangener sein Urtheil die Determinirtheit des menschlichen Willens auffaßt, desto mehr wird er die Strafe als ein bloßes Unschädlichmachen auffassen. Die Wirkung bleibt dieselbe und ist eher eine günstigere, denn daß barbarische Strafen oft den entgegengesetzten Erfolg haben, ist bekannt; und nicht nur ist die bloße Einschränkung der persönlichen Freiheit als ein Motiv, das von einer bestimmten That abhält, schwerwiegend genug: je menschlicher das Urtheil ist, je machtvoller gestaltet sich der Eindruck, den es im Verurtheilten zurückläßt.

Daß der Charakter angeboren ist, kann jedes denkende Auge an den Kindern beobachten. Feigheit wie Standhaftigkeit, Verschmitztheit wie Geradheit, Verstocktheit wie Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit wie Unaufrichtigkeit zeigen sich im frühesten Alter. Der Hang

zur Lüge, zum Geiz, zur Freigebigkeit; das Leichtlebige, Schwerfällige; übergroße Empfindlichkeit für Beleidigungen, Neigung zum Zorn und zum Nachtragen; Dankbarkeit, Anhänglichkeit u. s. w. kommen bei ganz kleinen Kindern zur Erscheinung. Was eine richtige Kokette werden will, kokettirt schon als dreijähriges Mädchen; was ein tüchtiger Schlingel werden will, ist es schon als fünfjähriger Knabe. Daß eine sehr frühzeitig beginnende Erziehung sehr viel leisten kann, im Guten wie im Schlimmen, beweist uns wie nichts die Leichtigkeit, mit der man dem Kinde die Reinlichkeit zur Nothwendigkeit machen kann, und umgekehrt. Dem Kinde darf man aber nicht mit Gründen kommen. Auf das Gefühl hat man zu wirken, alles Unpassende zu verleiden und das durchaus Unstatthafte um keinen Preis zu dulden. Das Gute besonders angenehm zu machen, empfiehlt sich weniger, weil das Kind nicht wie ein Hündchen abgerichtet werden und nicht um der Belohnung willen gut thun darf. Wie gar viel Instinctives auf vererbte Gewohnheit zurückführt, so kann auch da, insofern es sich um Neigungen handelt, das Meiste auf dem Wege der Gewohnheit erlangt werden. Zudem sind bösartig zur Welt gekommene Kinder Ausnahmen und eignen sich die Menschen ihre verwerflichen Eigenschaften zum überwiegenden Theile erst in schlechter Gesellschaft an. Die eigentlichen Charaktereigenschaften beziehen sich weit mehr auf das Wie denn auf das Was. Es muß Einer nicht als Dieb geboren sein, damit ihm das Stehlen in früher Jugend so eigen werde, daß auch von ihm der Satz gelte: „Wer einmal stiehlt, ist sein Lebtag ein Dieb." Gar manche gute wie schlimme Neigung kann im Kinde einfach untergehen, weil sich nie Gelegenheit zu deren Entwicklung oder eine andere Neigung, zu der sie nicht paßt, besondere Pflege gefunden hat.

Vom angeborenen ist der erworbene Charakter zu unterscheiden. Er besteht aus jenen angeborenen Eigenschaften, welche in der Schule des Lebens sich entwickelt und vertieft haben und zur zweiten Natur des Individuums geworden sind. Während der angeborene, so zu sagen nur skizzirte Charakter theilweise sich modificiren läßt, ist der erworbene fertig ausgeprägt und unabänderlich. Wenn es etwas giebt, das umgestaltend auf ihn einwirken kann, so ist es allein die Liebe, mag sie dann als guter Engel oder als böser Dämon auftreten. Es weiß dieser mächtigste der Affecte zwei Menschen derart zu erfassen, daß der Eine in den Andern, selbst-

verständlich der minder energische in den energischeren, ganz übergeht. Es ist dies der einzige Fall, in welchem man über Charaktereigenschaften die Worte hören kann: Wie hat doch dieser Mensch sich verändert! Im Uebrigen hat Schopenhauer vollkommen Recht, wenn er als Beweis, nicht nur für die Unabänderlichkeit des Charakters, sondern auch dafür, daß diese allgemein, wenngleich oft unwissentlich anerkannt wird, den Umstand anführt, daß es in Fällen von Enttäuschung nie heißt: wie hat der sich geändert — sondern: wie habe ich in dem mich getäuscht! Man hatte ihn bis dahin falsch beurtheilt.

Nur für Jene, in deren Augen mit der Willensfreiheit als Wahlfreiheit die Sittlichkeit steht und fällt, ist diese Thatsache eine solche, die sie nicht zugeben können. Die Meisten helfen sich damit, daß sie zu widersprechenden Annahmen sich flüchten und die völlige Hebung des Widersinns von der Zukunft erhoffen. Am schwersten hat es der religiöse Standpunkt, insofern, wie mit dem Determinismus die Zurechnung, mit der Wahlfreiheit die göttliche Allmacht nicht sich vereinbaren läßt. Darüber war immer Streit unter den größten Theologen, und es liegt in der Natur dieses Streites, daß er nicht enden kann. Der heilige Augustin, der geistvollste der Kirchenväter, war Determinist mit Leib und Seele, und seine „Betrachtungen", die zu den interessantesten Arbeiten des menschlichen Geistes gehören, spiegeln wie nichts die Unmöglichkeit wieder, den Determinismus mit der Allmacht eines persönlichen Gottes in Einklang zu bringen. Kant hat durch die Aufstellung eines intelligibeln Charakters nur die Begründung der Verantwortlichkeit zu vertiefen gesucht, ohne an der Determinirtheit des Willens zu tasten, welchen auch er, insoweit es sich um das menschliche Thun und Lassen handelt, als dem allgemeinen Causalgesetz ausnahmslos unterworfen anerkannte.

Die Zähigkeit, mit welcher an der Willensfreiheit festgehalten wird, ist nur erklärlich durch die weite Verbreitung der Annahme eines Willens als eines für sich existirenden Vermögens. Daß es derartige Vermögen nicht giebt, hat Locke schon vor zwei Jahrhunderten sonnenklar dargethan. Unser Entschluß kommt jedes Mal dadurch zu Stande, daß unter den Motiven, welche für oder gegen eine Handlung auftreten, Eines — der gemeine Menschenverstand nennt es das ausschlaggebende — das stärkste ist, so daß

vor ihm die Andern zurückweichen. Was dann übrig bleibt, ist die Bestimmung unseres Handelns, und bezeichnen wir diese als das, was wir wollen, so sagen wir damit in Wahrheit nur, daß wir es sind, die also zum Handeln bestimmt werden. Was wir Willensstärke nennen, ist die Energie, mit der unser Charakter eine That vollführt, eine Stellung behauptet, ein Leiden erduldet. Immer ist es der ganze Mensch, der fühlt, denkt und will, und der Charakter ist die besondere Art, in der ein Individuum auf Grund seiner Eigenthümlichkeit und deren Erziehung einheitlich sich zusammenfaßt. An der Selbständigkeit, die wir naturnothwendig als Freiheit fühlen, ändert sich nichts dadurch, daß wir schließlich ein Ring sind an der allgemeinen Causalkette; denn nicht nur kommt diesem Ringe, den das Selbstbewußtsein durchleuchtet, eine eigene Bedeutung zu: es ist eine Thatsache, daß wir bei unsern Entschlüssen mitentscheiden nach Maßgabe der Weise, in welcher unsere Individualität auf die sie anregenden Motive reagirt. Wir wissen, daß ein anders gearteter Mensch an unserer Stelle anders gehandelt hätte, und eine edle That, die wir vollbracht haben, nennen wir mit Fug und Recht unsere That. Darum fühlen wir uns verantwortlich; und mögen auch Gedankenspalter darüber in Zweifel sein: niemals wird ein Mann von Charakter sich weigern, für seine Thaten einzustehen, weil er weiß, daß er mit ihnen seine ganze Persönlichkeit über Bord wirft.

Es beruht übrigens die Ansicht, daß es um den Menschen besser stände, wenn er einer Willensfreiheit im vollen Sinne des Wortes sich erfreute, auf einem Irrthum. Dann gäbe es vielmehr gar keine Sittlichkeit auf Erden, wie sie doch unter der Herrschaft des Causalgesetzes factisch zu Stande gekommen ist, und die allgemeine Willkür hätte zu einem Chaos geführt, das wir uns gar nicht vorstellen können. Alles menschliche Handeln wäre ein rein zufälliges; auf Keinen würde ein Verlaß sein; ein Zusammenwirken mehrerer Menschen zu gemeinsamem Zweck gehörte zu den Unmöglichkeiten. Dieselbe Schwierigkeit, die sich bei dem Versuch ergiebt, unsere Willensfreiheit mit der Allmacht Gottes in Einklang zu bringen, erhebt sich vor uns, sobald wir die Civilisation mit Anwendung eines so gänzlich unberechenbaren Factors uns erklären wollten. Man denkt einfach den Gedanken nicht aus, wenn man meint, es könne neben dem Causalgesetz einen von ihm unabhängigen

Willen geben, der es nach Belieben durchbrechen kann. Giebt es diesen, so giebt es eben kein Causalgesetz. Da bliebe nichts übrig als die Annahme einer göttlichen Weltlenkung, welche die Stelle einer allgemeinen Causalität vertritt, und da müßten wir wieder auf die Willensfreiheit verzichten, weil sie neben dieser Causalität so wenig bestehen kann als neben der andern.

Es ist nun einmal das Loos des Menschen, zu einem klaren Begriff der Dinge um ihn her und seiner selbst nur gelangen zu können, wenn er sich selbst und die Dinge um ihn her auf Grund der ihm eigenen Auffassungsformen: Raum, Zeit und Ursächlichkeit, — als Erscheinungen denkt und in Zusammenhang bringt. Wäre er anders organisirt, so würde er sie anders auffassen; wie immer er aber organisirt wäre: immer könnte er die Dinge nur auffassen in Gemäßheit seiner Organisation und nie, wie sie an sich sein mögen. Für ihn kann es aber doch nur von Interesse sein, zu wissen, was diese Welt für ihn ist. Was sie nicht für ihn ist, kann sie für ihn ebenso gut nicht sein. Die nach der Lösung des sogenannten Welträthsels streben und herausklügeln wollen, wie die Welt an sich sei, zerbrechen sich die Köpfe im Interesse von Wesen, die auch nichts davon hätten, weil für sie die Welt, falls sie sie anschauen könnten, wieder eine andere wäre. Der Mensch kann daher ganz damit zufrieden sein, daß er, dank dem großen Kant, in der Lage ist, die Dinge dieser Welt in einer für ihn widerspruchslosen Weise aufzufassen. Seit Darwin hat er auch eine ganz klare Vorstellung von der Entstehung der Arten und seiner selbst. Weist auch die Entwicklungslehre noch manche Lücke auf: die Entstehung des Menschen hat sie festgestellt und bietet mit dem idealen Weltbilde Kant's eine wissenschaftliche Grundlage, zu der die metaphysischen Systeme früherer Zeiten sich verhalten wie die Träume zur Wirklichkeit.

Die Unabänderlichkeit des Charakters, weit entfernt, eine Beschränkung unseres Wesens zu bedeuten, ist vielmehr unsere Rettung. Sie gewährt dem Individuum eine Selbständigkeit, die es in einer schwankenden Freiheit nie finden würde, und die es ihm ermöglicht, sich als ein Wesen für sich zu behaupten. Mitten im Fluß eines fortwährenden Entstehens und Vergehens erhebt es sich zu einer Macht, mit der gerechnet wird. Hat es einmal durch Erfahrung die Tüchtigkeit seines Charakters erkannt, so weiß es, was es

wagen darf, und die seinen Charakter erprobt haben, wissen, was seine Individualität werth ist. Darum ist das Wichtigste am Charakter dessen Festigkeit. Sie bedingt unser Selbstvertrauen und das Vertrauen, das Andere in uns setzen. Charakterlos ist Niemand. Was man so nennt, ist nur ein unausgesprochener und unverläßlicher Charakter, mit dem nichts Rechtes zu beginnen ist. Die Erziehung hat vor Allem der Zerfahrenheit des Charakters, die durch das Hervortreten nicht zusammen gehörender Eigenschaften entsteht, entgegen zu arbeiten und dem heranreifenden Herzen Gelegenheit zu geben, seine Eigenart zu bethätigen. Auch der Charakter will geübt sein, und damit kann man ganz unbemerkt beim Kinde beginnen, indem man es in Lagen versetzt, die ihm Gelegenheit geben, seine moralische Kraft zu erproben und sich daran zu erfreuen.

Es giebt Eigenschaften, die dem Einen in weniger ausgeprägter Form anhaften als dem Andern oder, wenn man will, zu welchen der eine Organismus besser sich eignet als der andere; wie günstig aber auch die individuelle Anlage sein mag: wird sie nicht geübt, so entfaltet sie sich nicht. Dabei dürfen wir die Contraste nicht übersehen, die oft durch extreme Beispiele bewirkt werden. Wenngleich für gewöhnlich der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, so kann doch ein Kind, durch den Anblick der Folgen erschreckt, in der Umgebung von Verschwendern zum Geizhals, in der Umgebung von Geizhälsen zum Verschwender werden. Mit den Thätigkeiten, auf welchen unsere Seelenstärke beruht, verhält es sich genau wie mit den Muskeln, die unsere Körperkraft ausmachen. Und so ist z. B. der Muth größtentheils Sache der Gewohnheit. Warum sind die Knaben meistens weniger couragirt als Mädchen gleichen Alters? Weil, während das Mädchen ganz unbefangen das bißchen Muth, worüber es verfügt, frei walten läßt: der Knabe, aufwachsend im Bewußtsein, zum Muth berufen zu sein, sich ungern damit hervorwagt, so lange er nicht tüchtig ihn erprobt hat, was nur allmählich im Lauf der Zeit möglich ist. Das Leben bietet ihm auch dazu weit mehr Gelegenheit als dem Mädchen; und gesetzt, das Mädchen habe von Haus aus mehr Muth als der Knabe, wie es überhaupt rascher sich entwickelt: die größere Uebung, welche allerdings durch die größere Körperkraft unterstützt wird, macht den Mann muthiger und besonders ausdauernder im Muth als das Weib, welches da-

gegen — auch durch Gewohnheit — ausdauernder ist im Ertragen von Leiden. Man setze einen Seemann, der kein geübter Reiter ist, aber im furchtbarsten Sturm jederzeit die muthigste Kaltblütigkeit an den Tag legt, auf ein arioses Pferd, und Angst erfaßt ihn, und er verliert den Kopf. Und gerade so ergeht es dem kühnsten Reiter, der nie einen Seesturm mitgemacht hat, und auf einem Schiff plötzlich sein Leben in den Händen eines ihm fremden Elements erblickt.

Nicht anders verhält sich's mit der Standhaftigkeit, die ebenfalls geübt sein will, weil sie weit mehr Sache der Nerven und des Gemüthes als der Reflexion ist. Die klarste Reflexion bringt es für sich allein nur zu logischen Schlüssen und nicht zu ethischen Entschlüssen; ihr Resultat ist das bekannte: sollen und nicht können. Diese Halbheit ist die nothwendige Folge der dualistischen Weltanschauung, die dem Menschen eine für sich existirende Seele vindicirt, die er nicht hat, und im Bestreben, einen Engel heranzubilden, den Menschen verliert. Wir sind gewiß die Letzten, den Werth der Erkenntniß zu unterschätzen: wir verschließen uns nur nicht der Einsicht, daß sie auf eine Klärung unserer Vorstellungen, unserer Begriffe und unseres Urtheils sich beschränkt. Gewiß ist es von hoher Bedeutung, daß dadurch der Werth, den die Dinge für uns haben, festgestellt wird und mit ihm die Wirkung, die sie auf uns ausüben; allein die Weise, in welcher das Individuum auf diese Wirkung reagirt, wird schließlich durch den Charakter entschieden. Ist dieser ethisch entwickelt, so verwandelt sich das traurige: sollen und nicht können, — in ein freudiges: ich werde können. — Da wird man fragen: ob es da nicht doch auch ein „Sollen" gäbe, das dem Betreffenden vorschreibt, was er zu thun habe? — Gewiß giebt es auch da noch ein „Sollen", aber in einer ganz andern Bedeutung. Sein Inhalt ist das Ideal, das dem ethisch erhobenen Menschen die Richtung giebt; dieser Inhalt bezieht sich aber in erster Linie nicht auf das, „was" wir zu thun haben, weil ihm „wie" wir sind, das Wichtigere ist. In Folge dessen ist es nicht das Vorschreiben, das uns bestimmt, sondern die Art unserer Heranbildung. Geht man vom „Sollen" aus, so ist das Entscheidende ein von außen kommender Befehl; bei der hier vertretenen Auffassung ist das Entscheidende der innere Antrieb unserer Individualität. Eigentlich ist Letzteres auch beim Standpunkt des „Sollens" der

Fall und liegt der Unterschied nur darin, daß wir, was dort nicht zugegeben wird, offen als wahr anerkennen. In praktischer Beziehung ist unsere Unterscheidung darum von hohem Werth, weil, während der mit dem dunkeln Gefühl einer Doppelnatur Herangebildete dem „Sollen" gegenüber von einer Gewissensfolter zur andern schwankt: bei dem im klaren Bewußtsein seiner Einheitlichkeit Herangewachsenen dagegen das Wort des Apostels zur Geltung kommt: daß er „sich kein Gewissen macht in dem, das er annimmt". Auch dieser hat ein Gewissen, aber es wurzelt in nichts Uebernatürlichem; auch Kämpfe besteht er, aber nicht mit unfaßbaren Mächten. Der ihm durch die Erziehung zur zweiten Natur gewordene Altruismus ist seine eigene Natur, weil er ihn nicht als etwas Fremdes, von außen ihm Aufgedrungenes, sondern als die Fortentwicklung seines eigenen Egoismus erkennt. Darum ist es das Erste, diesen nicht zu bekämpfen, sondern ihn zu läutern, damit der Mensch wisse, daß er aus sich selbst zu handeln hat. Treffend sagt Wundt in seiner Ethik: „Aus lauter Nullen läßt sich keine Größe bilden. Wenn das individuelle Lustgefühl als solches sittlich werthlos ist, so ist es auch das Lustgefühl Vieler und Aller. Der Altruismus ist daher nichts als ein erweiterter Egoismus." (S. 428.) Den Egoismus gilt's zu erziehen; denn schließlich ist es immer die Lust, die uns antreibt, und die Unlust, die uns zurückhält. Demjenigen, dem ein edles Glückseligkeitsideal zu Blut von seinem Blut geworden ist, verwandelt sich das machtlose „Sollen" in ein machtvolles „Müssen". Und für Jene, die hier uns wieder zurufen, das alles sei und bleibe paradox, haben wir ein herrliches Wort Schopenhauer's, mit dem wir schließen wollen. „In allen Jahrhunderten hat die arme Wahrheit darüber erröthen müssen, daß sie paradox war: und es ist doch nicht ihre Schuld. Sie kann nicht die Gestalt des thronenden allgemeinen Irrthums annehmen. Da sieht sie seufzend auf zu ihrem Schutzgott, der Zeit, welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber dessen Flügelschläge so groß und langsam sind, daß das Individuum darüber hinstirbt."

Weisheit.

Die Weisheit unterscheidet sich dadurch von der Klugheit, daß sie keine Zwecke sich setzt, welche eine ungewöhnliche Zuspitzung des Verstandes erheischen. Die Klugheit ist nur Jenen unerläßlich, die nach Reichthümern, Aemtern und einem weiten Kreis von Freunden streben. Der Weise hat wenig Bedürfnisse, verlangt nach sehr wenig Freunden, und was er braucht, erwirbt er sich am liebsten als unabhängiger Mann durch eine gemeinnützige Arbeit. Arbeiten muß er, weil das die Grundbedingung seiner Zufriedenheit ist, und Alles, was er anstrebt, ist ein möglichst gesichertes, friedliches Glück. Hat ihm die Natur nur etwas leichten Sinn gewährt, der im Blut zu liegen scheint, weil keiner sich ihn geben kann, so langt er mit einfachen Grundsätzen aus, ohne zu den Kunststücken stoischer Parforce-Vernunft greifen zu müssen, durch die man zu einer Seelenruhe von sehr zweifelhaftem Werthe gelangt.

Damit wollen wir durchaus nicht jenen classischen Weisen zu nahe treten, welchen wir in so vielen Stücken die wärmste Bewunderung zollen. Hier gleich ein kostbares Wort des herrlichen Marc Aurel: „Laß dich das Zukünftige nicht anfechten! Du wirst, wenn's nöthig ist, schon hinkommen, getragen von derselben Geisteskraft, die dich das Gegenwärtige beherrschen läßt!" Wir kennen, in der That, nichts Thörichteres, als wenn sich Einer wegen etwas Zukünftigem, das er fast nie mit Sicherheit voraussehen mag, einem ernsten Kummer hingiebt. Es ist dies eine sehr weit verbreitete Gepflogenheit, die man jedoch nicht immer für baare Münze nehmen darf. Das Erwarten des Unangenehmen ist bei Vielen nur eine gewohnte Redensart, mit der sie nicht tiefer sich beschäftigen. Andere halten es für einen Beweis von Bildung, mit welchem sie gerne Staat

machen. Diesen ihre Freude zu verderben, wäre unrecht. Nimmt aber Einer die Sache völlig ernst, so giebt er damit nur einen Beweis von schwachem Verstande. Es ist sehr wenig Geist erforderlich, um einzusehen, daß wir, einem Kummer uns hingebend, der erst zu kommen hat, wenn er kommt, ohne Noth das Leiden verlängern, und wenn er nicht kommt, ohne Grund ein ganz unnöthiges Leid uns zufügen. Die Sache mag oft in einer krankhaften Schwarzseherei ihren Grund haben; aber da wundert es uns, daß die Menschen, die wegen jeder Kleinigkeit ärztliche Hilfe ansprechen, eine so beklagenswerthe Krankheit unbeachtet lassen.

Es führt uns dies zu einem verwandten Punkte, der sich ebenfalls um die ärztliche Hilfe dreht und manchem unserer Leser ebenso unbedeutend erscheinen dürfte wie dieser. Allein die Weisheit — wir handeln eben nicht von der Weltweisheit oder Philosophie im Großen, sondern von der Weisheit, die auch Lebensweisheit genannt wird — ist mitunter sehr hausbacken, geht allen Größen aus dem Wege und hat ein sehr scharfes Auge für Kleinigkeiten, welche das Leben erschweren können. Dahin gehört auch die irrige Ansicht Vieler, daß man ganz gesund sein müsse. Vollkommen gesund ist Niemand und braucht auch Niemand zu sein. Der so gesund ist, daß er, ohne sich zu schaden, seiner Arbeit obliegen kann, ist hinlänglich gesund. Nur bei einem bedenklichen Uebel ist es rathsam, all' den Rücksichten sich zu unterwerfen, die das wirkliche Krankseln erheischt, will man nicht, wie der Lateiner sagt: um des Lebens willen die Zwecke des Lebens hingeben. Da heißt's eben streng unterscheiden zwischen eigentlichen Krankheiten und bloßen Zuständen. Diese letzteren hat man zu ertragen und als Uebung in der Geduld zu benützen, deren man nie zu viel hat. Die meisten Zustände haben ohnehin ihren Grund im Müßiggang, und diesen kennt der Weise nicht. Wird er krank, so überläßt er die Krankheit dem Arzt und macht es wie Epikur, der, wenn das Uebel es nur halbwegs erlaubte, wie gewöhnlich seinen Arbeiten oblag, mit den ihn besuchenden Freunden nie von seinen Leiden sprach, so daß sie herrlich sich unterhielten, und er selbst, das Bewußtsein gänzlich andern Vorstellungen zuwendend, gar keinen Schmerz empfand. Zudem scheint im Leiden eine Lehrkraft zu liegen; denn, bis auf einen gewissen Grad unglücklich gewesen zu sein, erleichtert das Glücklichsein: man lernt das Gute ganz anders schätzen.

Man wird vielleicht unsere Unterscheidung zwischen Krankheiten und Zuständen nicht gelten lassen, einwendend, auch die Zustände seien krankhafte Processe. Gut; wir geben das zu, rechnen sie aber zu den Processen, bei welchen ein gütlicher Vergleich das Gerathenste ist. Betritt man den Weg des Kampfes, so wird der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen, wird krank durch die Mittel, und da gerade diese Kämpfe um's Wohlbefinden die langwierigsten sind, so können sie leicht einem Individuum, das ein hohes Alter hätte erreichen können, ein vorzeitiges Ende bereiten. Mit einer wirklichen ernsten Krankheit verhält sich's ganz anders: sie greift um sich, und hört sie nicht auf, so hört das Leben auf. Der Zustand greift höchst selten um sich und kann, da die Umgebung der leidenden Partie sich allmählich der Veränderung anpaßt, bis in's höchste Alter dauern. Schöne Aussicht! — ruft da Mancher. Der Weise dagegen sagt: je länger ein solcher Zustand dauert, desto besser.

Der Weise hat eben den großen Vortheil, daß er eine innere Welt sich zu schaffen weiß, deren Kreise ihm Niemand stören kann. Von da aus erscheint ihm das Leben immer als schön, und daß er nur einmal lebt, vergißt er nie. Keine Feinde zu haben ist eine Grundbedingung seines Glückseligkeitsideals. Darum kann er keinen Streit brauchen, und weit lieber findet er sich in ein kleines Unrecht, als daß er in einen großen Proceß sich einließe. Er billigt es, daß streitbare Naturen bei der geringfügigsten Gelegenheit bereit sind, den „Kampf um's Recht" auszufechten, weil es zu geschehen hat; aber nur, wenn dazu kein Anderer da wäre, würde er sich dazu hergeben. Sein Naturell ist eben kein kampflustiges, und ihm ist es zu klar, daß alle Menschen nur so sein können, wie sie sind, als daß er im Stande wäre, ihre bösen Seiten sich zu Herzen zu nehmen. Darum, wenn es ihn manchmal bedünken will, Alles in Allem sei er besser als die Mehrzahl der ihm genau bekannten Menschen, bildet er sich gar nichts darauf ein. Er freut sich dessen nur, und mit einem Gefühl der Dankbarkeit gegen das günstige Geschick, das ihn so werden ließ, findet er einen unwiderstehlichen Reiz darin, nach Möglichkeit sich zu vervollkommnen. Allein gerade seine Herzensgüte ist der Grund, aus dem hin und wieder eine That ihn derartig empört, daß er — dann aber auch immer mit Recht und gutem Erfolg — in einen heiligen Zorn geräth. Er weiß gar gut,

wie lächerlich und immer im Nachtheil der ist, der beim geringfügigsten Anlaß aufbraust; darum hat er sich in seiner Gewalt. Seine Theilnahme für alles Schöne und Edle ist eine lebendige. Er geht nicht passiv in die Allgemeinheit auf. Individualistisch entwickelt, umfaßt er sie vielmehr, und ist ihm schöpferischer Sinn verliehen, so strebt er nach Wenigem, in diesem Wenigen aber nach möglichster Vollendung, um darin fortzuleben, wann er aufgehört haben wird, dafür zu leben.

Dem Weisen liegt nichts ferner, als den Lebensgenüssen zu entsagen; aber er genießt mit Maß und giebt sich mit Vorliebe den Genüssen des Geistes hin, die niemals eine Unlustempfindung, dagegen immer ein Gefühl der Bereicherung hinterlassen, weil mit dem Unbedeutendsten eine Erweiterung des Gedankenhorizontes verbunden ist. Das Einzige, das die geruhige Existenz des Weisen gefährden kann, ist seine Stellung zur Gemeinnützigkeit. Es würde ihm nicht als Leben gelten, wollte er sich nach Art des nur Klugen ganz auf sich zurückziehen und nur auf sich selbst bedacht sein. Der Fortschritt der Menschheit ist ihm heilig und dafür zu wirken unerläßlich. Wie bescheiden aber auch das Maß seiner Thätigkeit nach dieser Richtung sein mag — ein eigentlicher Mann der That ist er ja nicht —, schwere Enttäuschungen bleiben ihm nicht erspart, und es kommen Zeiten, in welchen er die Führer nach rückwärts fortschreiten sieht. Darein sich zu finden, ist für den Weisen, wie frei sein Humor auch sein mag, vielleicht die härteste Zumuthung. Aber schon Marc Aurel zeigt ihm, wie kindisch es sei, zu sagen: „Alles Natürliche sei bestimmt, sich zu verändern, und dann, wenn irgendwo eine Veränderung vor sich geht, darüber sich zu verwundern oder gar zu betrüben." Dem Natürlichen gegenüber, das nach ewigen Gesetzen sich vollzieht, giebt es nur Spinoza's: „Nicht weinen, nicht unwillig werden, sondern einsehen". Einsehend, daß jede Veränderung nur in Gemäßheit der gegebenen Bedingungen erfolgen kann, begreift schließlich der Weise alles Geschehen, und was er begreift, hat über ihn keine Macht. Mit diesem Grundsatz muß er über so manchen Schicksalsschlag sich hinweghelfen, den nichts wieder gut macht. Blickt er dagegen zurück in die Vergangenheit der Menschheit, so sieht er die greulichsten Rückschritte immer wieder dem Fortschritt das Feld räumen, und er kann es nicht bezweifeln, daß das Banner der Vernunft sieghaft sich wieder erheben wird.

Nach großen Zeiträumen hat man die Weltgeschichte zu beurtheilen; die Uranfänge sind scharf in's Auge zu fassen, soll die Leistung der Erdbewohner nach Gebühr gewürdigt werden. Mit allen ihren Mängeln ist die Civilisation bewunderungswürdig. Die Neuerer, welche sie am liebsten vertilgen möchten, um Raum zu schaffen für unrealisirbare Hirngespinnste, stecken, ohne es zu ahnen, noch immer in der alten Schöpfungstheorie, nach welcher die ganze Welt in sieben Tagen fertig gebracht wird. Ihr Ziel erreichend, würden sie auch am besten die Geschäfte der officiellen Vertreter der alten Schöpfungstheorie besorgen, welchen mit mehr Grund die moderne Civilisation ein Greuel ist. Glücklicherweise steht diese so fest als die Welt selbst, deren Kind sie ist. Der Weise beklagt gar Manches auf dieser Welt, aber graue Haare läßt er sich darüber nicht wachsen, und am allerwenigsten ist ihm bange um die Menschheit: diese hat noch immer sich zu helfen gewußt. Wann dies oder das besser werden wird? Ein solches Wann ist von Bedeutung nur für den, dessen Streben der eigenen Person gilt. Das ist nicht der Fall des Weisen.

Kunst.

Kunst kommt von Können, und in ihr bringt der Mensch das Höchste zur Erscheinung, das er in Bezug auf Form zu leisten vermag. Der Trieb dazu läßt schon bei den Thieren sich beobachten. Beim staunenswerthen Nestbau der Vögel könnte die hochentwickelte Thierart, die sogar recht auffallende Spuren einer Befähigung zur Sprachbildung aufweist, zur Annahme verführen, es wirke dabei ein Bewußtsein mit, d. h. der Vogel gebe sich beim Nestbau Rechenschaft von dem, was er thut. Allein wir kennen Raupen, deren Organisirung tief unter der des Vogels steht und die, um sich einzupuppen, ein Gewebe anfertigen, das, genau besehen, noch weit staunenswerther ist als das Vogelnest. Daß sie dabei gar nicht denken, gar nicht wissen, was sie vorhaben, zeigt zur Genüge ein von P. Huber untersuchter Fall. Dieser feine Beobachter nahm eine solche Raupe aus ihrem bis zum dritten Theile vollendeten Gewebe und setzte sie in das einer andern, welches schon bis zum sechsten Theile fertig war. Weit entfernt, dies zu bemerken und Vortheil daraus zu ziehen, zeigte sie nur eine gewisse Befangenheit über die neue Lage, nahm aber ihre Arbeit beim dritten Stadium genau dort, wo sie sie verlassen, wieder auf, um von da aus das nahezu fertige Werk zu Ende zu führen.

Die Eltern, welche längst nicht mehr da waren, als die Raupe aus dem Ei kroch, hatten ihr diese Fertigkeit nicht beigebracht. Wir haben es da nur mit dem zu thun, was wir, um durch Unterscheidung zu einem klaren Begriff der geistigen Thätigkeit zu gelangen, Instinct nennen. Daß dieser kein Denken ist, geht am schlagendsten daraus hervor, daß er dem Irrthum nicht unterworfen ist. Irrt er, so geschieht es nur, wenn theilweise eine Art Denken

sich ihm zugesellt. Darum können wir ihn nur auffassen als beruhend auf einer sich vererbenden Gewohnheit des Protoplasma, Eindrücke zu behalten und in bestimmter Weise mit naturgesetzlicher Sicherheit darauf zu reagiren. Dieses Behalten der empfangenen Eindrücke können wir bildlich als ein Gedächtniß bezeichnen. Die, im Vergleich zum Reagiren des Anorganischen, höhere Form, in welcher das bereits organisirte Protoplasma reagirt, nennen wir Empfindung. Dieser ist keinerlei Bewußtsein eigen; legen wir es ihr bei, so machen wir sie selbst zu etwas Unerklärlichem, verzichten zugleich auf alles Begreifen des Bewußtseins und lassen uns in einen Vorstellungskreis ein, welchen A. Riehl treffend die latente Metaphysik des Materialismus nennt. Geben wir ein solches Bewußtsein zu, so öffnen wir dem Mysticismus und seinen tollsten Ausgeburten Thür und Thor. Wir können daher das Bewußtsein und mit ihm die Beseelung erst dort beginnen lassen, wo das Protoplasma zu einem central organisirten Individuum sich entwickelt hat. Im Centrum des Nervensystems eines solchen Individuums wird die Empfindung des Theils zur Empfindung des ganzen Individuums, welches dadurch zu einer Vorstellung dieser Empfindung kommt: das Individuum fühlt sie, es weiß von ihr, es wird sich deren bewußt. Dadurch wird das Bewußtsein und die mit ihm gegebene Seele nicht zu etwas Ueberirdischem; denn wir legen dieser Erscheinung keinerlei besondere Wesenheit bei: wir erfassen einfach das Psychische als das Ergebniß einer an sich indifferenten Function des in einer bestimmten Weise organisirten Protoplasma.

Ebenso wenig als beim Bewußtsein, mit welchem wir die eigentliche Beseelung des Individuums beginnen lassen, denken wir bei der geistigen Thätigkeit, die nur eine höhere Stufe derselben Entwicklung ist, an einen neben, in oder über der Materie für sich existirenden Geist. Zu einem hochdifferenzirten Gehirn tritt ein entsprechend hochdifferenzirter Kehlkopf hinzu; aus der Wechselwirkung beider ergiebt sich die Möglichkeit einer wirklichen Sprache; erst mittels der Sprache wird das Subject sich selbst zum Object, wird das Bewußtsein seiner selbst sich bewußt und dadurch zum Selbstbewußtsein. Beim Elephanten wäre das richtige Gehirn da, jedoch der Kehlkopf ist nicht brauchbar; beim Vogel wäre der Kehlkopf brauchbar, allein das Gehirn entspricht ihm nicht. Und um Haeckel's Erklärung des Menschengeistes zu vollenden: die Hand

mußte hinzukommen, um das Gedachte zu verwirklichen, der aufrechte Gang, um dem Verwirklichten Geltung zu verschaffen. Das gesammte Denken mit allen seinen Werken, die Geistesarbeit, welche den Menschen zum Herrn der ihn umgebenden Welt erhoben hat, ist nichts als Fortentwicklung der bewußt gewordenen Empfindung. Zu dieser Fortentwicklung sind aber eben bestimmte Bedingungen erforderlich. Wozu lehrt uns die Physiologie, welche Organe das Denken bedingen, wenn wir das Protoplasma auch ohne diese Organe denken lassen können? Und das geschieht, wenn wir das instinctive Thun als ein denkendes Handeln auffassen.

Gegen diese Auffassung des Bewußtseins spricht nur Eines. Nehmen wir auch an, es setze das auf ein paar Gegenstände sich beschränkende Denken mancher Thiere nur ein paar Gehirnorgane voraus, so bleibt doch noch gänzlich unaufgeklärt das Gebahren jener niedern Thiere, bei denen weder ein Nervensystem noch eine Centralisirung von Organen nachweisbar ist, wodurch gewisse, augenscheinlich zweckmäßige Bewegungen uns begreiflich würden. Da hätten wir es nun mit dem Protoplasma zu thun, von welchem Haeckel entdeckt hat, daß es nahezu ausschließlich die Leibesmasse der niedersten Lebensformen bildet. An dieses allein kann sich hier die exacte Wissenschaft mit ihren Fragen wenden, und Wilhelm Preyer's Verdienst ist es, durch eine wahrhaft geniale Unterscheidung[1]) Licht gebracht zu haben in dieses tiefe Dunkel. Vom Protoplasma sagt er: „Jedenfalls ist es etwas höchst Veränderliches, jedenfalls keine chemische Verbindung, sondern ein überaus complicirtes Gemenge von festen und flüssigen Körpern, die in fortwährender Zersetzung, in stets wechselnden Dissociationen, Substitutionen, Synthesen begriffen sind." Nach Preyer besteht zwischen dem Protoplasma der Pflanzen und dem der Thiere keine wesentliche Verschiedenheit, insofern ihre Unterschiede nur durch die verschiedenen Lebensverhältnisse bedingt sind. Ebenfalls durch die Lebensverhältnisse unterscheidet sich nach ihm die Thätigkeit des Protoplasma der frei beweglichen amöboïden Zellen von der Thätigkeit desjenigen, das in einem bestimmten Lebewesen ein einheitliches Protoplasmagerüst bildet. Jenes nennt er das Mikroplasma, dieses das Makroplasma, und der Eigenthümlichkeit, welche das letztere durch seine

[1]) „Naturwissenschaftliche Wochenschrift" vom 5. Jänner 1890, No. 1.

Configuration sich erwirbt, schreibt er die besondern Lebensvorgänge der höhern Organismen zu. Diese Unterscheidung würde, wenn anders wir sie richtig auffassen, beim Makroplasma das Zustandekommen einer Empfindung ermöglichen, welche wir, im Gegensatz zur Empfindung der einzelnen Theile eines solchen Lebewesens, Gesammtempfindung nennen möchten. Ließe sich nicht darin eine Vorstufe dessen erblicken, was bei den Thieren mit central organisirtem Nervensystem als bewußte Empfindung auftritt, und könnten nicht dadurch Bewegungen zur Auslösung gelangen, welche nicht Reflexe einzelner Organe, sondern Reflexe des Organismus als Ganzes wären? Warum sollte das nicht genügen, um die staunenswerthen Evolutionen begreiflich zu machen, mittels welcher z. B. ein Seestern aus den schwierigsten Lagen mit einer Gewandtheit sich befreit, die dem geübtesten Turner zur Ehre gereichen würde? Die Gesammtempfindung wäre ganz geeignet, das Bewußtsein zu ersetzen, und zweierlei würde damit gewonnen: die Trennung des Bewußtseins von der Empfindung machte diese zu einer rein physiologischen, der exacten Wissenschaft zugänglichen Frage; und es entfiele die einzige triftige Einwendung gegen eine Erklärung des Bewußtseins, welche, gleich frei von allem Hylozoïsmus wie von aller Metaphysik, den Monismus in seiner vollen Reinheit aufrecht hält.

Dem Vogel wird kein Unbefangener Beseelung streitig machen; allein sein Bewußtsein entwickelt sich nicht bis zum Selbstbewußtsein: er denkt, er weiß, was er thut, aber nicht, daß er thut; in Folge dessen gehört sein kunstreicher Nestbau zum instinctiven Thun. Bei höher organisirten Thieren beobachten wir allerdings Spuren eines noch viel bewußteren Thuns; da aber ihr Denken nur in Vorstellungen und nicht in Begriffen sich bewegt, so haben sie von ihrem Denken keinen Begriff. Auch sie wissen daher nur was, nicht daß sie thun. Die größte Verwirrung in diese an sich so klare Sache bringt der Mißbrauch, der mit dem Ausdruck „unbewußt" getrieben wird. Man spricht immer von einem unbewußten Thun der Natur. Erstens giebt es in der Natur selbst kein Thun; nur das Individuum thut etwas; in der übrigen Natur giebt es nur ein Geschehen. Zweitens geht allerdings das Geschehen in der Natur unbewußt vor sich. Allein wozu es so nennen, wo die Bedingungen zu einem Bewußtsein gar nicht vorhanden sind? Ist das nicht reiner Zeit-

verlust, wie wenn man bei jeder Gelegenheit von einem Baum sagen wollte: er sehe die Sonne nicht aufgehen, er höre nicht den Gesang der Vögel? Und doch hat er weit eher noch eine klare Empfindung vom Erblicken der himmlischen Lichtspenderin und sogar vom Jubel des Vogelgesangs, als die Natur eine Ahnung des Bewußtseins. Ein unbewußtes Thun kommt nur dort vor, wo es ein Bewußtsein giebt, welches vorübergehend ruht. Von welcher Bedeutung dieses Unbewußte für die Kunst ist, werden wir später zeigen.

Vor Allem wollten wir darthun, daß der Kunsttrieb schon in der Thierwelt eine große Rolle spielt, weil dadurch ersichtlich wird, um wieviel mächtiger er im Menschen auftreten muß, der mit der ganzen Macht seines Geistes sich ihm hingiebt. Wir haben aber bis jetzt nur von der Kunst als Kunstfertigkeit im Allgemeinen gesprochen. Die schönen Künste sind ein dem Menschen vorbehaltenes Gebiet. Die Spuren eines Schönheitssinnes sind in der Thierwelt verschwindend, wenn sie nicht gar bloß ihr angedichtet werden und auf anderweitigen Motiven beruhen. Das bloße Gefallenfinden an etwas sagt noch sehr wenig, und der Gebildete ist in Betreff seines Schönheitssinnes sehr wohl sich bewußt, daß beim Zustandekommen des schönen Bildes sein eigener Geist wesentlich mitwirkt. Wir haben in dem Capitel über die Phantasie schon angedeutet, worin das Wesen des Schönen liegt. Der Künstler legt seinem Werk eine Idee zu Grunde, und der das Werk Betrachtende kann es nur genießen, wenn er ein Ideal in sich trägt, das es ihm ermöglicht, über die Identität der Idee und des sie darstellenden Kunstwerks sich ein Urtheil zu bilden. Zur vollen ästhetischen Befriedigung gelangt er aber nur, wenn das Kunstwerk durch dessen Vollendung die Unendlichkeit des großen Ganzen, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Lebens ihm vor die Seele zaubert. Was wir aber da von der Mitwirkung desjenigen sagen, welcher dem Genuß des Schönen sich hingiebt, gilt nicht bloß vom Kunstschönen, es gilt womöglich noch mehr vom Naturschönen, das es im gemeinen Sinne eigentlich gar nicht giebt. Die Natur müßte mit Absicht bilden, damit man in ihr das Schöne vorfinden könne, wie gewöhnlich angenommen wird. Die Natur wirkt einfach nach den Gesetzen der Entwicklung, als deren erstes das Gesetz des geringern Widerstandes zu nennen ist. Symmetrie und Gleichgewicht sind

bei vielen ihrer Schöpfungen Grundbedingung des Zustandekommens, und so mag manche Form, die unserm Begriff des Schönen entspricht, aus Gründen sich ergeben haben, die der Forschergeist noch entdecken kann, die aber gewiß nicht auf einen Schönheitssinn zurückführen. Der irrigen Annahme, daß die Natur Schönheitssinn habe, daß man in ihr das Schöne fertig vorfinde, verdanken wir den mißverstandenen Naturalismus, der die Natur sklavisch copirt, anstatt frei sie zu idealisiren. Nur vorübergehend kann er sich behaupten, weil die Idee des Schönen, wie die des Wahren und Guten, bereits zu einem unveräußerlichen Gut des civilisirten Menschen geworden ist.

Anderseits unterliegt es keinem Zweifel, daß der menschliche Schönheitssinn an den Werken der Natur sich herangebildet hat. Allein sein Vergleichen des Erhabenen, Lieblichen, Angenehmen u. s. w. hätte ihn nie zum Begriff des einfach Schönen geführt, wenn nicht seine Fortschritte in intellectueller Beziehung seinem Geschmack, auf den es übrigens beim Schönen nicht ausschließlich ankommt, eine allgemeinere Richtung gegeben hätten. Erst durch das Verständniß des Allgemeinen konnte er zu einer ideellen Auffassung gelangen, die ihn lehrte, an all' den Arten, die sich ihm darboten, jene Exemplare am höchsten zu schätzen, welche am reinsten die ganze Art zum Ausdruck bringen. Zum Begriff der Vollendung mußte der Begriff des Allgemeinen ihn leiten, damit der Drang in ihm erwache, für das, was er als das Höchste erkannte, eine befriedigende Form zu ersinnen. Versuchen mußte er daran sein Können, und beim Nachbilden überzeugte er sich, daß selbst beim Menschen, der ihm als das vollendetste Werk der Natur erschien, die einzelnen Theile von verschiedenen Individuen entlehnt werden müssen. So idealisirte er, und je weiter er darin fortschritt, desto klarer wurde ihm der allgemeine Zusammenhang der Erscheinungen und daß im gelungenen Bilde eben dieser Zusammenhang und in ihm die ganze Welt sich spiegle. Keine Landschaft konnte er brauchen, wie er sie vorfand: er mußte das Bild abgrenzen und es durch einen dazu erdichteten Vordergrund zu einer für sich bestehenden kleinen Welt machen. Darin, daß beim kleinsten wie beim größten Kunstwerk der Schein sich uns erzeugt, es komme in ihm das große Ganze, wie die menschliche Empfindung es durchgeistigt, zur Darstellung, liegt die überwältigende Macht des Schönen.

Und ist eine Dichtung etwas Anderes als die Begrenzung einer Idee durch eine Sprache, die durch ihr Maß zu etwas Lebendigem sie erhebt? Den weltumfassenden Gedanken des Schönen müssen wir erst in das sogenannte Naturschöne hineinlegen, damit es von dieser Seite uns packe. Der diesen Gedanken nicht mitbringt, wird alles Erdenkliche, nur nicht das Schöne, an der Natur bewundern. Sind wir aber für den Genuß des Schönen herangebildet, so entführt es uns in eine herrlichere Welt, nicht in eine erfundene, in eine vom Menschen in seinem Innern gefundene, die ihn lehrt, was Vollendung ist und wie man sie anstrebt. Erst allmählich ist er zu dieser Welt gekommen durch Erfahrungen, die ihn sie ahnen ließen, durch Werke, die sie zum Ausdruck brachten; und aus der fortwährenden Wechselwirkung von Ahnen und Schaffen entwickelte sich nach unzählbaren mißglückten Versuchen die wahre Kunst und mit ihr der echte Künstler. Was die offenen und verkappten Spiritualisten in der Intuition finden wollten, ist nur ein Zurücktreten des Bewußtseins, welches ein instinctives Schaffen ermöglicht und Dinge vollbringt, die so vollendet nicht zu Stande kämen, wenn wir dabei immer die Größe der zu überwindenden Schwierigkeiten im Auge behalten würden. Es gilt dies besonders von den technischen Schwierigkeiten, die durch Uebung zu einem mechanischen Thun werden. Wer hat es nicht schon an sich selbst erlebt, daß Manches — wie man zu sagen pflegt — in Gedanken, richtiger gedankenlos Gethane besser gelingt, als wenn dessen Details unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nehmen würden. Ein Clavierspieler, der jede Note einzeln und nicht eine ganze Gruppe von Noten als ein einheitliches Bild betrachten wollte, brächte keine schwerere Passage glatt zu Wege. Eigentlich ist es die Concentration unseres Bewußtseins auf einen einzigen Punkt, was als etwas unbewußt Geschehendes unser Thun uns erscheinen läßt: der Sache sind wir uns vielmehr ganz außerordentlich bewußt; nur unserer selbst sind wir nicht uns bewußt, weil wir uns dabei aus den Augen verlieren.

Die ganze Civilisation wäre undenkbar ohne die schönen Künste. Wo sie walten, herrscht glücklicher Friede. Wo die Greuel einer durch Kampf und Noth aufgewühlten Gesellschaft das menschliche Herz veröden, ergreifen sie die Flucht. Und wo sie wieder erscheinen, bemächtigt sich der Seele eine freundliche Milde, die

weithin Milde verbreitet. Der Weg in die Welt des Sittlichen führt durch die Welt des Schönen. Der Mensch wäre nie zu sittlichen Idealen gelangt, wenn er unfähig gewesen wäre, zum Erfassen des Schönen durchzudringen. Darum hat das Schöne zum Merkmal des Sittlichen sich herausgebildet: eine schöne That ist eine gute That. Darum reizt uns das Gute, darum sind wir des edelsten Altruismus fähig, darum stößt alle Rohheit uns ab. Der Sinn für Kunst ist es, der unsere Glückseligkeit adelt. Nur darf man die Sache nicht so fassen, als genügte der Anblick von Werken der Kunst, um einen rohen Menschen zu veredeln. Der Rohe vermag nicht, sie zu verstehen, oder faßt sie gar von einer schlechten Seite auf. Der Mensch veredelt sich in dem Maße, in welchem in ihm ein echter Sinn für Kunstwerke und damit der Sinn für Vollendetes sich entwickelt. Der nicht Stunden gehabt hat, in welchen er über den Schöpfungen wahrer Kunst aller Leiden vergaß im Hochgefühl, eins zu sein mit der unendlichen Welt, der weiß nicht, wieviel dieses Leben bieten kann. Einer echten Dichterseele verdanken wir das Wort: es sei „die Poesie das Paradies, das Gott uns gab zurück".

Von welcher Bedeutung aber das Schöne für die Ethik sei, ersehen wir nicht allein aus seinem Einfluß auf unsere Glückseligkeit: das Schöne ist es, das den Accent legt auf unsere Unterscheidung zwischen Moral und Sittlichkeit. Die Moral sieht vollständig ab von der Schönheit, die ihr als eine überflüssige Zuthat, wenn nicht gar, sobald das religiöse Moment mitspielt, als zur Sünde verleitend erscheint. Für den Moralisten büßt die Tugend von ihrem Werth ein, wenn sie in schöner Form sich zu geben trachtet. Es ist dies auch ganz consequent vom Standpunkte eines überirdischen Verdienstes. Unser sittlicher Mensch dagegen faßt den tugendhaften, schönen und gesunden, den irdisch hochentwickelten Menschen in sich; denn die Grundlage seiner Neigung zum Guten ist sein Glückseligkeitstrieb. Unser Erziehungsideal ist daher wesentlich ein ästhetisches. Ihm gilt die Schönheit als der Ausdruck eines gesunden Leibes, in welchem eine gesunde Seele sich entwickelt. Für diese Welt wollen wir die Menschen erzogen wissen; ihr leibliches Wohl ist uns so wichtig als ihr geistiges, weil sie einheitliche Wesen sind, in welchen das, was für sie das Merkmal des Guten ist, auch das Merkmal ihrer Glück-

seligkeit zu sein hat. Der Ausdruck, zu dem es das echte Glück bringt, wirkt verschönend wie nichts. Und ist nicht die Schönheit selbst unschön, wenn sie ungeschlacht auftritt? Muß nicht auch sie gewaschen und erzogen werden? Schöne Umgangsformen und das Bedürfniß, mit Schönem sich zu umgeben, vollenden die Sittlichkeit, die nichts Anderes ist als die höchste Blüthe der Gesittung. Wir haben es schon hervorgehoben, daß des Menschen größtes Kunstwerk der Mensch ist. Lassen wir alle Leistungen menschlichen Könnens an unserm Geist vorüberziehen, so wird uns die Erziehungskunst als die edelste sich darstellen.

Humor.

Die Entwicklungslehre kennt keinen ersten Menschen. Sie ist nämlich nicht in der Lage, einen bestimmten Punkt anzunehmen, auf welchem das Wesen, das wir mit diesem Namen bezeichnen, mit einem Mal diesen Namen verdient hätte. So ganz unmerklich hat, wenn anders die Entwicklungslehre ernst genommen wird, aus der Thierheit der Mensch sich erhoben. Denken wir aber einen Moment, in welchem dieses merkwürdige Wesen völlig zum Bewußtsein seiner selbst und zu einer Ahnung seiner Aufgabe gekommen wäre. Schaudernd würde es emporgeblickt haben. Und denken wir nun, der Mensch hätte da einen allmächtigen Genius erblickt und flehend ihm zugerufen: Gieb mir die Hand, führe mich, hilf mir! — Der Genius würde keine andere Antwort gehabt haben, als: „Es liegt in deiner Natur, weil es in der Natur liegt, aus der du geworden bist, daß nur du selbst dir helfen kannst; nichts vermag die allgemeine Causalität zu durchbrechen; aber etwas Gutes gebe ich dir mit auf den Weg; es ist das Einzige, das die Allmacht dir bieten kann: dein sei der Humor." — Der Mensch hätte gewiß, wie es das Märchen gern erzählt, über das unscheinbare Geschenk aus so mächtiger Hand die Achseln gezuckt. Er würde auch ungläubig gelächelt haben, wenn der Genius ihm hätte die Kostbarkeit der Gabe klar machen und auseinander setzen wollen, die Allmacht sei das Causalgesetz und könne nichts gegen sich selbst; der Humor aber sei im Stande, selbst der Allmacht ein Schnippchen zu schlagen.

Im gewöhnlichen Leben wird oft der Humor mit dem Witz verwechselt; aber er verhält sich zu diesem wie die Vernunft zum bloßen Verstand. Der Humor muß Witz haben, während der Witzige durchaus nicht Humor zu haben braucht: gerade so wie ein

Vernünftiger nicht denkbar ist ohne Verstand, während Einer über den schärfsten Verstand verfügen kann, ohne darum zu jener Freiheit des Urtheils durchdringen zu müssen, die nur Sache der Vernunft ist. Der Verstand trennt und erklärt, die Vernunft verbindet und begreift. Witz und Humor lachen beide; jedoch der Witz lacht und streitet, der Humor lacht und versöhnt. Der Witz mag noch so gutmüthig auftreten; hinter seiner Gutmüthigkeit lauert immer die Bosheit: der boshafteste Humor ist im Grunde nur gutmüthig. Ein Mann von schärfstem Verstande kann ein Bösewicht sein; ein wahrhaft vernünftiger wird nie zum Bösewicht werden. Es wäre ein undankbares Geschäft, wollte Einer, dem nichts als Witz zu Gebot stände, sich's beikommen lassen, über Goethe's „Faust" sich lustig zu machen. Stellt sich echter Humor diese Aufgabe, so wird er, je besser er uns unterhält und je schonungsloser er manche Schwächen geißelt, desto klarer beweisen, daß ein Meisterwerk die Feuerprobe der Parodie jederzeit besteht, und am Schluß — wie Vischer in seinem: Faust, der Tragödie dritter Theil — aus einem Fenster am Himmel den alten Goethe sagen lassen können:

„Mein Lebtag hab' ich nicht so froh gelacht,
Noch seit ich heimging zu der Geisterhalle;
Der tolle Kerl, der diesen Spuck erdacht,
Der hat mich lieber, als ihr Andern alle!"

Mit dem Komischen haben wir es in beiden Fällen zu thun: das Unterscheidende liegt allein im Standpunkt, und worauf es bei diesem vor Allem ankommt, spricht vielleicht zur Genüge der kurze Satz aus: der Witz, der immer bereit ist, sich selbst zu persifflíren, ist Humor.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des echten Humoristen, sich selbst zu parodiren, und eben darum kann man ihm das Heiligste anvertrauen. Es ist eine Thatsache, daß durchschnittlich der Witzbold, der aber auch meist nur schlechte Witze macht, ein lustiger, der Humorist ein ernster Mensch ist, und daß die zur Melancholie neigenden Engländer unter ihren Schriftstellern die meisten Humoristen aufweisen, wie auch daß die echten Komiker fast alle melancholischen Temperamentes sind. Er kennzeichnet dies in nicht mißzuverstehender Weise die Natur des Humors. Wenn wir sagen, daß man ihm das Heiligste anvertrauen könne, so meinen wir damit, daß der Geist, der aus dem Humor spricht, ein ernster ist. Was ihm zu Grunde

liegt und in ihm bald direct, bald indirect zum Ausdruck kommt, ist das Bewußtsein der Ohnmacht des Menschen gegenüber dem Unvermeidlichen, in dessen Hand er sich befindet. Durchdrungen vom ganzen Ernst des Lebens, als dessen Mittelpunkt er, wie jedes Individuum, sich fühlt, bewahrt er sich seine Selbständigkeit, indem er auf den Fittigen des Witzes „mit Willen" in dem Element sich erhält, dem er nicht entrinnen kann. Es ist einleuchtend, daß dies einen starken Geist und ein felsenfestes Selbstvertrauen erheischt. Im Bewußtsein dieser Ueberlegenheit wagt er sich an das Heiligste, das er leicht behandelt, aber so wenig je herabsetzt, als er sich selbst je wegwirft, wann er seinen Witz gegen die eigene Person kehrt.

Der bloße Witz wird, sobald er weiß, ein helles Lachen erregen zu können, auch ein großes Unglück nicht schonen. Wahres Unglück ist dem Humor etwas Unantastbares. Die Zielscheibe seines Witzes sind die zahllosen kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens; und ganz zu Hause ist er auf diesem Gebiete, wann es eine Person zu geißeln gilt, die in Allem, was zu einer behaglichen und hochachtbaren Existenz gefordert wird, vom Schicksal besonders begünstigt ist und über die kleinste Störung ganz außer Fassung geräth. Sein Ideal ist es, immer über der Situation zu schweben, und je nach dem Maße, in welchem ihm das gelingt, ist er ein freier oder ein gebrochener Humor. Beim gebrochenen Humor muß die Befreiung in Sicht sein, soll anders die Wirkung eine wohlthuende sein. Ist das nicht der Fall, dann sinkt er herab zu der fatalen Erscheinung, die treffend als Galgenhumor bezeichnet wird.

Aus eben diesem Grunde hat es immer große Humoristen nur in Zeiten gegeben, die entweder durch freiheitliche Zustände und einen hohen industriellen wie künstlerischen Aufschwung keine allgemeine Verbitterung aufkommen ließen oder wenigstens einen sichern Ausblick gewährten in den Anbruch einer allgemeinen Aufhellung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Eine Zeit wie die, in welcher Aristophanes dichtete, hat es nicht mehr gegeben. Daß in England die echten Humoristen zahlreicher sind als anderwärts, hat ohne Zweifel im hochentwickelten politischen und industriellen Leben seinen Grund, dessen Frucht eine kerngesunde Gesellschaft ist, die nicht vor jedem frischeren Luftzug zurückbebt und freudig das kalte Sturzbad verträgt, als welches der Humor oft niedergeht. Mit derselben Freiheit, mit welcher der Scherz sich bewegt, hat er auch

aufgenommen werden zu können. Der deutsche Fischart war nur möglich als der Verkünder einer neuen Zeit, nach der sich Alles sehnte. Nur seine rohe Formlosigkeit scheint ihn manchmal von der Höhe herabzudrücken, zu der sein Genius ihn erhoben hatte, von dem Vischer so schön sagt, daß er „aus den tollen Larven einer verwilderten Ritter- und Pfaffenwelt das schöne Bild eines Gesammtlebens auftauchen läßt, worin die ganze menschlich freie, sittliche Zukunft, die in der Reformation als Keim liegt, sich als heiterer Tag ausbreitet".

Während alles übrige Komische nur Endliches mit Endlichem in Contrast setzt, stützt sich der Humor auf den als unendlich sich darstellenden Weltwiderspruch, der seit dem Erwachen des Selbstbewußtseins das menschliche Denken beschäftigt und dessen jeweilige Lösung die herrschende Weltanschauung anstrebt. Von dieser, für den schwachen Geist schwindelnden Höhe stürzt sich der Humor mitten in das Getriebe des Lebens mit der Sicherheit eines Adlers, der jeden Augenblick wieder in die wolkenlosen Regionen sich emporschwingen kann, aus welchen er gekommen ist. Die Contraste, die er hervorhebt, führen alle auf jenen Widerspruch zurück, dessen Ausdruck das Unvermeidliche ist, und der für ihn nicht besteht, weil er das Unvermeidliche besiegt, indem er heiter sich darein findet. Das vermag nicht der gebrochene, das vermag nur der freie Humor, und diesem hat eine reiche Erfahrung zur Seite zu stehen. Dazu reicht auch der sogenannte naive Humor, die bloße gute Laune nicht aus. Diese bewahrt sich ihre Heiterkeit durch eine oberflächliche Beurtheilung der Dinge und kann durch einen einzigen Blick in deren Tiefe unwiederbringlich verloren sein. Den echten Humor überrascht nichts; das Ueberraschen ist seine Sache.

Wir haben ihn bislang nur in seiner höchsten Entfaltung betrachtet, in welcher er beim Dichter, beim künstlerischen Genie zur Erscheinung kommt. Die geistige Auffrischung, welche die Völker den echten Humoristen verdanken, ist für sich allein genügend, um den hohen Werth zu rechtfertigen, den wir am Eingang dieses Schlußwortes, mit welchem wir vom gütigen Leser Abschied nehmen, dem Humor beigelegt haben. Der Humor ist aber auch andern Sterblichen gegeben, und wahrhaft glückselig ist, der dieser herrlichen Geistesthätigkeit sich erfreut. Eine Gottesgabe könnte man sie nennen, die ihresgleichen nicht hat, denn sie ist die höchste

Bethätigung der Geistesfreiheit. Gewiß hat man die Anlage dazu mit auf die Welt zu bringen; allein diese Anlage kommt weit häufiger vor, denn gemeinhin angenommen wird, und ihr Loos ist es nur zu oft, mit einem bösen Hang zum Spott verwechselt und im Keim unterdrückt, wenn nicht gar nach dieser schlimmen Richtung gedrängt zu werden. Richtig entwickeln kann sie sich übrigens nur auf der Grundlage einer Bildung, welcher jeder Knechtssinn fremd ist. Sie scheut nichts mehr als befangene, unentschiedene Naturen und erheischt einen erleuchteten, warmen Sinn für's Allgemeine, getragen von einer selbständigen Individualität, welche im Bewußtsein, jederzeit und jedesorts mit der ganzen Person für die heiligsten Güter der Menschheit einzustehen, über Alles einen Scherz sich erlauben darf. Ein Beispiel, das diese Auffassung vollkommen klarlegt, bietet Luther's weltbekannte Antwort auf die verfängliche Frage: Was der liebe Gott während der Ewigkeit, welche der Erschaffung der Welt vorherging, gethan habe? — Die Innigkeit seines naiven Glaubens kann von Niemand angezweifelt werden; sie kommt aber auch mit der ganzen Ueberlegenheit seines Geistes an den Tag in den schlichten Worten: „In einem Birkenwald hat er gesessen und Ruthen geschnitten für die unnützen Fragesteller." Liegt nicht ein ganzer Schatz von Humor und Weisheit in diesen wenigen Worten?

Das Lachen unterscheidet den Menschen vom Thier. Nur weil der Mensch zur Sprache organisirt ist, vermag er zu lachen. Der Humor ist dieser herrlichen Veranlagung geistvollstes Kind. Es giebt für den Menschen keine andere Willensfreiheit denn die Erkenntniß, welche in der allgemeinen Nothwendigkeit das eigene Gesetz erblickt und darin sich bewegt als in ihrem Element. Und wo zur Lösung dieser Aufgabe die Weisheit nicht ausreicht, da bringt der Humor es noch zu Wege. So gut er kann, strebt der Mensch nach dem Ziel, das er seiner Thätigkeit setzt, und bei jedem Schritt stößt er auf Widerstand, wenn er der herrschenden Strömung nicht nachgiebt. Wird er zur Engherzigkeit erzogen, dann ist er nur zu geneigt, entweder an die Spitze der Tagesströmung sich zu drängen, um von der Beute des Eigennutzes sein Theil zu haben, oder mit Verachtung von allem Größern sich abzuwenden und der Weisheit letzten Schluß im Pessimismus zu finden. Und was thut der Pessimist? Bald sehen wir ihn, wie die von ihm Verachteten — aber mit Ingrimm —

an einem trügerischen Glück sich weiden, bald wirklich aller Lebenslust entsagen und dieses einzige Mal, das er lebt, auch nicht leben. Der sogenannte und der wirkliche Pessimismus übersieht wie aller einseitige Individualismus, daß es keine wahre Glückseligkeit giebt, die nicht auf Gemeinnützigkeit sich gründet. Wie soll er aber zu dieser Einsicht gelangen, so lange es das Wort nicht giebt, welches dieses Evangelium so unwiderstehlich klar darlegt, daß ihm die Meisten unbedingt folgen?

Es gebricht nicht an Menschen, und sie sind vielmehr weit zahlreicher, denn gemeinhin angenommen wird, die von dieser Wahrheit, dem Kern dieses Buches, ganz durchdrungen sind. Und unter diesen — das Schicksal ist oft selbst ein großer Humorist — giebt es auch Gläubige, die vor diesem Buch, als hätt' es der Böse dictirt, sich bekreuzen werden. Warum sollten wir nicht hoffen, daß man eines Tages zur einzigen Rettung greifen wird? Eines giebt's, das für Alle gilt: die Zukunft sind die Kinder. Sie richtig zu erziehen, ist unsere ganze Moral und eine Moral der Liebe, welcher der wahre Glaube nicht widerstreitet. Es ist das Elternhaus ein Garten, in welchem das Edelste wächst, die Menschenblüte. Diese hat gepflegt zu werden ihrer Natur gemäß und mit Berücksichtigung des Bodens, in den das reichentwickelte Leben die Erwachsene versetzt. Widerstandskräftig hat sie sich zu entfalten und gesunde Früchte hat sie tragen zu können. Dann wird sie ihres Daseins froh werden unter diesem Himmel, den oft furchtbare Stürme verdunkeln, aber nie so verdunkeln, daß für das sehende Auge das heitere Blau nicht immer wieder hervorlachte.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Einleitend	V
Dankbarkeit	1
Arbeit	10
Egoismus	16
Gerechtigkeit	26
Nervosität	32
Allseitig	39
Leidenschaft	47
Ideal	55
Gemeinsinn	60
Unvermeidlich	65
Gottesidee	73
Wahrhaftigkeit	79
Sittlichkeit	86
Liebe	93
Familie	102
Phantasie	110
Mäßigkeit	117
Ehrgefühl	124
Gottüberall	130
Tod	136
Duldsamkeit	144
Charakter	151
Weisheit	160
Kunst	165
Humor	174

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verzeichnis früherer Schriften von Bartholomäus Ritter von Carneri.

A. Politische Broschüren.

1) **Die politischen Ideale.** Wien 1848, Tendler.

2) **Das moderne Faustrecht.** Wien 1860, Tendler.

3) **Neu-Oesterreich.** Wien 1861, Tendler.

4) **Die freie Gemeinde.** Ein Beitrag zur gewichtigsten Frage unserer Landtage. gr. 8°. Brosch. 30 Pf. Wien 1863, Tendler.

5) **Demokratie, Nationalität, Napoleonismus.** gr. 8°. Brosch. 80 Pf. Wien 1862, Fromme.

6) **Zum Fürstentag.** Wien 1863, Fromme.

7) **Franz Deak's Rede,** vom österreichischen Standpunkte beleuchtet. gr. 8°. Brosch. 30 Pf. Wien 1863, Fromme.

8) **Julius Fröbel und die deutsche Trias.** Ein Beitrag zur Bundesreform. 1864. gr. 8°. Brosch. 30 Pf. Wien 1864, Fromme.

9) **Oesterreich und die Encyclica.** gr. 8°. Brosch. 40 Pf. Wien 1865, Tendler.

10) **Oesterreich nach der Schlacht bei Königgrätz.** gr. 8°. Brosch. 40 Pf. Wien 1866.

11) **Der Hirtenbrief des Fürstbischofs Zwerger kritisch beleuchtet.** (2 Auflagen.) Wien 1868, Faesy & Frick.

B. Gedichte.

1) **Gedichte.** 8°. XVI, 327 S. 4 Mark. Leipzig 1848, Brockhaus.

2) **Ebendasselbe.** 2. Aufl. 8°. XVI, 327 S. 4 Mark. Leipzig 1850, Brockhaus.

3) **Pflug und Schwert.** Sonette 1862. 12°. Brosch. 1 Mark 20 Pf. Wien 1861, Pötzelberger & Fromme.

4) **Ungarische Volkslieder und Balladen.** Deutsch von B. C. 12°. 2 Mark. Wien 1892, Wilhelm Braumüller.

5) **Sechs Gesänge aus Dante's Göttlicher Komödie.** Deutsch und eingeleitet mit einem Versuch über die Anwendung der Alliteration bei Dante. 8°. 59 S. 1 Mark 20 Pf. Wien 1896, Karl Konegen.

C. Philosophische Schriften.

1) **Sittlichkeit und Darwinismus.** Drei Bücher Ethik. gr. 8°. IX, 366 S. 7 Mark. Wien 1871, Wilhelm Braumüller.

2) **Gefühl, Bewusstsein, Wille.** Eine physiologische Studie. gr. 8°. X, 168 S. 4 Mark. Wien 1876, Wilhelm Braumüller.

3) **Der Mensch als Selbstzweck.** Eine positive Kritik des Unbewußten. gr. 8°. VIII, 175 S. 4 Mark. Wien 1877, Wilhelm Braumüller.

4) **Grundlegung der Ethik.** gr. 8°. VII, 457 S. 9 Mark. Wien 1881, Wilhelm Braumüller.

5) **Entwicklung und Glückseligkeit.** Ethische Essays. 8°. 469 S. 8 Mark. Stuttgart 1886, E. Schweizerbart.

6) **Der moderne Mensch.** Versuche über Lebensführung. gr. 8°. Geh. 180 S. 4 Mark. 7. Auflage. Bonn 1901, Emil Strauß.

7) **Empfindung und Bewusstsein.** gr. 8°. Geh. 31 S. 1 Mark. Bonn 1893, Emil Strauß.

Schriften zur Förderung einer freien und wissenschaftlich durchgebildeten Weltanschauung im deutschen Volke.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Baumann, Dr. J., ord. Professor a. d. Universität Göttingen, **Neuchristenthum und reale Religion.** Eine Streitschrift wider Harnack u. Steudel. Groß-Octav. 1901. 60 Seiten. Preis 1 Mark 60 Pf.

Bender, Wilh. D. Dr., o. ö. Professor an der Universität Bonn, **Reformation und Kirchenthum.** Eine akademische Festrede zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Martin Luthers. 4.—9. Auflage. 1884. 54 S. Preis 1 Mark 20 Pf.

Besser, Dr. Leopold, Der Mensch und seine Ideale. Betrachtungen theoretischer und praktischer Art. Octav. 1878. Preis 6 Mark.

— Was ist Empfindung? Vortrag 2c. 1881. Preis 1 Mark.

— Die Religion der Naturwissenschaft. Octav. 1890. Preis 2 Mark.

— Das der Menschheit Gemeinsame. Auch eine christlich-sociale Studie. Mit dem Anhang „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?" Octav. 1895. Preis 2 Mark.

Carneri, B., Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. Siebente Aufl. Groß-Octav. 1902. Gebunden. Preis 4 Mark.

— Empfindung und Bewusstsein. Octav. 1895. Preis 1 Mark.

Forel, August, Prof. an der Universität Zürich, **Gehirn und Seele.** Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien. Octav. 5. Aufl. 1899. Preis 1 Mark.

Haeckel, Dr. Ernst, Prof. a. d. Universität Jena, **Ueber unsere gegenwärtige Kenntniss vom Ursprung des Menschen.** Vortrag, gehalten in Cambridge. 4.—7. Auflage. Octav. 1899. Preis 1 Mark 60 Pf.

— Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniß eines Naturforschers. Vortrag 2c. Octav. 9.—10., verbesserte Auflage. 1900. Preis 1 Mark 60 Pf.

— Die Welträthsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. 7. Auflage (14. u. 15. Tausend). Mit einem Bildnisse des Verfassers in Lichtdruck. VIII und 475 S. gr. 8°. 1901. Preis geheftet 8 Mark, elegant gebunden 9 Mark.

Hertz, Heinr., † Prof. der Physik a. d. Univ. Bonn, **Ueber die Beziehungen zwischen Licht und Elektricität.** Vortrag, gehalten auf der 62. Naturforscher-Versammlung in Heidelberg. 10.—11. Auflage. Octav. 1900. Preis 1 Mark.

Pietzker, Friedrich, Professor am Gymnasium zu Nordhausen, **Sprachunterricht und Sachunterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt.** Ein Vortrag, gehalten auf der 72. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Aachen 1900. Octav. 1900. Preis 1 Mark 20 Pf.

Schmidt, Heinrich (Jena), **Der Kampf um die „Welträthsel".** Ernst Haeckel, die „Welträthsel" und die Kritik. IV und 64 S. gr. Octav. 1900. Preis 1 Mark 60 Pf.

Strauss, David Friedrich, Gesammelte Schriften. **Auswahl in 6 Bänden.** Herausgegeben von Ed. Zeller. In 5 eleg. Liebhaberbände geb. Octav. Preis 20 Mark.

Inhalt der sechs Bände: 1) **Kleine Schriften.** 3. Aufl. Einzelpreis geb. 4 M. 50 Pf. 2, 3) **Das Leben Jesu.** 9.—11. Aufl. Einzelpreis geb. 6 M. — 4) **Der alte und der neue Glaube.** 12.—14. Aufl. Einzelpreis geb. 4 M. 50 Pf. — 5) **Ulrich von Hutten.** Eine Biographie. 6.—8. Aufl. Einzelpreis 4 M. 50 Pf. — 6) **Voltaire.** Sechs Vorträge. 6.—8. Aufl. Einzelpreis geb. 4 M. 50 Pf.

Taine, Hippolit, Mitglied der Académie Française, **Der Verstand.** In's Deutsche übersetzt mit Autorisation des Verfassers von Dr. L. Siegfried. 2 Bände. Octav. 1880. Preis 16 Mark.

Zeller, Eduard, Prof. a. d. Universität Berlin, **David Friedrich Strauss** in seinem Leben und seinen Schriften. 2. Auflage. Octav. 1874. Preis 3 Mark.

Ziegler, Dr. Theob., Prof. a. d. Universität Straßburg, **Geschichte der Ethik.** I. Abtheilung: Ethik der Griechen und Römer. Octav. 1882. Preis 8 Mark.

Soeben erschien:

Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe von Ernst Haeckel (Jena). Mit 72 Abbildungen und 4 Karten im Texte und 8 ganzseitigen Einschaltbildern. Preis in elegantem Leinenbande 10 Mark.

Die geistvollen Reisebriefe, in welchen der berühmte Gelehrte Ernst Haeckel den Freunden in der Heimat seine Eindrücke und Erlebnisse in den märchenhaft schönen Gegenden des Malayischen Archipels während einer achtmonatigen Reise schildert, bilden, durch Ausführungen und Zusätze vermehrt, mit trefflichen Abbildungen geschmückt, ein prächtiges Buch, welches sicherlich kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Während in der Heimat der Kampf der Meinungen über seine Bekenntnisschrift „Die Welträtsel" am lautesten tobte, folgen wir ihm auf den friedlichen Pfaden, die er als ernster Forscher auf den paradisischen Inseln der Südsee wandelt, und gewinnen durch seine Schilderungen einen mächtigen Eindruck von Land und Leuten, von Tieren und Pflanzen der Tropenwelt, vermöge der hohen Begabung Ernst Haeckels, anziehend zu erzählen, geistreich zu plaudern und so Gelehrten und Ungelehrten unwillkürlich ein grosses Interesse für seine wissenschaftlichen Forschungen einzuflössen. Dass die Wunderwelt des Südens auch den Philosophen Haeckel anspricht und manche tiefe Gedanken bei ihm auslöst, versteht sich von selbst.

Smaragdinseln der Südsee. Reiseeindrücke und Plaudereien von Dr. Alexander Pflüger, Privatdozent an der Universität Bonn. Mit 5 Karten und 144 Abbildungen im Text, 8 Einschaltbildern und einer Uebersichtskarte. Preis in eleg. Leinenbande 10 Mark.

Der Verfasser, ein junger Gelehrter, einer angesehenen Bremer Kaufmannsfamilie entsprossen, hat eine Reise um die Welt gemacht. Die Zauber der Smaragdinseln der Südsee haben ihn gelockt und ihn in teilweise noch recht unbekannte Gebiete geführt, zu denen namentlich die deutschen Besitzungen in Neuguinea und der Bismarck-Archipel gehören. Die Reise kann als Vorbild für jeden deutschen Reisenden gelten, der Zeit und Geld dazu verwenden will, um die Tropen, die alten Kolonialreiche der Engländer und Holländer und den noch jungfräulichen deutschen Kolonialbesitz in der Südsee mit eigenen Augen zu schauen. Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser. Wenn erst einmal die Zahl derer, die sich die Welt da draussen angesehen haben, grösser geworden ist, dann wird man endlich begreifen, welche unerschöpflichen Schätze in den deutschen Gebieten der Südsee noch zu heben sind, welche hohen Gewinne sich dort noch im Zusammenwirken von Wissen, Arbeit und Kapital erzielen lassen. Das ist der leitende Gedanke Pflügers bei seiner Reise und bei der Abfassung seines Buches gewesen.

Märchen einer Königin, von Carmen-Sylva. Mit 62 Zeichnungen von Mar-Elias, Fidus und Kado. Ein starker Oktavband in künstlerischer Ausstattung. Preis gebunden 5 Mark.

Die königliche Dichterin hat sich entschlossen, die zahllosen Märchen, mit denen sie so oft grosse und kleine Kinder als Erzählerin improvisierend um sich versammelt und entzückt hat, zu sichten und sie hier, mit reichem Bilderschmuck geziert, aller Welt zu Weihnachten zu bescheren.

Obgleich für Kinder bestimmt und zweifellos auch bestens geeignet, werden die sinnigen, duftigen Märchen doch hauptsächlich von Erwachsenen geschätzt und gelesen werden. Ganz hervorragend ist die äussere Ausstattung des Bandes in Bild- und Buchschmuck, zu dem Künstler von dem Ansehen wie Fidus, Kado und Elias ihr Bestes gegeben haben, um den Phantasien der Königin einen glänzenden Rahmen zu verleihen. Der Preis von 5 Mark ist für den stattlichen Band ungemein billig zu nennen.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BJ
1573
C3
1902

Carneri, Bartholomäus von
Der moderne Mensch

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 08 12 14 017 7